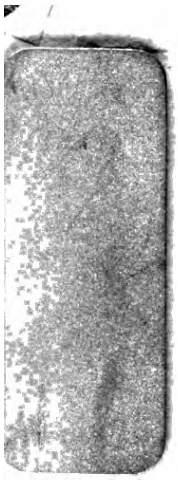
Die alten Deutschen

von

Gotthold Klee.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



University of Wisconsin
LIBRARY
No. 282444
F471
.K67a

Digitized by Google
Digitized by UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF WISCONSIN

Generated on 2019-10-21 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-21 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF WISCONSIN

Generated on 2019-10-21 14:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF WISCONSIN

Generated on 2019-10-21 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Heimkehr der Deutſchen aus der Schlacht im Teutoburger-Walde.

Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Die alten Deutschen

während der

Urzeit und Völkerwanderung.

Schilderungen und Geschichten,

zur Stärkung vaterländischen Sinnes

der Jugend und dem Volke dargebracht

von

Gotthold Klee.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1893.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-21 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF WISCONSIN

F471
.K67a

Dem edlen vaterländischen Dichter

Martin Greif

widmet dieses anspruchslose Werkchen

in herzlicher Verehrung und Freundschaft

der Verfasser.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-21 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF WISCONSIN

Vorwort.

Das vorliegende Büchlein verdankt sein Dasein einem Wunsche, der mir von mehreren Seiten ausgesprochen worden ist: aus den drei ersten Bänden meiner für reifere Leser bestimmten „Geschichtsbilder" dasjenige auszuheben, was auch Knaben von zarterem Alter verständlich und interessant erscheinen könne. Also ein Auszug aus jenem größeren Werke war beabsichtigt, und doch kein Auszug im gewöhnlichen Sinne. Alles, was der Jugend und dem Volke gefallen will, muß frische, gesättigte Farbe und abgerundete Form haben; mit dürftigen Notizen ist hier nichts gethan. Nicht eine karg bemessene, gleichmäßige Darstellung der wichtigsten Ereignisse, sondern eine Reihe lebensvoller Einzelbilder, in denen allein Geschichtliches der Jugend verständlich und anziehend ist, sollte geliefert werden. Das historisch Bedeutende mußte nicht selten gegen das ethisch Wertvolle zurücktreten. Daher habe ich einerseits viele Abschnitte ganz gestrichen, andrerseits die breite, behagliche Erzählung oder Schilderung nicht abgekürzt, sondern sie durch Vereinfachung des Verwickelten und kräftiges Hervorheben des menschlich Fesselnden, durch ver-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

änderte Farbe, Form und Gruppierung den geringeren Kenntnissen und der weniger entwickelten Fassungskraft meiner Leser anbequemt. Ich hoffe, es ist mir gelungen, ein Volks- und Knabenbuch zu schreiben, das dem auf dem Titel angegebenen Hauptzwecke entspricht. Wenn diese Hoffnung sich erfüllt, so soll ein zweites Bändchen mit Darstellungen aus der Kaiserzeit von Karl dem Großen bis zum Ende der Hohenstaufen in Jahresfrist nachfolgen. Daß der vorliegende Teil mit den beiden letzten Abschnitten eigentlich über den zeitlichen Rahmen der Völkerwanderung hinausgreift, bedarf wohl keiner Entschuldigung. Es schien mir nicht ratsam, die hier berichteten Begebenheiten einer Schablone zuliebe aus ihrem natürlichen Zusammenhange zu reißen.

Die Probe der Zuverlässigkeit wenigstens wird das Büchlein bestehen; denn es gründet sich auf die Quellen selbst und die besten wissenschaftlichen Werke der Neuzeit und verschmäht den in der Jugendlitteratur üblichen romanhaften Aufputz, durch den der Leser nur in Verwirrung gebracht wird, da er niemals weiß, wo die Geschichte aufhört und die Erdichtung anfängt. Ich bin der Meinung, daß die alte vaterländische Geschichte auch ohne solche Zieraten empfängliche Gemüter zu fesseln und zu begeistern vermag.

Bautzen, im September 1892.

Dr. Klee.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
1.	Land und Volk der alten Deutschen	1
2.	Haus und Hof	12
3.	Haustiere, Speise und Trank	16
4.	Kleider, Waffen und Gerätschaften	20
5.	Leben der Kinder und Frauen in der deutschen Urzeit	26
6.	Tageslauf eines germanischen Hausherrn in Friedenszeiten	34
7.	Alter, Tod und Bestattung	38
8.	Vom Glauben und Götterdienst der alten Deutschen	44
9.	Aus dem öffentlichen Leben in Friedenszeiten	59
10.	Aus dem germanischen Kriegsleben	67
11.	Die Kimbern und Teutonen	73
12.	Cäsars Kampf mit Ariovist	88
13.	Drusus und Tiberius in Deutschland	96
14.	Armin, der Befreier Deutschlands, und die Schlacht im Teutoburger Walde	101
15.	Armin im Kampfe mit Germanicus	108
16.	Armin im Kampfe mit Marbod und das Ende des Helden	123
17.	Von der Urzeit bis zur Völkerwanderung	126
18.	Die Goten bis zum Einfall der Hunnen; Ulfilas	137
19.	Ermanarich und die Hunnen	145
20.	Die Westgoten im oströmischen Reich; Fridigern	149
21.	Die Schlacht bei Adrianopel und weitere Kämpfe	154
22.	Die Westgoten und Theodosius der Große	160
23.	Alarich, der König der Westgoten, und Stilicho	163
24.	Alarichs Siegeszug und Ende	174

Generated on 2019-10-21 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Seite

25. Tagesleben eines westgotischen Königs, fünfzig Jahre nach Alarich 180
26. Attila, der Hunnenkönig 185
27. Die Völkerschlacht auf den katalaunischen Gefilden . . 193
28. Attilas letzte Thaten und sein Tod 201
29. Ende des weströmischen Reiches; Odowaker 204
30. Theoderich der Große als Kriegsheld 211
31. Theoderich der Große als Friedensfürst 218
32. Die Franken vor Klodwig 229
33. Klodwig, der Gründer des Frankenreiches 237
34. Gelimer, der letzte Wandalenkönig 253
35. Der Ostgotenkönig Witichis 264
36. Totila, der große Gotenheld 274
37. Teja, der letzte König der Ostgoten 288
38. Alboin, der Langobardenkönig 293
39. Aus der Langobarden-Geschichte und -Sage von Authari bis Grimwald 305
40. Der Fall des Langobardenreiches und die Sage von Desiderius 321

Generated on 2019-10-21 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

1. Land und Volk der alten Deutschen.

Es war etwa dreihundertunddreißig Jahre vor unsers Heilandes Geburt, als ein gelehrter griechischer Kaufmann Namens Pytheas aus seiner Vaterstadt Massilia, die jetzt Marseille heißt und in Südfrankreich an der Mündung der Rhone liegt, mit etlichen Schiffen fortfuhr, um eine kühne Seefahrt zur Erforschung des unbekannten Nordens von Europa zu unternehmen. Er segelte um die spanische Halbinsel herum und weiter die Küste von Frankreich entlang und kam bis über England und Schottland hinaus. Erst die Schrecken des Eismeers zwangen den kühnen Mann zur Umkehr. Da fuhr er südwärts in die Nordsee, bis er an den westlichen Strand des heutigen Schleswig-Holstein gelangte, und er fand hier ein halbwildes Volk von riesigem Körperbau, mit blonden Haaren und blauen Augen, das nannte sich die Teutonen. Vor der Küste lagen zahlreiche Inseln, die seitdem zum größten Teil die See verschlungen hat; von den ärmlichen Bewohnern dieser Eilande kauften die Teutonen den schönen gelben Bernstein, den kostbaren Auswurf des Meeres. Reich an Erfahrungen und Gewinn kehrte Pytheas von seiner abenteuerlichen Reise heim und schrieb einen Bericht über all das Wunderbare, das er im unbekannten Ocean und im schaurigen Norden gesehen und erlebt hatte. Aber die Leute glaubten ihm nicht recht, ja sie lachten ihn aus oder schalten ihn; denn sie hielten ihn für einen Aufschneider und sagten, seine Erzählungen seien Windbeuteleien. So kümmerte sich denn auch niemand um jene Teutonen. Aber nach mehr als zweihundert Jahren erkannte man, daß Pytheas doch nicht lauter Lügen berichtet hatte;

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denn da kamen dieselben Teutonen mit ihren Nachbarn, den Kimbern, an die Grenze des römischen Reichs und lehrten die stolzen Römer zuerst vor den Deutschen zittern; denn jene Teutonen waren das erste deutsche Volk, dessen Name im Altertum genannt worden war, und zugleich neben den Kimbern das erste, das den Herren der Alten Welt den Untergang drohte. Zwar gelang es den Römern für diesmal noch die furchtbare Gefahr abzuwenden und jene beiden deutschen Stämme in zwei blutigen Schlachten zu vernichten; aber wenige Jahrzehnte später erfuhren sie bereits zu ihrem Schrecken, daß die Vernichteten nur einen ganz geringen Teil einer unermeßlichen Völkermenge von unglaublicher Tapferkeit und Körperstärke gebildet hatten, die hinter dem Rhein und der Donau bis zur Nord- und Ostsee und bis über die Weichsel hauste. Und diese Völkerflut, von der sich in den folgenden fünf Jahrhunderten immer und immer wieder einzelne Wogen lösten und gegen das Reich der Römer wie eine stets wiederkehrende Meeresbrandung anprallten, bis sie es endlich zertrümmerten, das waren eben die Deutschen, unsre Vorfahren, oder, wie man sie im Altertum nannte, die Germanen.

Einst, in grauer Vorzeit, waren sie aus Mittelasien, der großen Völkerwiege, in Europa eingewandert. Vor ihnen her zogen die Kelten, die den Westen und die Mitte Europas einnahmen; hinter ihnen die Slaven, denen der Osten zufiel. Der Süden war bereits von andern Völkern besetzt, aus denen die Griechen und Römer hervorgingen. So blieb den Germanen eigentlich nur der Norden des Weltteils. Sie unterwarfen oder verdrängten die Ureinwohner dieser Gegenden an der Ostsee; aber in langen harten Kämpfen eroberten sie sich auch die Mitte. Denn wenn auch die hier hausenden Kelten tapfer und stark waren, so waren die Germanen doch noch tapferer und stärker und drangen allmählich nach Westen bis zum Rheine und nach Süden bis zur Donau siegreich vor.

Die Römer, die in den warmen, fruchtbaren und wohl angebauten Gegenden am schönen Mittelmeere lebten, haben viel Abschreckendes von der Beschaffenheit des deutschen Landes erzählt; sie nannten es ein ungestaltes und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rauhes Land. Und freilich sah es namentlich im Norden zwischen Ems und Niederelbe traurig aus. Ungehindert konnten dort die wilden Meeresfluten oft auf viele Meilen den flachen, öden Strand überströmen, und weiter landeinwärts folgte ein schauerliches Durcheinander von Sümpfen und Urwald. An den Ufern der Ströme wuchsen riesige Eichen. Wenn diese vom Wasser unterwühlt oder durch Stürme losgerissen wurden, stürzten sie um und kehrten ihre weitverzweigten Wurzeln gen Himmel. Manchmal trieben sie auch samt großen Stücken des Bodens die Flüsse hinunter ins Meer und setzten mit ihrem ungeheuren Geäste, das sich wie Maste und Takelwerk ausnahm, die fremden Schiffe in Schrecken. Urwald bedeckte überhaupt den größten Teil Germaniens; aber deshalb sah es doch nicht überall grausig und wild aus. All die schönen deutschen Ströme, der Rhein, die Donau, der Main, die Weser, die Elbe und wie sie alle heißen, wälzten reichlicher und klarer als heutzutage ihre grünlichen Wogen dem Meere zu; alle die zahllosen Bäche und Quellen plätscherten, nur ungetrübt und ungehindert, durch Wald und Weiden. Der liebliche Wechsel wischen Thälern und Hügeln, der namentlich die mittleren Gegenden unseres Vaterlandes so reizend macht, bestand damals wie jetzt. Der wunderherrliche deutsche Wald war auch nicht allenthalben so schauerlich und undurchdringlich, wie die Römer behaupteten, und wenn er auch die Feuchtigkeit erhöhte und Schnee und Regen anzog, so gewährte er dafür auch wohlthätigen Schatten im Sommer und hemmte die Gewalt des Sturmes im Winter. Außer feuchten, finsteren Eichenwäldern gab es trockene Waldung von Buchen und Nadelholz, herrlich duftend, mit schlank aufstrebenden Bäumen und weichem Moosgrund, auch hie und da schöne Lichtungen mit prächtigem Grün. Städte fehlten freilich gänzlich, stattliche Bauwerke ragten nirgends empor, und ebensowenig gab es wohlgeebnete Straßen, auf denen man bequemlich reisen konnte. Aber wenn der Wanderer auf gewundenem Waldpfad dahinschritt, so stieß er doch nicht selten auf Menschenwohnungen, von wo er schon aus der Ferne die Hunde bellen und die Gänse schreien hörte. Es waren niedrige Holzhäuser

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit hohen Strohdächern, ein jedes von einem eingehegten Hofraum umgeben, die entweder ganz einzeln in der Einsamkeit oder in weiteren Lichtungen als regellos angelegte, weitläufige Dörfer dalagen. Die Wege waren freilich selten genug und nur durch allmähliches Festtreten, nicht durch künstliche Anlagen entstanden. Oft erschwerten ungeheure Wurzeln oder gestürzte Baumstämme den Pfad. Und in dem Dickicht des Urwaldes hausten allerlei dem Wanderer unheimliche Gäste, vor denen er auf der Hut sein mußte; so das riesige Wisent, die stärkste und bösartigste Büffelart, und der kaum weniger furchtbare Ur- oder Auerochs, dazu grimmige Bären und Eber und gefräßige Wölfe. Ferner, wenn auch nicht gerade gefürchtet, der gewaltige Schelch oder Riesenhirsch, das häßliche Elen und das wilde Pferd. Aber noch häufiger zeigten sich doch die freundlichen Gestalten des Edelwilds und des sanften Rehs. In der Luft kreisten Adler und Geier, Habichte und Falken; im Sumpfrohr lebten Schwärme von wilden Gänsen, Schwänen und Enten; in den feuchten Thalgründen stolzierten Kranich und Storch. Neben den krächzenden Raben ließen Waldtauben, Drosseln und unzählige kleinere Singvögel ihre traulichen Stimmen erschallen. Und wenn der Wind durch die hohen Wipfel der tausendjährigen Eichen und Buchen, Tannen und Fichten strich, wenn all die heimlichen Stimmen des deutschen Waldes flüsterten, summten und rauschten, dann glaubte der Wanderer mit frommem Schauer das Raunen und Weben der heimischen Götter zu vernehmen. Außer Sümpfen und gähnenden Abgründen, außer hungrigen und blutgierigen Tieren konnten ihm allerdings auch habsüchtige, ruchlose Menschen gefährlich werden. Aber die Furcht vor feindseligem, lauerndem Gesindel war im allgemeinen nicht sehr groß; denn im ganzen Lande, überall, wo Germanen lebten, hielt man das Gastrecht heilig, und der Fremde war ein Gegenstand frommer Scheu. Er stand ja unmittelbar unter dem Schutze der Gottheit, und diese zu erzürnen trug selbst der rohe Gesell Bedenken.

Die Herren dieses Landes zwischen Meer und Donau, zwischen Rhein und Weichsel, zeigten schon durch ihr *Äußeres* sowie durch besondere *Vorzüge und Fehler*, daß sie ein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unvermischtes, selbständiges, nur sich selber ähnliches Volk waren. Oft genug beschreiben die alten römischen Geschichtschreiber bewundernd die ungeheure Körpergröße, die gewaltigen und geschmeidigen Leiber, die trotzigen blauen Augen, das volle, rotblonde, langherabwallende Haar, die weiße Hautfarbe und hohe Schönheit der Germanen. Voll Staunen berichten sie, daß deutsche Gefangene, wenn sie im Triumph zu Rom aufgeführt wurden, oft die Adlerstangen und Siegeszeichen überragten, daß deutsche Jünglinge mit Leichtigkeit über sechs nebeneinanderstehende Pferde springen konnten, daß deutsche Helden nicht selten halbe und ganze Tage lang im Schlachtgewühl stand hielten und unzählige Einzelkämpfe bestanden, daß sie Bäume samt den Wurzeln aus der Erde rissen oder Stämme von vierzig Fuß Länge auf den Schultern trugen, daß sie die reißendsten Ströme durchschwammen, beim Aufsitzen stets ohne Steigbügel aufs Pferd sprangen, die schneebedeckten jähen Alpenabhänge lachend auf ihren Schildern hinunterrutschten, ohne der gähnenden Klüfte zu achten, daß sie leicht die grimmigste Kälte, nicht aber die Hitze, trefflich den Hunger, ungern aber den Durst ertrugen. Durch das tausendjährige Urwaldleben, durch beständige Abhärtung, durch Jagd und Krieg, durch einfache und keusche Sitte hatte dieses Heldenvolk die angeborene Kraft und Geschmeidigkeit von Jugend auf genährt, es hatte gelernt aller Gefahren und des Todes zu lachen, und darum war es überall unwiderstehlich, wo es auf Stärke, körperliche Gewandtheit und ungestümen Mut ankam.

Außer der Tapferkeit treten uns unter den geistigen Eigenschaften der Germanen noch manche als gemeinsames Gut und Kennzeichen der ganzen Nation entgegen, so ein stolzes, männliches Selbstbewußtsein, eine Freiheitsliebe, die zuweilen in spröden Eigensinn und unbändigen Trotz ausartete, und daneben eine rührende, hingebende Treue, von der wir manches schöne Beispiel kennen lernen werden. Den deutschen Mann zierte ferner ein offener, biederer Sinn, ein ehrliches, gerades Wesen in That und Wort; nur im Kriege, dem Feind gegenüber war Schlauheit und List erlaubt, ja sie galt sogar für rühmlich, wenn sie nur mit gefahrvollem Wagnis und kühner

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

That verbunden war. Feige Tücke aber und boshafte Lüge war aufs tiefste verachtet. Eine herrliche Tugend, die den Germanen schmückte, war die Keuschheit. Römische Frauen sahen sich in deutscher Gefangenschaft sicherer und geehrter als daheim in Italien. Aufs Strengste wurde alle Sittenlosigkeit und Liederlichkeit bestraft; ja so ekelhaft waren den Deutschen lüsterne, unsittliche Menschen, daß sie diese ganz und gar den Augen der andern entzogen, indem sie sie lebendig in Moor und Sümpfe versenkten und Reisigbündel darüber warfen.

In großartigem Maße übte man die Gastfreiheit. Irgend einem Menschen den Eintritt ins Haus zu wehren galt als gottlos. An einem Fremdling sich zu vergreifen hätte wohl niemand gewagt; vielmehr schützten sie jeden Gast, der zu ihnen kam, vor Unbill und teilten mit ihm das Beste, was sie zu bieten hatten. Wenn es vorkam, daß der Vorrat aufgezehrt war, so nahm der Wirt den Gastfreund an der Hand und führte ihn zu einem andern Obdach, und hier wurden sie mit derselben freudigen Bereitwilligkeit aufgenommen. Beim Abschied durfte sich der Gast vom Wirte eine Gabe ausbitten, die niemals verwehrt wurde. Oft spendete der Gast dem Wirte ein Gegengeschenk. Über solche Geschenke freuten sie sich kindlich.

Alle diese Tugenden, zu denen wir noch die gutmütige Schonung gegen Schwächere, die menschliche Behandlung der Haustiere, die warme Heimatsliebe, den regen Familiensinn, die innige Neigung zu Dichtkunst und Gesang und ein tiefes religiöses Gefühl rechnen, waren dem gemütvollen Volke der Germanen gemeinsam. Doch standen auch einige Fehler diesen Vorzügen gegenüber. Vor allem tadeln die nüchternen Römer die Trunksucht unsrer Ahnen und sie haben diese Schwäche leider oft genug dazu benutzt, um Deutsche ins Verderben zu stürzen. So wurde, um nur ein Beispiel anzuführen, einmal eine deutsche Kriegerschar in Köln von den römisch gesinnten Bürgern durch ein reichliches Gastmahl bis zur Bewußtlosigkeit trunken gemacht; dann aber verschlossen die tückischen Wirte die Thüren des Saales, legten Feuer an das Gebäude und verbrannten die Unglücklichen. Kaum weniger bekannt als die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Trunksucht der Deutschen war ihre sogenannte Bärenhäuterei. Wenn die Männer nämlich von Jagd oder Krieg heimkehrten, so ergaben sie sich ganz dem Nichtsthun; sie lagen auf der Bärenhaut, schmausten oder schliefen und überließen alle Sorgen den Frauen oder Knechten. Ein großer römischer Geschichtschreiber, dem wir für seine schöne Schilderung des germanischen Landes und Volkes zu ewigem Danke verpflichtet sind, der berühmte Tacitus, wundert sich über den seltsamen Zwiespalt der Natur, daß dieselben Menschen im Kriege so unermüdlich und rastlos, im Frieden so träge seien. Aber jener Faulheit ergaben sich eben nicht alle Germanen, sondern nur die, welche dem Kriegsleben ausschließlich oblagen, und daß diese Männer nach ungeheuren Mühsalen, nach Entbehrungen und Großthaten das Bedürfnis fühlten, sich recht gründlich auszuruhen und behaglich der langentbehrten Ruhe und des fröhlichen Schmauses zu genießen, das ist gewiß natürlich. Auch im Frieden waren sie nicht immer unthätig: sie lagen ja in einem fast unaufhörlichen Kampfe mit den gefährlichen Tieren des Urwaldes und stärkten auf der Jagd Kraft und Mut. Doch selbst außer der Jagd gab es noch ernste friedliche Beschäftigungen, die eines Mannes würdig waren, vor allem die Teilnahme an den Versammlungen des Volkes, von denen wir später berichten werden. So gar schlimm und unverzeihlich kann also die Bärenhäuterei nicht gewesen sein, um so tadelnswerter aber war die Streitsucht der Germanen. Namentlich entstanden bei den beliebten Trinkgelagen oft Zwistigkeiten, die nicht selten mit Totschlag und Verwundung endigten. Am verderblichsten wurde dieser Fehler, wenn Uneinigkeit zwischen ganzen Stämmen oder Völkerschaften entstand. Solcher innerer Hader hat leider häufig genug großes Unglück über Deutschland heraufbeschworen. Schon ein schlauer Römer meinte, man solle die Germanen nur ihrer eigenen Zwietracht überlassen, sie würden sich schon untereinander selbst zerfleischen. Ach, wie oft haben noch in neuerer Zeit die Völker des Auslandes hohnlachend zugeschaut, wenn Deutsche gegen Deutsche kämpften. Gott sei gedankt, daß seit der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches im Jahre 1871 solche

Generated on 2019-10-21 14:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Zeiten hoffentlich auf ewig vergangen, daß wir nun wirklich ein einzig Volk von Brüdern geworden sind! Möchte aber auch das Leben im Innern des Staates, in Familie, Schule und Kirche, in Stadt und Dorf immer mehr vom Geiste christlicher Bruderliebe erfüllt werden und der grimmigen alten Streitlust entsagen!

Nennen wir nach der Trunksucht, der Bärenhäuterei und der Streitsucht als einen vierten alten Erbfehler die unsinnige deutsche Spielwut, die das Albernste als etwas ganz Ernsthaftes betrieb und zuweilen die ganze Habe eines Mannes, ja seine Familie und persönliche Freiheit kostete, so sind das freilich schlimme Flecken, die dem deutschen Charakter anhaften, und die wir zu meiden allen Grund haben; nur eines darf uns trösten: unter diesen Fehlern ist keiner, der eine niedrige, gemeine, verächtliche Sinnesart verriete. Eine unbändige Maßlosigkeit im Guten wie im Schlimmen zeichnete von jeher den Deutschen aus; bei einem Naturvolke von reinen, aber rauhen Sitten, das vom Schicksal in die härteste Schule genommen wurde, ist solche Maßlosigkeit entschuldbar, ja unvermeidlich und verträgt sich ganz wohl mit einer hohen und edlen Sinnesart. Zeigen sich dagegen die erwähnten Fehler noch jetzt nach zweitausend Jahren bei uns, die wir uns rühmen hochgebildete Menschen und Christen zu sein — so verdienen sie allerdings keine Nachsicht und müssen ohne Schonung bekämpft werden.

Was unsere Vorfahren außer ihrer allgemeinen Leibes- und Geistesbeschaffenheit gemeinsam besaßen, das war ihre herrliche Sprache, ihre althergebrachten Sitten und Gebräuche und ihre ehrwürdige Religion, die zwar noch weit von der erhabenen Reinheit des Christentums entfernt, aber doch großartig, schön und edel war. Außer diesem vierfachen Bande aber, das alle Germanen umschlang, gab es keines weiter. Man darf nicht denken, daß sie zusammen einen großen Staat bildeten, wie etwa heutigen Tages der größte Teil ihrer Nachkommen im deutschen Reiche vereinigt ist; sie teilten sich vielmehr in zahlreiche kleinere Völkerschaften, von denen jede auf eigne Faust sich regierte und, wenn es not that, Krieg führte.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einige der berühmtesten unter diesen deutschen Stämmen mögen hier angeführt werden.

An der Nordsee, östlich von der Rheinmündung bis zur Ems wohnten die wackeren, fleißigen Friesen, deren Nachkommen noch heute ihre alten Sitze inne haben. Sie trieben schon in ältester Zeit nicht nur Fischfang, sondern auch Viehzucht und Ackerbau emsig. Friesen waren es, die zuerst den Römern ein schönes Wort von der später so oft gepriesenen deutschen Treue sagten. Einst kamen zwei Fürsten dieses Volkes als Gesandte wegen einer Grenzstreitigkeit nach Rom, der glänzenden Hauptstadt des römischen Weltreiches. Da nun der Kaiser Nero, der damals herrschte und mit dem sie reden wollten, gerade andre Geschäfte vor hatte, so führte man sie in das große, offene Theater, um ihnen die Herrlichkeit Roms recht zu zeigen; denn hier waren viele Tausende von geputzten Leuten versammelt, und die Aufführungen waren mit der höchsten Pracht ausgestattet. Das Schauspiel konnte indes die Deutschen nicht ergötzen, denn sie verstanden es nicht. Darum guckten sie sich zum Zeitvertreib im Zuschauerraum um und erkundigten sich nach dem Unterschied der Plätze, nach den Rittern, den Senatoren und dem andern Volke. Da bemerkten sie ganz vorn unter den Senatoren, welche die Vornehmsten waren, einige Männer in ausländischer Tracht. Neugierig fragten sie, wer die wären, und man sagte ihnen, das seien Gesandte von einem Volke, das sich durch Tapferkeit und Treue auszeichne; darum genössen sie solche Ehre. Da riefen die wackern Friesen: „Kein Volk steht den Germanen voran, wo es Tapferkeit oder Treue gilt.“ Sprachen's, stiegen hinunter und setzten sich mitten unter die Senatoren. Die Römer aber freuten sich über die rauhe Biederkeit und den edlen Stolz der Fremden vom fernen Nordseestrande und riefen ihnen Beifall zu.

Von den Friesen östlich wohnten am flachen Meeresufer bis zur Elbe die Chauken. Die armen Leute führten ein entbehrungsreiches Dasein und liebten doch ihre Heimat ebenso sehr wie ihre Freiheit. Ein römischer Schriftsteller kam einmal in das Land der Chauken und wußte dann nicht genug Trauriges

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

davon zu erzählen. Dort überflutet der Ocean, so berichtete er, zweimal im Lauf eines Tages einen breiten Landstrich, so daß man nicht weiß, ob man diesen Raum Land oder Meer nennen soll. Inmitten dieser Gegend hat nun das bedauernswerte Volk kleine Hügel aufgeworfen, die so hoch sind, daß sie zur Zeit der höchsten Flut gerade eben noch ein wenig aus dem Wasser hervorragen. Darauf stehen ihre Hütten, und von ihnen aus machen sie Jagd auf die Fische, die mit Eintritt der Ebbe nach dem Meere zurückgespült werden. Sich Vieh zu halten und von Milch zu leben ist ihnen unter solchen Umständen nicht möglich. Ja nicht einmal Wild können sie erlegen, denn es giebt bei ihnen keines, weil weit und breit kein Strauch wächst. Aus Schilf und Wasserbinsen flechten sie Stricke, aus denen sie Netze für den Fischfang machen. Da sie kein Holz haben, so kneten sie mit den Händen die schlammige Torferde, trocknen sie an der Luft, kochen damit ihre Speisen und wärmen daran ihre vom Nordwind erstarrten Glieder. Ihr einziges Getränk ist das Regenwasser, das sie in Gruben vor ihren Häusern sammeln. — An der Unterelbe saßen auf dem linken Ufer, südöstlich von den Chauken, in der Gegend des heutigen Lüneburg, die sagenberühmten Langobarden d. h. Langbärte, die nicht stark an Zahl, aber wegen ihrer Heldenhaftigkeit sehr angesehen waren; in Rom sagte man von ihnen, sie seien wilder als die germanische Wildheit selbst. Von diesem tapfern Heldenvolke wird noch viel die Rede sein. Ihnen gegenüber, auf dem rechten Elbufer bis zur Oder hin, hauptsächlich in der heutigen Mark Brandenburg war die Heimat der Semnonen, wie man glaubt der Vorfahren der Alemannen oder Schwaben. Schleswig-Holstein und Jütland war in der ältesten Zeit von den schon erwähnten Teutonen und den Kimbern bewohnt, die aber beide schon sehr frühe auswanderten, worauf das Land von andern Völkerschaften besetzt wurde. Die Nachbarn der Langobarden im Südwesten waren die tapferen Cherusker, ein mächtiger und volkreicher Stamm, dem der hochberühmte Held Armin angehörte. Sie hausten im Wesergebirge und bis über den Harz hinaus. An ihr Gebiet

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

grenzte das der Hermunduren, von denen die Duringer oder Thüringer abstammen. Das Land der Hermunduren dehnte sich von der mittleren Elbe und dem Erzgebirge nach Südwesten ein gutes Stück über den Main hinaus. Ferner wollen wir die Katten, die Vorfahren der Hessen, nennen, die sich von dem Rhein und der Lahn über die Fulda bis zur Werra und südlich bis zum Main ausbreiteten. Sie nannten sich „die Helden" (das bedeutet ihr Name), und die Römer rühmten ihre besonders große Abhärtung, ihren mächtigen Gliederbau und ihre bedeutende Kriegszucht. Wenn die Jünglinge unter ihnen herangewachsen waren, thaten sie einen Schwur, nicht eher Haar und Bart zu verschneiden, bis sie einen Feind getötet hätten. Viele ließen sich auch einen eisernen Ring an den Arm schmieden, den legten sie nicht eher ab, als bis es ihnen gelungen war, einen Feind zu erschlagen. Endlich seien noch die Markomannen erwähnt, die bis um die Zeit vor Christi Geburt am oberen Main, dann in Böhmen mächtig waren. Diese Völker, die wir bis jetzt genannt haben, gehörten zu den Westgermanen oder den Deutschen im engeren Sinne des Wortes; von ihnen durch mancherlei Einrichtungen im Staate und durch die Mundart, in der sie sprachen, unterschieden waren die Ostgermanen, die hauptsächlich die weiten Ebenen des heutigen Nordost-Deutschland anfüllten. Die berühmtesten unter diesen waren die Burgunden in Süd-Pommern und auf der Insel Burgundaholm oder Bornholm d. h. Burgundeninsel, die Rugen auf der Insel Rügen und den benachbarten Küsten, die Goten an der unteren Weichsel und die Wandalen, die anfangs als Nachbarn der Burgunden in Nord-Pommern und Mecklenburg, später in Schlesien und der Lausitz saßen. Von diesen ostgermanischen Stämmen ist vom vierten Jahrhundert an viel zu erzählen, denn sie haben hauptsächlich die große Völkerwanderung ins Werk gesetzt und das Römerreich zerstört; in der ältesten Zeit ist dagegen von ihnen nur selten die Rede, und wir wissen von ihnen gar wenig. Noch viel später erfahren wir erst etwas Genaueres über die Nordgermanen oder Skandinavier, die über die Inseln der Ostsee bis nach Schweden

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Norwegen vorgedrungen waren, und von deren Leben und Thaten wir ein andermal erzählen wollen.

2. Haus und Hof.

Unsre Vorfahren lebten in den alten Zeiten, von denen wir reden, nicht in zusammenhängenden Ortschaften. Städte gab es in Germanien gar nicht; denn die Deutschen haßten das Leben hinter Mauern, sie wollten nicht von ihrem lieben grünen Wald geschieden sein und von der goldenen Freiheit des Landlebens. Ganz allein in die Waldeinsamkeit baute der Germane sein Blockhaus und fühlte sich heimisch und behaglich dort. Als geeignete Stelle benutzte er wohl eine kleine Lichtung, die Umgebung eines heiligen Quells, das Thal eines muntern Baches oder die Nähe einer Flußfurt. Das Haus wurde mit einem großen Hofraum umgeben, der innerhalb seines festen Zaunes das ganze Heimwesen einer Familie barg. Und wenn auch aus einem einzelnen Gehöfte zuweilen mehrere hervorgingen und sich Dörfer bildeten, indem Söhne oder andre Verwandte neue Wohnstätten in der Nähe der alten anlegten, so vermied man doch gänzlich enge Gassen oder aneinanderstoßende Häuser. Jeder baute nur für seinen Haushalt und benutzte die Vorteile des Geländes, niemand achtete auf einen gemeinsamen Plan. Rasenplätze und Baumanger trennten die Einzelhöfe von einander. Kaum daß ein kreuz und quer laufender Landweg, der sich gewöhnlich neben einem Bache hinschlängelte, eine Art naturwüchsiger Dorfstraße bildete. Die meisten Gehöfte lagen davon abseits, winkelige Sack- und Nebenpfade führten zu ihnen.

Als die Germanen noch ein Wandervolk waren, hatten ihre Häuser in einfachen Hütten bestanden, die man in wenigen Minuten auseinander nehmen und auf Wagen laden konnte. In der Zeit um Christi Geburt dagegen war man wenigstens im Westen, zwischen Elbe und Rhein, schon weiter fortgeschritten zu einem vollkommneren Hausbau, der allerdings noch immer auf platter Erde, ohne Aufgrabung eines Grundes errichtet wurde. Auch dieses altdeutsche Haus wurde nicht ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mauert, sondern gezimmert; denn den Gebrauch von Bausteinen kannte man nicht. Es war also ein Blockhaus und zwar aus unbehauenen, aufrecht stehenden und nur zum Teil eingerammten Balken, welche auswendig mit Lehm verschmiert und mit farbiger Erde bemalt, inwenig mit Brettern verschlagen waren. Die vier Umfassungswände, die ein längliches Viereck umschlossen, waren nur mannshoch; über ihnen lag ein hohes, nach allen Seiten gleich tief hinabgehendes, zeltförmiges Dach aus Stroh oder Schilf. Gern errichtete man das Gebäude um einen mächtigen Baum herum, so daß er mit Stamm und Wurzeln im innern Raum stand und mit seiner Krone das Dach überschattete. Man that dies, um dem leichten Bau eine größere Festigkeit zu verleihen, und auch weil man von einem solchen Baume glaubte, er stehe im Schutze irgend einer Gottheit. Das Haus war ein sogenannter Einbau, d. h. es barg unter seinem Dache alle wesentlichen Räume für Wohnung und Wirtschaft. Der Dachraum war von dem darunterliegenden durch keine Zwischendecke getrennt. Wenn man durch die einzige Thür, die auf einer Schmalseite lag, in das ziemlich dunkle, rauchgeschwärzte Innere hereintrat, so kam man zunächst in den Flur oder die sogenannte Diele, die aber keineswegs mit Brettern gedielt war, sondern, wie alle anderen Räume, die bloße, festgetretene Erde zum Fußboden hatte. Diese Diele war der größte und, da sie unter der Mitte des Daches lag, auch der höchste Teil des Hauses. Hier wurde die Ernte abgeladen, um auf die Balken und Bretter des Dachstuhls hinauf befördert zu werden; hier wurde das Getreide ausgedroschen, hier nahm man alle Geschäfte und häuslichen Verrichtungen vor, für die ein besondres Gelaß nicht vorhanden war. Rechts und links von der Diele, nur durch Holzpfeiler und niedere Verschläge unvollkommen von ihr getrennt, zogen sich die Ställe für das Vieh hin, das im Sommer des Morgens aus-, des Abends eingetrieben wurde und mit den Köpfen in die Diele hineinguckte. Weder die Diele noch die Ställe reichten aber bis zu der Wand, die der Thür gegenüber lag; denn im Hintergrunde des Hauses, etwa ein Viertel des ganzen einnehmend, lag von einer Seitenwand bis zur andern der eigent-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liche Wohnraum des Hausherrn und seiner nächsten Angehörigen, die Halle oder der Saal genannt. Vorn nach dem Flur zu stand er offen, und auch von den Ställen war er nur durch Verschläge geschieden. Mitten in dem Saale lag der sehr niedrige, heilig gehaltene Herd, auf dem fortwährend das Herdfeuer unterhalten wurde. Die Frau des Hauses, unter deren Obhut der Herd stand, verhütete mit ängstlicher Sorgfalt das gänzliche Verlöschen des Feuers. Um den Brand auch über Nacht zu nähren, bedeckte man einen großen Eichenblock, der an einem Ende glimmte, mit Asche und wußte ihn so geschickt zu legen, daß er oft das ganze Jahr hindurch nicht verlosch. Da das ganze Haus keine Fenster hatte und der Herd beständig rauchte, so hätte bei geschlossener Thür der Qualm alles erfüllt, wäre nicht gerade über dem Herde eine viereckige Öffnung im Dache angebracht gewesen, das sogenannte Windauge, durch das der Rauch abzog und am Tage das freundliche Himmelslicht hereinlugte. Gegen Schnee und Regen versperrte man es durch ein vorgespanntes Tierfell, das doch nicht so dicht schloß, daß der Rauch nicht noch einen Ausweg gefunden hätte.

Rings um die Wände der Halle liefen Bänke, auf deren breiten Sitzen sich die Hausgenossen und Gäste zum Mahle an kleineren oder größeren Tischen niederließen. Der Ehrenplatz war der Hochsitz des Hausherrn, der gerade hinter dem Herde sich erhob, gegenüber der Thür, die der Hausvater im Auge behielt, so daß niemand ohne sein Wissen ein- oder ausging. Hie und da stand in einem Winkel eine schwere hölzerne Truhe, in der Kleidungsstücke, Schmuck und andere wertvolle Gegenstände aufbewahrt lagen. Aber es fehlte dem inneren Hausraum auch nicht ganz an Schmuck. Manche Stellen des Gebälkes waren mit wunderlichem Schnitzwerk, meist Menschen- oder Tierfratzen, verziert; die Verschläge färbte man hie und da bunt; auf Gesimsen und Brettern stand bei wohlhabenden Hauswirten mancher schöne, blanke Kessel und ausländischer Becher oder Krug. An den Wänden der Halle und den hölzernen Pfeilern, die das Dachgebälke stützten, hingen die Waffenstücke des Herrn und der Söhne des Hauses. Mit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wohlgefallen mag der Blick auch in die Höhe geschweift sein, wo von den Dachsparren an starken Haken die Schinken und Würste herniederhingen.

Schlafstellen waren nicht zu erblicken; denn die Bänke dienten zugleich als Nachtruhestätten für die Hauseltern und die unverheirateten Kinder. Stroh, Mäntel und Pelze vertraten, wenn es not that, die Stelle der Polster und Decken. Knechte und Mägde schliefen, soweit sie im Herrenhofe wohnteu, zuweilen im Flur und in den Ställen, im Sommer auch im Freien, gewöhnlich aber in eigenen unterirdischen Räumen. Auf dem Hofe nämlich befanden sich außer dem Hause noch kleinere, eigentümliche Nebengelasse, welche Tunge genannt wurden. Da diese keinen Herd hatten, so schützte man sie dadurch gegen die Kälte, daß man sie kellerartig in die Erde eingrub und oben mit Viehdünger belegte. Sie waren trichterförmig und ziemlich tief, in der Mitte durch eine Balkenanlage in eine obere und untere Abteilung geschieden. Der obere Raum diente zu Schlafstätten für das Gesinde, am Tage wurde in ihnen das Geschäft des Webens und andere Arbeit, die nicht im Freien verrichtet werden konnte, betrieben. Die untere Abteilung benutzte man zur Aufbewahrung des Fruchtvorrates während des Winters. Drohte ein feindlicher Überfall, so versteckte man auch andere Habe in den Tung, machte diesen oben der Bodenfläche gleich und bedeckte ihn mit Erde und Rasen.

Um das Haus selbst gegen frevelnde Feindeshand zu schützen, war, wie gesagt, ein jedes mit einem weiten Hofraum umgeben, um den ein fester Zaun, zuweilen auch wohl eine Dornenhecke oder ein Bollwerk aus Geflecht, Rasen und Erde lief. Bei besonders stattlichen Gehöften glich die Umzäunung nicht selten einer Befestigung, die sogar eine feindliche Belagerung auszuhalten vermochte. Zwar gab es nicht Gärten in unserem Sinne, aber hin und wieder wurde ein Winkel des Hofes zur Anpflanzung der wenigen damals bekannten Küchengewächse z. B. der schön blühenden Bohne und des unentbehrlichen Lauchs, vielleicht auch einiger Beerensträucher benutzt. Ein solcher Winkel stand unter der besonderen Obhut der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hausfrau und war wohl zuweilen besonders eingehegt. In dem übrigen Hofraum aber tummelten sich Hühner, Enten und Gänse, wenn sie nicht im Freien ihre Nahrung suchten, wohl auch zuweilen ein Teil des vierfüßigen Kleinviehs, da es weder an Rasen noch an Wasserpfützen gefehlt haben wird. Knechte und Mägde saßen oder standen hier und dort oder gingen ab und zu, wie es das Tagewerk eines jeden mit sich brachte. Zuweilen schlugen die Hunde an, die treuen Wächter des Hofes. Dazwischen spielten, lachten und schrien die meist nackt umherlaufenden, flachsköpfigen Kinder der Herrschaft und der verheirateten Knechte, mit ihren unschuldigen blauen Augen und hübschen, weiß und roten Gesichtern. Und über all dem Treiben wachte das nimmer müde Auge der Hausfrau.

Nur Haus und Hof war erbliches Grundeigentum der Familie, nicht so das Feld. Jeder Hausvater nämlich erhielt durch Gemeindebeschluß einen Teil des Gemeindelandes zum Anbau des nötigen Getreides bei der Ackerverteilung auf gewisse Zeit angewiesen. Weideland wurde gar nicht verteilt und nicht einmal vom Walde abgegrenzt, sondern es bildete mit diesem zusammen den allgemeinen Anger, wo die Herden aller Dorfbewohner weiden durften, und zugleich den gemeinsamen Jagdgrund. Diese Gemeindetriften und -wälder hießen daher die Allmende d. h. der allgemeine Wald- und Weideboden, der allen Mitgliedern der Gemeinde zum Nießnutz offen stand.

3. Haustiere, Speise und Trank.

Eine Anzahl von Haustieren war dem Deutschen von jeher unentbehrlich, so der wachsame „Hofwart", der Hund, dessen Anhänglichkeit, Klugheit, Schnelligkeit und Stärke ihn in Haus und Hof, in Feld und Wald, ja selbst auf Kriegszügen und Volkswanderungen zum hochgeschätzten Gefährten machten. Dagegen galt die Katze, die nur in der Wildnis lebte, als ein unheimliches, zauberkundiges Tier; ihre Stelle im Hause als Mäuse- und Rattenvertilgerin vertrat das Wiesel. Die Pferde der Germanen waren weder groß noch schön, dafür aber be-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

saßen sie große Schnelligkeit und Ausdauer. Ein gut zugerittenes Pferd galt als eine wertvolle Gabe; wenn der Vater starb, so erbte der tapferste Sohn gewöhnlich dessen Streitroß. Sättel und Steigbügel gab es nicht; sich ihrer zu bedienen hielt man für unmännlich. Nur während des Winters standen die Pferde in Ställen, sonst weideten sie als Herden auf umzäunten Rasenflächen im Walde. Gewisse schneeweiße Rosse verehrte man als heilige Tiere; sie wurden auf Staatskosten ernährt und gepflegt und zu gewissen Zeiten des Jahres im Lande feierlich herumgeführt. Dabei versuchte man aus ihrem Wiehern und Schnauben zu weissagen. Auch als wertvolle Opfertiere wurden die Pferde benutzt. Das Fleisch aß man, die Köpfe wurden den Göttern geweiht, an Stangen gesteckt oder an geheiligten Stätten angenagelt, namentlich oft über den Thüren der Häuser. Man glaubte, diese Pferdehäupter schützten vor allerlei Ungemach, und daher findet man noch heute in Norddeutschland an den Giebeln vieler Bauernhäuser Pferdeköpfe aus Holz geschnitzt.

Den Hauptreichtum des deutschen Hofherrn bildete das Rind, und die Zucht desselben stand in hohem Ansehen. Auf den fetten Weidetriften, der „Waldweide", fanden zahllose Rinder die köstlichste Nahrung, erst abends wurden sie heimgetrieben. Natürlich genoß man nicht nur das Fleisch des Rindes, sondern auch die Milch, die man am liebsten in geronnenem Zustande als Sauermilch aß. Auch Butter und weißer Käse oder Quark waren bekannte und beliebte Nahrungsmittel. Schafe, Ziegen und Schweine hielt man gleichfalls als Haustiere. Besonders die Schweinezucht war beträchtlich, weil die mästenden Früchte der Eichen und Buchen im Überfluß den Boden des Gemeindewaldes, in den man die Schweine trieb, bedeckten. Die Kunst des Einsalzens, Räucherns und Dörrens verstand man gar wohl.

Nahrung boten außer den Haustieren die eßbaren Arten des Wildes, von denen der Wald wimmelte, wie der Bär, das Renntier, der Eber, der Schelch, der Hirsch, das Reh, das Wisent, der Auerochs und das Wildschwein, ferner Hasen, Biber, Fischottern und anderes Kleinwild. Selbstverständlich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aß man auch Fische, die in unglaublicher Menge die Bäche und Flüsse, Teiche und Seen anfüllten. Dazu gab es zahmes und wildes Geflügel im Überfluß. Auf jedem Hofe waren Gänse zu finden, die für schöne, liebliche Tiere galten und an denen besonders die Hausherrin ihre Freude hatte. Nicht minder ließ der „Hoffänger" d. h. der Hahn mit seinem lärmenden Völkchen vom ersten Morgengrauen an seine weithinschallende Stimme ertönen. Schnatternde Enten ergötzten sich in Pfützen und Teichen; auf dem Dachfirst wie in den Bäumen des Waldes girrten die Tauben. Sogar Störche, Schwäne und Kraniche wurden zuweilen als eßbare Haustiere gehalten. Zur Jagd der wilden Vögel bediente man sich des gezähmten Habichts, Sperbers oder Falken.

Aus Milch und Fleisch bestand zum größten Teil die Nahrung unsrer Ahnen im deutschen Urwalde. Aber auch einige Pflanzen lieferten ihnen Speise. Der Ackerbau konnte freilich nur spärlich betrieben werden, weil man die Düngung nicht kannte und der Boden fast überall mit Wald bewachsen war. Die älteste und verbreitetste Getreideart, die man anpflanzte, war der genügsame Hafer. Das Hafermus war ein alltägliches und beliebtes Gericht. Weizen, Roggen und Hirse baute man nur selten, wogegen die Gerste weitverbreitet war, aus der die deutschen Hausfrauen schmackhaftes Bier zu brauen verstanden, und zwar ohne Hopfen, man weiß nicht, mit welcher Würze. Das Backen war schon in der Urzeit bekannt. Freilich aber hat man sich das altdeutsche Brot eigentlich nur als einen gerösteten Mehlbrei, als flachen, ungesäuerten Kuchen vorzustellen. Die ausgedroschenen Getreidekörner wurden von Knechten oder Mägden auf Handmühlen, die aus zwei runden Steinen bestanden, zerrieben, eine mühselige und verhaßte Arbeit.

Von Wurzelfrüchten wurde wenigstens am Rhein die Mohrrübe oder Möhre und der Rettich gegessen, die beide trefflich gediehen. Die Rettiche sollen manchmal die Größe eines kleinen Kindes erreicht haben. Der Kaiser Tiberius ließ sich alljährlich eine Sendung deutscher Möhren vom Niederrhein kommen und brachte dadurch diese Wurzel in Rom zu

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ansehen. Hülsenfrüchte waren den Germanen unbekannt, außer der Bohne, die angeblich hie und da auch wild wuchs.

Die Zubereitung der Speisen war sehr einfach. Das Fleisch aß man meist gesotten, seltener am Spieße gebraten. Als Gewürz kannte man nur den Lauch und das Salz. Unzubereitet wurde natürlich das Obst verspeist. Anbau von Edelobst war unbekannt; nur was der Wald ohne besondere Pflege darbot, aß man, z. B. Erd- und Himbeeren, Heidel- und Brombeeren, Haselnüsse und vielleicht wilde Äpfel, die freilich sehr sauer gewesen sein müssen.

Von Getränken haben wir das Bier schon erwähnt. Außerdem war sehr beliebt und seit ältester Zeit bekannt der Met, ein gegorenes, also berauschendes Getränk aus Honig und Wasser. Den Honig lieferten die in Waldbäumen bauenden wilden Bienen. Den Wein lernte man erst von den Römern am Rhein kennen, und zwar die südländischen, süßen Arten; auf deutschem Boden, nämlich am Rhein, wurde der Weinbau erst gegen dreihundert Jahre nach Christi Geburt durch den römischen Kaiser Probus eingeführt.

An Küchengeräten gab es eherne Kessel, die auf Dreifüßen über dem Herdfeuer standen oder an starken Haken darüber hingen und in denen Fleisch, Fisch, Mus und Gebräu gekocht wurde. Der Spieß, der Schürhaken, Töpfe, Becken und Krüge waren allenthalben in Gebrauch. Beim Essen selbst bedurfte jeder einer Schüssel, die von Thon oder Holz, in reichen Haushaltungen auch von Metall war. Daraus führte man flüssige Nahrung mit Löffeln zum Munde; zum Zerlegen des Fleisches bediente man sich langer Messer; die Stelle der Gabel vertraten bis in die neuere Zeit hinein die Finger. Deshalb mußte man sich vor und nach der Mahlzeit, bei größeren Gelagen auch zwischen den einzelnen Gängen, die Hände waschen. Das dazu nötige Wasser wurde nebst den Handtüchern in den Häusern der Vornehmen den Gästen durch Mägde oder Knechte dargereicht, die auch als Aufwärter ab- und zugingen und einem jeden die verlangte Speise vom Herde her zutrugen. In der Nähe des Herdes aber saß die Hausherrin und achtete sorglich darauf, daß jedem Eßlustigen sein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gebührendes Teil an Speise und Trank zukomme. Als Trinkgefäße dienten die gewaltigen Hörner der Auerochsen, die man am Rande mit schönen Silberbeschlägen zu schmücken verstand, aber auch metallene Becher, welche von Italien und Gallien (dem heutigen Frankreich) her eingeführt wurden. Am liebsten hatte man die geräumigen Humpen, die erst spät kleineren Gefäßen Platz machten. Eine wilde, uralte Sitte kannte endlich noch eine besondere Art Trinkschalen, nämlich die vom Schmied prächtig verzierten Hirnschädel aus den Häuptern erschlagener Feinde.

4. Kleider, Waffen und Gerätschaften.

Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, die Germanen wären in der Urzeit nackt einhergegangen. Bei dem kühlen, feuchten, teilweise sogar rauhen Klima ihres Landes wäre das gar nicht möglich gewesen. Zur Kleidung der Männer gehörte stets ein ungefärbter wollener Mantel, der kaum bis zum Oberschenkel reichte, auf einer Schulter mit einer Metallspange oder einem Dorn zusammengehalten wurde und zuweilen mit einem roten Saumstreifen geziert war. Den Stoff dazu stellten Frauen und Mägde her; selbst Fürstinnen schämten sich der Kunkel oder Spindel nicht. Zur Winterszeit vertrat die Stelle des Mantels der kurze Pelz, der auch wie der Mantel als Schlafdecke diente. Darunter trug der Germane ein kurzes Wams oder Untergewand aus Wolle, seltner aus Leinen, das ziemlich eng anlag und mit langen Ärmeln versehen war. Den unteren Teil des Körpers bedeckten Hosen, die nicht sehr weit waren und gewöhnlich bis auf den Fuß hinabreichten. Bei einigen Volksstämmen trug man sie kurz bis unter das Knie, das untere Bein war dann in der Regel mit leinenen Binden umwickelt. Die Füße schützte man durch derbe Lederschuhe, bei denen Sohle und Oberleder aus einem Stücke bestanden und die kaum bis zu den Knöcheln reichten. Über der Fußspanne wurden sie mit Riemen zugeschnürt. Vor der Schlacht pflegten die Krieger den Mantel, der sie an freier Bewegung der Arme hinderte, oft auch das Wams abzulegen;

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ebenso that man im Hause, wo man gelegentlich auch barfuß ging. Die Tracht der Frauen unterschied sich von der der Männer nur dadurch, daß das Untergewand keine Ärmel hatte und bis auf die Füße herabwallte; Mantel und Schuhe fehlten nicht. Die Frauengewänder waren indes häufiger von Leinwand und mit bunten Streifen geschmückt. Zur Frauentracht gehörte endlich noch der Gürtel, der aus Leinwand oder Leder bestand und oft schön mit Erzbeschlägen verziert war.

Einer Kopfbedeckung bedurfte man nicht, denn das volle, frei herabwallende, aber wohlgekämmte und gepflegte Haar machte sie entbehrlich. Nur verheiratete Frauen bedeckten, wenn sie sich öffentlich zeigten, das Haar mit einem Schleier. Bei strenger Kälte und bei Regen zog man den Mantel teilweise über den Kopf. Die Männer ließen außer dem Haupthaar auch den Bart lang wachsen, beschnitten aber beides von Zeit zu Zeit unmerklich. Einige Stämme banden vor der Schlacht das Haupthaar auf dem Scheitel in einen Knoten zusammen, um sich ein schrecklicheres Aussehen zu geben.

Schmuckgegenstände aus Edelstein, Gold und Silber, Eisen und Erz, Bernstein und Glas gab es mancherlei. Sie bestanden in Stirnreifen für die Frauen, in Finger- und Armringen, Nadeln und Spangen, Schnallen und Beschlägen, Scheiben und Platten für beide Geschlechter. Die oft kostbaren und sehr beliebten Armringe umschlossen nicht selten, schlangenförmig gewunden, den Unterarm und wurden auch am Oberarm getragen. Viele dieser Schmuckgegenstände wurden nicht im Lande verfertigt, sondern von den südlichen und westlichen Grenznachbarn erhandelt.

Wir gedenken hier sogleich noch des schönsten Schmuckes der Krieger, der Waffen, von denen sich wie von den Schmucksachen eine große Menge in den Gräbern unsrer Vorfahren findet. Zum Teil von Stein waren Streithämmer und -beile, ganz kurze Schwerter und lange Messer, Pfeil- und Speerspitzen. Ganz aus Holz bestanden die Schlag- und Wurfkeulen. Als der römische Kaiser Mark Aurel zwei Löwen über die Donau jagen ließ, um die Deutschen zu schrecken, hielten diese die Bestien für große Hunde und schlugen sie mit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihren Keulen tot. Die meisten Waffen waren ganz oder teilweise von Erz oder Eisen. So hatten die Speere gewöhnlich Metallspitzen, während der Schaft aus Eichenholz bestand. Es gab lange Spieße oder Gere, die verbreitetste Waffe der Fußstreiter, und Kurzspeere oder Frameen, die gewöhnliche Waffe der Reiter, oft aber auch der Fußgänger. Außerdem gab es noch kleinere Wurfgeschosse oder Wurfpfeile, die in großer Anzahl und auf weite Entfernung geschleudert wurden, während der Ger und die Framea in der Regel nur zum Stoße dienten. Bogen und Pfeile gebrauchte man nur zur Jagd. Die vornehmste, kostbarste und geehrteste Waffe aber war das Schwert, das in ältester Zeit nur von Fürsten und Edeln, allgemeiner nur bei einzelnen Volksstämmen geführt wurde. Die Schwerter waren von verschiedener Größe und Gestalt, lang oder kurz, gerade oder flammenähnlich züngelnd, immer aber zweischneidig und scharf zugespitzt. Das Schwertgehänge lag auf der linken Schulter und ging quer über Brust und Rücken bis oberhalb der rechten Hüfte, wo die Klinge in der ledernen Scheide hing.

Die Schutzwaffen der alten Deutschen waren sehr mangelhaft. Panzer wurden nur höchst selten getragen; sie waren ursprünglich aus Leder verfertigt, später nähte man eiserne Ringe darauf, endlich flocht man Ring in Ring, so daß der Panzer nur aus solchen Ringen bestand. Ebenso selten waren Helme aus Leder oder Erz. Manche Krieger trugen auch Pelze erlegter Bären und Wölfe so, daß der Kopf des Untieres mit den starrenden Zähnen des Oberkiefers eine Art Helm bildete; die Vordertatzen wurden über der Brust zusammengebunden, das übrige Fell hing wie ein Mantel den Rücken hinab. Allgemein verbreitet war der Schild, die wichtigste Schutzwehr. Er war mächtig groß, hielt aber gegen römische Waffen keinen Stand; denn er bestand nur aus Holz oder Flechtwerk. Gern bemalte man ihn mit bunten Farben und allerlei Schnörkeln. Wenn ein Mann seinen Schild in der Schlacht im Stiche gelassen hatte, so war er so allgemein verachtet, daß er seinem schmachvollen Leben oft selbst ein Ende machte. Den Helden dagegen, der in der Schlacht gefallen war, trugen die Seinigen auf seinem Schilde von der Walstatt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von den Gerätschaften, die man zu friedlichen Zwecken brauchte, war der Pflug, der nur aus einem hakenförmig gebogenen Baumast bestand und keine Räder hatte, vorhanden; ferner hatte man Dreschflegel und Sensen, Schaufeln, Hacken und Beile, Sägen und Zangen. Küchen- und Tafelgerätschaften sind schon oben erwähnt worden. Es gab auch Eimer, Zuber und Melkkübel. Bänke und Tische waren sehr einfach und unterschieden sich voneinander fast nur durch die Höhe. Die Bänke bedurften keiner Lehnen, da sie längs der Wände des Saales standen.

Im Krieg wie im Frieden war der Wagen unentbehrlich, der stets von Rindern, nie von Pferden gezogen wurde. Es gab zwei- und vierrädrige, schwere, große Karren, die meist ganz aus Holz gebaut und mit Fellen überspannt waren, so daß sie — namentlich auf Wanderungen — auch als Wohnung dienten. Die Räder bestanden aus dicken Holzscheiben, hatten also keine Speichen. Im Kriege schob man diese schweren, viereckigen Wagen dicht aneinander und bildete auf diese Weise eine Wagenburg, mit der man den Lagerplatz wie mit einer hölzernen Mauer umgab. Außerdem gab es natürlich auch leichtere, kleine Wagen zu allerlei Zwecken in Hof und Feld.

Der freie Mann kümmerte sich wenig um die Werke des Friedens, nur die oberste Aufsicht führte der Hausherr; das genauere Zusehen, Raten und Befehlen war Sache der Frau, die auch selbst den ganzen Tag geschäftig die Hände regte. Leichtere Arbeit verrichteten außer ihr die Schwachen, Kinder und Greise, schwerere die Knechte und die derberen Mägde. Daß die deutschen Frauen und Mägde das Spinnen und Weben und die Anfertigung aller Gewänder verstanden, ist schon erwähnt worden. Zu den alltäglichen Werken des Hauses und Feldes wie Spinnen, Weben und Nähen, Bestellung der Äcker, Besorgung des Viehes u. s. w. gehörte auch die Töpferei und Zimmermannsarbeit. Ein besonderes Gewerbe, das von eigens dazu Gebildeten betrieben wurde, und einer besonderen Werkstatt, eines eigenen Gebäudes bedurfte, war eigentlich nur die Schmiedekunst. Diese

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stand im höchsten Ansehen und galt sogar eines freien Mannes für würdig, da sie auch im Kriege unentbehrlich und dem Helden sein liebstes Eigentum, seine Waffe, schuf und sie, wenn sie schartig geworden oder verhauen war, wieder herstellte. Aber nicht nur Eisen und Erz zu allerlei Wehr, sondern auch herrlichen Schmuck bearbeitete der Schmied, und daher wußten auch Fürstinnen den rußigen Künstler zu schätzen. Und doch war auch dies noch nicht alles, was des Schmieds geschickte Hand schuf. Er war unentbehrlich beim Hausbau, er maß und richtete, bildete Haken und Nägel und allerlei Werkzeug. Er faßte die Trinkhörner mit Silber und Gold ein, er verfertigte die Harfe des Sängers und die Drommete des Kriegers, die heiligen Tierbilder, die als Feldzeichen dienten, und die riesigen ehernen Weihkessel und Opferbecken, in die das Blut der todgeweihten Kriegsgefangenen und der Opfertiere floß. Er schmiedete dem Roß das Gebißzeug und nagelte ihm die Hufeisen auf. Er verfertigte zahlreiche Haus- und Feldgerätschaften ebenso wie die prächtig bemalten, mit Beschlägen verzierten Holzschilde des Fürsten. Zu einer so vielseitigen Thätigkeit gehörte sichere Hand, scharfer Blick und kluger Sinn, Kraft wie Gewandtheit; und darum sehen wir in der Sage selbst Helden aus göttlichem Blute, wie den herrlichen Siegfried, die Schmiedekunst erlernen, ohne daß dies ihrer Würde Eintrag thut; und von dem unvergleichlichen Schmied Wieland erzählte man sich Wundergeschichten wie von einem überirdischen Wesen.

Da die wichtigsten Gegenstände für den Bedarf des täglichen Lebens in jedem Dorfe, ja in jeder Haushaltung hergestellt wurden, so konnte der Handel nur gering sein. Er wurde fast nur von römischen oder keltischen Kaufleuten betrieben, welche die deutschen Länder durchzogen. Sie brachten Wein, Gewürze, bunte Stoffe, Schmuck-, Trinkgefäße und allerlei Plunderkram und führten dagegen Sklaven, Pelzwaren, Gänse, Hunde, Pferde, Mohrrüben und Rettiche, vor allem aber den hochgeschätzten Bernstein von der Nord- und Ostsee her aus. Als Zahlungsmittel dienten außerdem Vieh, Arm-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ringe und römisches Geld. Die Deutschen standen in dem Ruhm, ihren Vorteil beim Abschluß eines Geschäftes klug zu wahren. Ein verschlagener Kaufmann zu sein und überhaupt Handel zu treiben, galt auch dem Edelmann nicht für Schande.

Als Verkehrswege für den Handel und zu andern Zwecken gab es nur sehr wenig Straßen, und auch diese waren keine Kunststraßen, sondern nur breitgetretene Heerwege, durch deren Schlamm während der Winterszeit ein Verkehr unmöglich war. Die meisten späteren Straßen verdanken ihren Ursprung den Römern, die überall, wohin sie erobernd vordrangen, mühsam ihre Kunststraßen und Bohlenwege anlegten. Dagegen wurde von den Deutschen die Schiffahrt auf Flüssen und Seen seit der Urzeit geübt. Ja, auch auf das wilde Meer wagten sich die Kühnen hinaus. Und wie wenig Schutz boten ursprünglich ihre einfachen Fahrzeuge! Es waren die ausgehöhlten Stämme riesiger Urwaldeichen, die sogenannten „Einbäume", wie man sie noch vor kurzer Zeit auf einigen oberbayrischen Seen schwimmen sah. Auf solchen ungefügen Kähnen, ohne Segel und Steuer, fuhren die beherzten Nordseeanwohner des Seeraubes halber in das brandende, tobende Meer hinaus. Auf Strömen, Flüssen und Teichen konnte man sie überall erblicken. Aber neben diesen einfachsten und urwüchsigsten Fahrzeugen lernten die Deutschen im Laufe des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt schon schnellere, gelenkigere, vorn und hinten zugespitzte Schiffe bauen, die auch zuweilen mit Segeln versehen und bald noch mehr vervollkommnet wurden. Im Jahre 1863 hat man ein trefflich gebautes Segelschiff, etwa aus dem dritten Jahrhundert, in einem Moor bei Flensburg in Schleswig, wohin früher die See reichte, gefunden. Es wird jetzt in Kiel aufbewahrt, ist 70 Fuß lang und hat fünfzehn Ruderbänke. Da es ein Loch im Boden hat, so ist es jedenfalls dort von der Mannschaft verlassen worden und versunken. Ohne Zweifel gehörte es Seeräubern. Seeraub zu treiben galt nämlich für eine heldenhafte Beschäftigung; jahrhundertelang waren die deutschen Seeräuber, oder wie sie sich nannten die Wikinger, d. h. Helden, Krieger, an allen Küsten Europas gefürchtet.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

5. Leben der Kinder und Frauen in der deutschen Urzeit.

Es hat einen eigenen Reiz, in das häusliche Leben unsrer Ahnen im Urwalde einen Blick zu thun und zu sehen, wie sie durch Kindheit und Jugendalter die Männer wurden und werden mußten, als die wir sie kennen lernen werden.

Dem Vater, dem starken und weisen Manne, waren die Schwachen und Unweisen, d. h. die Frau und das Gesinde und vor allem die Kinder unterthan. Er besaß das Recht, unbeschränkte Macht über sie auszuüben, aber er hatte auch die Pflicht, sie mit seinem Schutze zu schirmen. Diese Vereinigung von Recht und Pflicht bezeichnete die alte Sprache mit dem Worte „Mund", das in „Vormund" noch erhalten ist. Der Hausvater war der „Mundwalt" aller seiner Hausgenossen, und diese waren ihm gegenüber „unmündig". Dieses Verhältnis bekundete sich schon unmittelbar nach der Geburt eines Kindes. Wenn nämlich ein Kindlein geboren worden war, so wurde es auf die Erde gelegt, und es hing vom Willen des Vaters ab, ob er es aufhob oder liegen ließ. That er das letztere, so verweigerte er gleichsam dem hülflosen kleinen Wesen seinen Schutz, und dann wurde es, wie bei allen Völkern des Altertums, ausgesetzt. Doch geschah dies wohl nur, wenn das Kind schwächlich oder verkrüppelt war oder wenn schlimme Weissagungen über sein Leben Unheil verkündeten oder wenn der Vater in schwerer Not war und es nicht zu ernähren vermochte. Auch durfte das Kind nur ausgesetzt werden, ehe es etwas genossen, z. B. Milch, Honig oder auch nur Wasser genippt, und die Augen geöffnet hatte. Hatte der Vater es einmal aufgehoben und befohlen, ihm Nahrung zu reichen, so erklärte er es damit für seinen rechtmäßigen Sprößling und nahm es unter seinen Schutz.

Hierauf wurde dem Neugeborenen ein Name gegeben und zwar unter altheiligen Zaubersprüchen und in Gegenwart gültiger Zeugen. Das Kind wurde dabei mit kaltem Wasser begossen oder darein getaucht, und man brachte den Göttern,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

insbesondere den Schicksalsgöttinnen oder Nornen Opfer und Gelübde dar, damit sie dem Kinde einen guten Lebensfaden spännen. Der Zeuge, welcher es bei dieser feierlichen Handlung hielt, verlieh ihm zugleich den Namen und ein Patengeschenk. Gern ehrte man einen lieben Verwandten, besonders einen Oheim oder Großvater, dadurch, daß man das Kind nach ihm benannte. Die altdeutschen Personennamen — Familiennamen gab es damals noch nicht — zeichnen sich durch tiefe Bedeutung aus und spiegeln die stolze, kriegerische und edle Gesinnung unsrer Vorfahren wieder. Welch ein Volk von Helden muß es gewesen sein, das selbst weibliche Wesen mit Namen belegte wie Siegrun (Siegzauberin), Thusnelda (Riesenbekämpferin) oder Hildgund (Kriegskampf)! Daß in den Männernamen das Heldenmütige vorherrscht, kann nicht wunder nehmen. Wir erinnern nur an Hildebrand (Schlachtenfeuer), Bernhard (Bärenstark), Ludwig (ruhmvoller Krieger) u. s. w. Doch deuten andere auf Höheres als bloße Kraft und Kühnheit; man denke an Siegfried (siegreicher Friedenbringer), Hugbald (kluger Held), Ewald (Gesetzeshüter), Friedrich (Friedensfürst). Und wie zart und sinnig klingen Frauennamen wie Liebtrut (Freudenliebling), Liutgart (die Leute beherbergende oder Gastliche), Winiberga (Freundeszuflucht) u. a.

Nach dem ersten Bade wurde das Neugeborene in Tierfelle eingehüllt, oft auch mit Binden und Bändern umwickelt. Als Wiege diente zuweilen der große Schild des Vaters, oder man legte das Kindlein in eine Holzmulde, die wie eine Hängematte oder Schaukel an Stricken befestigt war und geschwungen werden konnte. Zum Schutz gegen böse, feindselige Geister oder Zauberkünste ritzte man der Ruhestatt des Kindes geheimnisvolle Zeichen, sogenannte Runen, ein. War die Mutter krank oder tot, so mußte der Säugling einer Amme übergeben oder mit Kuhmilch aufgezogen werden.

Bald folgte nun die Zeit, wo das Kind stehen, laufen und reden konnte und sich unter der Obhut der Mutter sorglos und ungezwungen auf Hof und Feld, in Haus und Wald herumtrieb. Ein großer Unterschied zwischen den

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kindern von Herren und Knechten wurde nicht gemacht. In der Regel liefen und krochen die Kleinen nackt umher, wobei sie sich gewiß sehr oft rechtschaffen schmutzig machten. Wir wissen zwar, daß die Germanen von Jugend auf fleißig badeten, und zwar kalt und warm, und daß sie den Gebrauch der Seife kannten; aber freilich mögen die frischen, kleinen Wildfänge, sobald sie der Hand der Mutter entschlüpft waren, die Spuren der Reinigung bald wieder vertilgt haben, wenn sie zwischen den Haustieren herumkrochen, in Pfützen patschten und in allen Winkeln des Hofes, auf der Dorfflur und im Walde ihre fröhlichen Spiele trieben. Abhärtung war das Ziel aller Knabenerziehung. Die Jungen sollten auf das vorbereitet werden, was sie als Männer einmal leisten mußten. Während daher die Mädchen mit roh zugeschnitzten Holzpuppen spielten und mehr dem Beispiele der Mutter folgten, ohne doch dem muntern Herumtummeln ganz fern zu bleiben, betrieben die Knaben das als Spiel, was ihnen später Ernst wurde; sie übten sich im Schwimmen und Laufen, im Springen und Werfen, Ringen und Heben, Fechten und Reiten. Schon früh prüfte der Vater die Kraft und Gewandtheit seiner Buben und belohnte den Stärksten, Flinksten und Klügsten, sei es daß er ihn mit in den Wald zu fröhlicher Jagd nahm, oder daß er ihm eine Gabe schenkte, etwa ein Hündchen, einen zahmen Vogel, ein Tierfellchen zur Winterbekleidung, ein paar Würfel, ein Schüsselchen zum Wasserschöpfen, einen kleinen Wurfspeer oder sonst ein Gerät zum Kriegspielen. Erwachsene Brüder oder Vettern unterrichteten oft die Kleineren in mannhaften Künsten; zuweilen mag auch ein Mann in der Hofstatt gelebt haben, dem die Ausbildung der Jungen besondere Freude machte, etwa ein Greis oder ein Gebrechlicher, der nicht mehr selbst in den Kampf ziehen konnte, oder ein bevorzugter Knecht von redlichem Sinn und bewährter Treue.

So wuchsen die Kinder ohne lästigen Zwang, aber nicht ohne Zucht und Gehorsam heran. Soweit ihre kleinen Kräfte es gestatteten, verwendete man sie bisweilen zu leichten körperlichen Arbeiten. Vergehen, die eine bösartige Sinnesart ver-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rieten, wie Lüge, Schadenfreude, Verhöhnung des Alters, freche Widersetzlichkeit gegen den Willen von Vater und Mutter, wurden streng bestraft. Auch Schläge gab es da, aber nicht zu häufig. Man hütete sich vielmehr sorglich, einen freigeborenen oder gar adeligen Knaben an Prügel zu gewöhnen; denn man meinte, wer sich als Kind vor der Rute gefürchtet habe, könne als Mann kein tapferer Krieger werden.

Vom siebenten Jahre an that man den Knaben gern auf einige Zeit aus dem Hause und zwar in der Regel zu Verwandten der Mutter, besonders gern zum Mutterbruder. Oheim und Neffe traten dadurch oft in ein sehr inniges Verhältnis. In dieser Zeit sammelte der Knabe mancherlei Erfahrungen. Er lernte sich in andere Menschen schicken, er wurde selbständiger; er lernte die Bande der Blutsfreundschaft schätzen, aber auch das Gute, was ihm das Vaterhaus bot. Zugleich wurde auf solche Weise ein Übergang geschaffen von der Stellung, die er als Kind eingenommen hatte, zu der, die ihm als Jüngling den Knechten und Knechtssöhnen gegenüber zukam. Endlich erleichterte eine solche längere Abwesenheit von Hause auch der Mutter die Veränderung, die in ihrem Verhältnis zum Sohn eintrat. Denn wenn dieser nun ins Vaterhaus zurückkehrte, kam er ganz unter die unmittelbare Zucht des Vaters, der ihn zu männlicher Thätigkeit anhielt. Waren dann wiederum mehrere Jahre vergangen, und schien der zum Jüngling erwachsene Sohn dem Vater reif, alle Pflichten eines freien Kriegers zu erfüllen, so wurde er *wehrhaft* gemacht, d. h. in feierlicher Volksversammlung, unter den Augen der Edelsten und Besten, überreichte ihm der Vater mit Genehmigung der Gemeinde die ersten Waffen, Schild und Speer oder Schild und Schwert. Dadurch wurde der Jüngling frei und mündig, er konnte nun an den Versammlungen andrer freier Männer teilnehmen, mit ihnen in den fröhlichen Kampf ziehen und über sich selbst und über andre Schutz und Gewalt ausüben. Mancher blieb noch ledig und begab sich freiwillig in den Dienst eines vornehmen Mannes, um dessen Gefolgsmann zu werden; mancher aber gründete sich mit Bewilligung der Gemeinde einen eignen Herd und nahm ein Weib zur Ehe.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Frau als der körperlich schwächere Teil war vor allem auf das Walten in Haus und Hof angewiesen, der Mann fühlte sich schon durch seine Kraft aus den engen Grenzen des friedlichen Alltagslebens hinausgedrängt, aber er schützte auch das Haus nach außen und war der Herr im Hause. Durch Sitte und Gesetz hing das Weib gänzlich von ihm ab. Während der Sohn ungefähr im Alter von einundzwanzig Jahren der Kindschaft und Unfreiheit völlig entwuchs, blieb die Tochter immer eine Unfreie, und wenn sie heiratete, so tauschte sie eigentlich nur den Dienst einer Tochter mit dem einer Gattin. Sie mußte dann, zum Zeichen, daß diese neue Abhängigkeit enger war als die frühere, ihr bisher offen wallendes Lockenhaar, wenn sie sich öffentlich sehen ließ, mit dem Schleier oder Kopftuch bedecken, während umgekehrt der Jüngling es frei über die Schultern fallen ließ, nachdem es ihm in der Kindheit abgeschnitten worden war.

Wenige, Männer wie Jungfrauen, alterten unvermählt. Manche Männer gelobten sich dem Kriegsgotte ganz und gar zu eigen; diese saßen dann ihr ganzes Leben lang zu Friedenszeiten an fremdem Herd, am Hofe eines Edlen oder Fürsten, ohne Sorge um Weib und Gut, aber doch hochgeehrt als harte Kampfgenossen. Auch Mädchen gab es, die sich der Gottheit weihten. In ewigem Jungfrauenstande lebend, genossen auch sie der höchsten Verehrung. Sie begleiteten als „weise Frauen" die Heere, verbanden und besprachen die Wunden der Krieger, schauten in die Zukunft und erforschten die zum Kampfe günstige Zeit. Ja man glaubte sogar, ihr Blick reiche bis in die himmlischen Gaue. Sie kündeten dem lauschenden Volke, wie die Welt entstanden sei, wie die Götter lebten, wie Welt und Götter zu Grunde gehen würden. Aber trotz der hohen Ehrfurcht, die man solchen Jungfrauen zollte, blieb die Germanin doch nur selten und ungern unvermählt. Freilich wußte sie, wenn sie sich vermählte, daß sie in eine dauernde Abhängigkeit vom Manne trat, also eigentlich in die Unfreiheit; aber sie fühlte sich doch als Herrin, nicht nur des Gesindes, sondern des ganzen Hausstandes, und sie war es wirklich, wenn sie sich durch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Milde und Güte, unermüdlichen Fleiß und sanfte Klugheit, durch hohen Sinn und freundliches Wesen die Herzen des rauhen Mannes wie der trotzigen Knaben zu unterwerfen verstand.

Schön ist das Lob, das der große römische Geschichtschreiber Tacitus unsern Vorfahren und ihren reinen Sitten spendet. „Spät lernen die Jünglinge die Liebe kennen," so sagt er, „und deshalb ist ihre frische Manneskraft unerschöpflich. Auch mit der Vermählung der Jungfrauen eilt man nicht, und darum bleiben sie jugendlich wie jene und auch an schlankem Wuchs ihnen ähnlich. Der Eltern Kraft und Gesundheit vererbt sich auf die Kinder. Streng und heilig wird unter den Deutschen die Ehe gehalten, und in keiner Beziehung verdienen ihre Sitten höheren Preis. Fast allein von allen Barbaren begnügen sie sich mit einer Gattin. In edler Reinheit der Sitten leben sie einfach hin. Niemand lacht bei ihnen über Laster, und nicht wird ein leichtsinniger Lebenswandel dort zum guten Ton gerechnet." Zwar war die Eheschließung bei den alten Deutschen im Grunde nichts weiter als ein Kaufvertrag. Der Freier entrichtete dem Vater der Braut einen Preis, den sogenannten Mahlschatz, dafür daß nun das Recht über die Braut vom Vater auf ihn überging. Für den Mahlschatz wurde dem Bräutigam die Braut angelobt und übergeben und zwar in Gegenwart der nächsten Verwandten. Und doch hat kein Volk das Wesen der Ehe höher aufgefaßt als das deutsche; jener Vertrag war kein Handel im alltäglichen Sinne, wie etwa der Kauf eines Knechtes oder Pferdes, es war zugleich ein Vertrag, durch den Mann und Weib sich für das ganze Leben zu herzlicher Gemeinschaft aneinander fesselten, um sich zu lieben mit einer Treue, die den Tod noch überdauerte.

Hatte der Freier seine Werbung beim Vater der Braut angebracht und günstige Aufnahme gefunden, so ging der Brautkauf vor sich, und dann erfolgte die Übergabe der Braut in den Besitz des Bräutigams. Fast immer erhielt dabei die Braut von ihren Eltern eine Aussteuer oder Mitgift. Waren die Eltern tot, so übernahmen die Brüder die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verpflichtung, die Schwester auszustatten. Diese Mitgift blieb stets das eigne Vermögen der Frau, über das zu verfügen der Mann kein Recht hatte. Bei der Verlobung trat das junge Paar in einen „Ring", d. h. in den Kreis der anwesenden Verwandten, und der Vater fragte die Braut, ob sie den Freier zum Mann haben wolle. Darauf antwortete sie auf des Vaters Rat mit „Ja", und die Verlobten legten die Hände ineinander. Sobald dies geschehen war, durfte der geschlossene Bund nicht mehr gebrochen werden, und es wurde nur noch die Zeit verabredet, wo der Bräutigam die Braut heimführen sollte.

Die Heimführung oder der „Brautlauf" erfolgte gewöhnlich im Herbst, weil um diese Zeit die Dachräume und Tunge mit dem Erntesegen gefüllt waren und der Bauer, der Krieger und der Seefahrer von den Arbeiten des Sommers ausruhen konnten. Am verabredeten Tage holte der Bräutigam mit einem Wagen die Braut aus dem väterlichen Hause ab. Während die Eltern leise einen Reisesegen über das scheidende Kind sprachen, nahm sie Abschied von den Ihrigen. Dann bestieg sie den Wagen, auf dem auch ihre Aussteuer Platz fand, umgeben von den Brautjungfern. Der Verlobte mit seinen Gesellen ging oder ritt zur Seite. Unter den Klängen eines Brautgesanges bewegte sich der festliche Zug, von der schaulustigen Menge freundlich begrüßt, nach der Hofstätte des Bräutigams. Hier wurde die junge Frau feierlich über die Schwelle gehoben und zum Herde geführt, den sie dreimal umwandelte. Ein fröhliches Gastmahl beschloß den Tag. Am Morgen nach der Hochzeit empfing die Neuvermählte von ihrem Manne eine „Morgengabe", d. h. ein Geschenk, das ebenso wie die Mitgift ihr bleibendes Eigentum wurde und zu ihrer Sicherung als Witwe bestimmt war.

Die deutsche Frau war nicht bloß die Hausgenossin des Mannes, die verständig waltende Herrin des Hauses und die Mutter der Kinder, sie war auch in jeder Sorge des Lebens, ja in Kampf und Todesnot seine unzertrennliche Gefährtin. Viele ergreifende Beispiele edelster Gattentreue hat uns die Sage und die Geschichte aufbewahrt; nur eines sei hier

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erwähnt, das zugleich beweist, daß leidenschaftliche Liebe sich damals schon zuweilen über die Vorschriften der herkömmlichen Sitte hinwegsetzte. Der große Held Armin, von dem wir noch vieles zu erzählen haben, freite um die edle Thusnelda. Aber der Vater verweigerte sie. Da raubte der Held die Geliebte aus der Gewalt des unbilligen Vaters und führte sie heim als sein eheliches Gemahl. Grimmiger Haß entbrannte aus dieser Verletzung des Rechtes, und beide, Mann und Weib, mußten dafür büßen. Durch ein widriges Geschick fiel Thusnelda in die Hände der Römer und ward mit einem noch ungebornen Söhnlein ihrem lieben Hauswirt auf immer entwendet. Da ergreift den starken Mann unbändiger Schmerz; zu wahnsinniger Wut reizt ihn der schreckliche Gedanke, daß seiner Gattin Leib die Sklaverei tragen solle. Unabläßig spornt er die Seinen zum Kampfe gegen das Volk, das ihm sein Weib entwendete. Es gelingt ihm nicht, die Geliebte wieder zu erlangen. Sie aber erträgt stumm und thränenlos das unsägliche Leid; fern vom Gemahl vertrauert sie in der Gefangenschaft ihre Jugend, durch die Hoheit, mit der sie das Ungeheure erträgt, selbst die Herzen der kalten Römer rührend. Wie viel Germanenfrauen, von denen keine Überlieferung meldet, mögen Ähnliches erduldet haben! Ja, die edlen deutschen Weiber waren es wert, daß das ganze Volk ihnen eine hohe Ehrfurcht zollte. Deshalb sah der Germane auch in seinen Göttinnen lauter Urbilder weiblicher Hoheit, Schönheit, Klugheit und Güte. Deshalb galt es ihm für ein Zeichen schändlichster Roheit, ein Weib ohne Grund zu mißhandeln. Deshalb kam er im Kriege selbst feindlichen Frauen mit achtungsvoller Scheu entgegen. Wie dankbar aber mußten auch die Helden ihren verständigen und aufopfernden Frauen sein, die sie sogar in den mörderischen Krieg begleiteten, um ihnen nahe zu sein mit Hülfe und Zuspruch, die sich sogar in das wildeste Schlachtgewühl wagten, um die Verwundeten in Sicherheit zu bringen und zu pflegen. Wohl hatte man damals noch keinen Begriff von ärztlicher Wissenschaft. Nur die Wunden verstand man, dank der reichen Erfahrung, eigentlich zu behandeln. Aber auch den Siechen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Kranken kam die Thätigkeit der Frauen zu gute. Was glückliche Hand, natürlicher Scharfblick, redliche Sorgfalt, weibliche Geduld und langjährige Übung vermögen — und das ist wahrlich nicht wenig —, das leistete die germanische Frau als Krankenpflegerin.

6. Tageslauf eines germanischen Hausherrn in Friedenszeiten.

Früh am Morgen erhob sich die fleißige Hausfrau, um den nötigen Luftzug für das Herdfeuer zu schaffen, indem sie Windauge und Thür öffnete; früh begann sie als unermüdliche Herrin, als treue Gattin, als strenge verständige Mutter, als kluge, wachsame Gebieterin über das Gesinde, für das Wohl des ganzen Hauswesens zu sorgen und zu schaffen. Spät dagegen verließ in Friedenszeiten der Hausherr, wie jeder freie Germane, sein Lager, um zunächst ein warmes Bad zu nehmen. Eine Wanne, die in die Nähe des Herdes gestellt und von diesem aus mit dem nötigen Wasser versorgt wurde, bildete dabei die ganze Zurüstung. Neben den warmen Bädern waren zwar die kalten Bäder in den Flüssen ebenso beliebt, wobei sich Kinder und Erwachsene fröhlich durcheinander tummelten, und die Schwimmkunst wurde mit großem Eifer betrieben; aber das warme Bad im Hause gehörte zur Leibesnotdurft und wurde deshalb auch jedem Fremden, der als Gast das Haus betrat, als erste Wohlthat angeboten.

Nach dem Frühbade nahm man einen Imbiß ein, meist aus Haferbrei bestehend, um die Nüchternheit zu vertreiben. Hierbei wie bei der Hauptmahlzeit hatte, wie es scheint, jeder seinen besondern Sitz und Tisch. Bei festlichen Schmausereien saßen etwa je vier bis fünf an einem Tische. War der Imbiß beendet, so ergriff der freie Mann, nachdem er sich angekleidet und Haupthaar und Bart sorgfältig geordnet hatte, Speer und Schild und ging mit Muße seinen Geschäften nach. Vielleicht war seine Gegenwart bei der Ratsversammlung des Gaues, in dem er wohnte, nötig, oder eine Gemeindeangelegenheit sollte beim Dorfältesten beraten werden. Wenn

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht, so gab es wohl am Haus oder Hofzaun zu bessern, wobei der Herr selber nur selten zugriff, vielmehr die Knechte anwies, lobte oder zum Fleiße antrieb. Oder er schaute eine Weile mit behaglichem Lächeln den Kriegsspielen seiner Knaben zu, oder er ging hinaus aufs Feld, den Stand der Saaten zu prüfen, oder auf die Viehweide, um sich am Anblick seiner Pferde, Rinder, Schafe und Schweine zu freuen, vielleicht auch um einem Gaste selbstgefällig die stattlichen Herden zu zeigen. Oder er zog mit Hunden und Knechten in den grünen Wald, dem edlen Weidwerk obzuliegen, den Bären aufzuspüren, der neulich ein Kalb geraubt, den Wolf zu fällen, der unter den Schafen Vernichtung angerichtet, den Ur zu erlegen, der lüstern nach leckerer Gerste den Acker zerstampft hatte. Sowohl die Jagd auf Vierfüßler (Tierweide) wie die auf Vögel (Vogelweide) wurde mit Leidenschaft gepflegt. An den Jagden vornehmer Männer, zu denen oft ein größeres Gefolge mitzog, beteiligten sich nicht selten die edlen Frauen als Zuschauerinnen und Wirtinnen, die im Waldesschatten den hungrigen Jägern ein fröhliches Mahl bereiteten. Manche verstand wohl auch selbst Bogen und Jagdspeer und den abgerichteten Falken zu lenken.

Die meisten dieser Beschäftigungen ließen sich freilich nur bei freundlicher Witterung vornehmen; bei schlechtem Wetter, namentlich im Winter, kam es öfters vor, daß der Hausherr nach dem Imbiß sich verdrossen wieder aufs Lager streckte und so auf der Bärenhaut liegen blieb, bis die Zeit der Hauptmahlzeit herankam, die etwa um die Mitte des Nachmittags, nicht allzulange vor Sonnenuntergang gehalten wurde. „Es freuen sich die Hunde, und das Haus öffnet sich von selbst, wenn ein Gast kommt.“ So lautet ein altnordisches Sprichwort und bezeichnet damit schön und bündig die Herzlichkeit, mit der der Deutsche den Gast willkommen hieß. Und das that er gar oft. Außer solchen, die unter seinem Dache übernachteten, kamen noch häufiger andere, die geladen oder ungeladen an seiner Mahlzeit teilnahmen. An ein solches Mahl schloß sich gewöhnlich ein scharfes Trinken, stets, wenn der Wirt ein Gastgebot erlassen hatte. Die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tischgenossen blieben dann oft bis tief in die Nacht hinein zusammen. Da lösten sich die Zungen; auch der Verdrießliche vergaß der übeln Laune, der Verfolgte seiner gefahrvollen Lage, wenn die Hausfrau sich erhob und das Trinkhorn in den Reihen der Gäste herumreichte. Die wichtigsten Fragen des Geschlechtes, der Gemeinde, des Volkes wurden beim Met und Bier besprochen. Aber dem ernsten Gespräch folgte das heitere; fröhliche Reden flogen hin und her; Scherz- und Neckgespräche, die bisweilen zu Handgreiflichkeiten führten, wurden laut oder Rätsel aufgegeben. Diese jedes Mannes würdige Lustbarkeit gab Gelegenheit, nicht nur Witz und schnellen Verstand zu zeigen, sondern auch genaue Kunde der alten Sagen und Lieder von Göttern und Helden und Kenntnis von allerlei Merkwürdigem zu bewähren. Die Rätselreden wurden in ältester Zeit nicht gesprochen, sondern gesungen, wobei man die altehrwürdige Form des Stabreims anwendete, von der ein andermal die Rede sein wird. Und sie waren nicht die einzige Poesie, die bei den Gelagen und Festen der Germanen sich hören ließ. Es gab hochgeehrte Sänger, die zum Klang der Harfe von den Geschicken der Götter, namentlich den Fahrten des Donnergottes, wie von den Thaten der Väter zu singen und die Herzen der Hörer zu bewegen verstanden. Man hatte auch gesellige Lieder, die im Chor oder Wechselgesang vorgetragen wurden; dem Saitenspiel gesellte sich dann der fröhliche Klang der Schwegelpfeife. Gesungen wurde überhaupt viel im deutschen Urwalde. Sogar die Nächte vor Schlachttagen brachten die Germanen bei frohem Gelage mit schallendem Gesange zu, der in Berg und Wald schaurig widerhallte, so daß die lauschenden Römer ein Grausen ankam. Bei Opfern und Familienfeierlichkeiten, namentlich dem Brautlauf, beim Beginn der Schlacht, bei Siegesfesten, bei Bestattungen ertönte nicht minder Gesang. Erhalten ist uns von allen diesen Gesängen, in denen die Deutschen ihre Götter und halbgöttlichen Helden und die großen Männer der Geschichte feierten, nicht eine Zeile, und das müssen wir lebhaft beklagen; denn aus den ältesten Resten unsrer Sprache aus dem vierten Jahrhundert nach

Generated on 2019-10-21 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Christus — es ist die gotische Bibelübersetzung des Wulfila — erkennen wir die wunderbare Kraft und klangreiche Anmut dieser Sprache und aus Heldendichtungen späterer Zeit die dichterische Schönheit, die in jenen uralten verklungenen Liedern sich bekundet haben muß. Sie gingen verloren, weil niemand sie aufschrieb. Lesen und Schreiben waren noch in viel späterer Zeit bei den Deutschen selten geübte Künste. Man hatte allerdings in der Urzeit eine Art Schrift, die sogenannten Runen. Das Wort Rune bedeutet eigentlich Geheimnis. Es waren große Zeichen, im ganzen etwa vierundzwanzig, die man auf buchene Stäbchen einritzte, woher das Wort „Buchstab" entstanden ist. Aber nicht zum Schreiben und Lesen in unserm Sinne, zu größeren Aufzeichnungen benutzte man sie, sondern zum Wahrsagen und Loswerfen. Man schüttelte nämlich die mit Runen bezeichneten Stäbchen durcheinander und warf sie dann auf ein ausgebreitetes Tuch. Der Hausvater, der den göttlichen Willen oder die Zukunft erforschen wollte, griff darauf mit abgewendetem Antlitz mehrere der Stäbchen auf, wobei er Beschwörungsformeln raunte, und las sie zusammen. Da jede Rune zugleich die Bedeutung einer Sache hatte, z. B. Sieg, Not, Kriegsgott, Auerochs u. s. w., so konnte man aus den aufgelesenen Stäbchen eine Weissagung zusammensetzen.

Es fehlte, wie aus dem oben Gesagten hervorgeht, auch den geselligen Vergnügungen der Germanen nicht an der Weihe der Poesie und Musik. Daneben ward freilich, abgesehen vom Trinken, auch weniger erhabenen Freuden gehuldigt, namentlich dem Würfelspiel, das man mit großem Ernste trieb, übrigens nicht immer aus Spielwut oder Gewinnsucht, sondern auch oft, um mit Hülfe der Würfel die Zukunft zu erforschen. Wie hoch das Spiel in Ansehen stand, beweist der Glaube, daß der höchste Gott Wodan die Würfel erfunden habe zur Kurzweil der Götter und Göttinnen in seinem himmlischen Saale Walhall. Das Trinken selber wurde mit Gründlichkeit und einer gewissen Feierlichkeit betrieben. Es gab eine Art Zechrecht, man wechselte Trinkgrüße; lässigen Zechern wurden Straftrünke auferlegt. Ein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tieferer, echterer Ernst aber ging durch die Versammlung, wenn man die „Minne", d. h. das Andenken eines teuren Toten oder eines verehrten Abwesenden trank. Auch die Minne der Götter wurde durch Leeren der Becher gefeiert, und beim Auseinandergehen trank man „des Abschieds Minne". Freilich kann dies wohl erst am nächsten Tage geschehen sein; denn in der Regel mögen die oft fernwohnenden Gäste nach so ausdauerndem Trinken nicht mehr imstande gewesen sein, den Heimweg durch die finstere Nacht zu finden.

Die Frauen blieben den Zechereien der Männer nicht immer fern. Zu Anfang des Gelages verlangte es sogar die Sitte, daß die Hausfrau, die den Männern den Met und das Bier bereitet hatte, ihnen den ersten Trunk auch selber darreichte. Wie nach dem Volksglauben in Walhall die schönen Walküren oder Wunschmädchen unter den seligen Helden mit dem Trinkhorn umhergingen, so thaten auf Erden die Frauen. Auch die Töchter waren schon von alters her an diesem Schenkenamte beteiligt.

Getrunken und geschmaust wurde bei allen Festen der alten Deutschen, auch bei den größten, die sie begingen, dem Winter-Sonnenwendfest, wo der Sieg des Tages über die Nacht, der guten Götter über die finstern Geister gefeiert wurde, und der Sommer-Sonnenwende, wo der Tod des Lichtgottes beklagt und seine Wiederkunft erfleht wurde. Aber dieses edle Volk wußte seine Götter noch weit schöner zu feiern als mit Essen und Trinken. Unendlich reich waren die religiösen Gebräuche der Urzeit, und viel Gutes und Sinniges enthielten sie. Davon soll später noch verschiedenes berichtet werden. Hier wollen wir an die Betrachtung des häuslichen Lebens sogleich einige Mitteilungen über das Dasein der Greise, über Tod und Bestattungsarten anreihen.

7. Alter, Tod und Bestattung.

Wenn der Vater körperlich nicht mehr fähig war, die Waffen zu tragen oder gar geistig kindisch wurde, so trat er mit der Mutter unter die Vormundschaft des Sohnes. Von

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diesem hingen sie dann dem Rechte nach ebenso ab, wie das unmündige Kind vom Vater, das Weib vom Manne, der Knecht vom Herrn; sie aßen das „Gnadenbrot" des Sohnes. Da mag denn wohl mitunter ein liebloser Sohn den Greisen vergolten haben, was diese selbst vielleicht in kräftigen Jahren an Milde und Liebe fehlen ließen; im allgemeinen aber standen die ergrauten Eltern in der höchsten Verehrung. Wie tief das Volk eine herzlose Behandlung der ehrwürdigen Alten verabscheute und wie es die göttliche Strafe für so schwere Sünde fürchtete, das mag uns ein uraltes Kindermärchen bezeugen, das also lautet: Es war ein steinalter Mann, dem waren die Augen trüb geworden, die Ohren taub und die Knie zitterten ihm. Wenn er nun bei Tische saß und den Löffel kaum halten konnte, schüttete er Suppe auf das Tischtuch, und es floß ihm auch etwas wieder aus dem Mund. Sein Sohn und dessen Frau ekelten sich davor, und deswegen mußte sich der alte Großvater endlich hinter den Ofen in die Ecke setzen, und sie gaben ihm sein Essen in ein irdenes Schüsselchen und noch dazu nicht einmal satt. Da sah er betrübt nach dem Tisch, und die Augen wurden ihm naß. Einmal auch konnten seine zitternden Hände das Schüsselchen nicht festhalten, es fiel zur Erde und zerbrach. Die junge Frau schalt, er aber sagte nichts und seufzte nur. Da kauften sie ihm ein hölzernes Schüsselchen für ein paar Heller, daraus mußte er nun essen. Wie sie so dasitzen, trägt der kleine Enkel von vier Jahren auf der Erde kleine Brettlein zusammen. „Was machst du da?" fragte der Vater. „Ich mache ein Tröglein," antwortete das Kind, „daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich groß bin." Da sahen sich Mann und Frau eine Weile an, fingen endlich an zu weinen, holten alsofort den alten Großvater an den Tisch und ließen ihn von nun an immer mit essen, sagten auch nichts, wenn er ein wenig verschüttete. — Mit der Verrichtung leichterer Hof- und Feldarbeit suchte der Greis sich nützlich zu machen; er flickte wohl am Hause, erneuerte hier die Verschlagslatten im Innern, dort den bunten Anstrich der Außenwand, schnitzte Gerätschaften und verfertigte hölzerne Waffen. Er und die Alte, die Ahne, welche spann und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nähte, beschäftigten sich, wie Großeltern thun, gern mit der jüngern Enkelschar, bei der sie gewiß schon damals besondere Liebe genossen. Wie lauschten die Kleinen, wenn der Großvater seine Abenteuer auf der Jagd und im Kriege oder die Großmutter Sagen und Märchen erzählte! Wie freuten sie sich, wenn sie mit ihnen hinaus in den benachbarten Wald gehen und von den kundigen Alten die eßbaren, heilkräftigen und giftigen Pflanzen unterscheiden oder auf kleine Tiere Jagd machen lernten!

Fehlte es also auch dem Greisenalter nicht an bescheidenen Freuden, so war es doch wenigstens den Männern verhaßt. Wer den schönen Tod auf dem Schlachtfelde fand, der zog nach dem Glauben der Vorfahren zu Wodan und den seligen Göttern ein; nicht so der, welcher auf dem Siechbette starb. Viele Greise mögen daher nur deshalb in den letzten Kampf gezogen sein, um ruhmvoll streitend zu fallen, und die Überlebenden priesen den Tod der auf solche Weise Gestorbenen als ein hohes Glück. Mancher aber, dem dies Glück nicht vergönnt ward, tötete sich, wenn Krankheit ihn niederwarf, selbst oder ritzte sich wenigstens die Haut mit dem Schwerte, um mit einer Wunde vor den Götterkönig treten zu können.

Die Bestattung, das letzte Ende der irdischen Laufbahn, wurde, wenn ein Hausvater oder gar ein Fürst gestorben war, mit besonderer Feierlichkeit begangen, aber auch bei andern Toten niemals versäumt; denn die Ruhe der Dahingeschiedenen hing davon ab. Selbst erschlagene Feinde pflegte das edelmütige Volk nicht unbestattet liegen zu lassen, und wo dies doch geschah, da war es ein Zeichen des allergrimmigsten, unversöhnlichsten Hasses. So ließen die erbitterten Sieger im Teutoburger Walde die Leichen der gefallenen Römer auf Volksbeschluß unbegraben vermodern.

Drei Arten der Bestattung waren den Deutschen bekannt, die eine nur denjenigen Stämmen, die der Seeküste nahe wohnten. Diese legten nämlich oft den Leichnam eines vornehmen Toten in ein Schiff, das mit vollen Segeln und ohne Steuer aufs Meer gestoßen oder den Wellen eines wasserreichen Stromes anvertraut wurde. Jenseits des Meeres

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nämlich wähnte man den Eingang des Totenreiches. Bisweilen zündete man das Fahrzeug an, stets gab man dem Toten volle Bewaffnung mit. So bestatteten die kühnen Wikinger ihre Seekönige. Großen Helden besorgte, wie die Sage berichtet, bisweilen Wodan selber die Überfahrt. Des geliebten Sohnes Leiche in den Armen, wandelte der greise König Siegmund gramvoll durch den Wald und kam an eine Meeresbucht. Da erblickte er auf dem Wasser einen alten Mann in einem kleinen Nachen. „Willst du übergefahren sein?" fragte der hohe Greis. „Ja", antwortete Siegmund. Wie er aber die Leiche ins Boot gelegt hatte, da war kein Raum mehr übrig für ihn selbst. „Ich will," sprach der Fährmann, „zuerst den Toten hinüber fahren. Du warte inzwischen am Ufer hier." Damit stieß er vom Ufer ab und verschwand alsbald mit Schifflein und Leiche. Und Siegmund merkte, daß Wodan es war, der den toten Helden zu sich nahm, um ihn in seinen Himmelssaal zu führen.

Überall bekannt war das Verbrennen und das Begraben der Leichen. Stets wurde der Tote sauber gewaschen, gekämmt und wohl bekleidet. Was ihm im Leben besonders lieb gewesen war, das gab man ihm gern mit, dem Kinde sein Spielzeug, dem Weib seinen Schmuck, dem Mann seine Waffen. So wurden auch bei der Verbrennung auf dem geweihten Holzstoß neben der Leiche des Hausherrn seine liebsten Waffen, mitunter sein Leibroß, in der ältesten Zeit sogar einer oder mehrere seiner vertrautesten Knechte verbrannt. Und darin erblickte man nicht etwa eine Strafe, sondern den höchsten Lohn für bewährte Treue; denn man glaubte, daß allein im Geleite seines Herrn auch der Knecht zu Wodan eingehe. Suchte doch selbst die Gattin des Verstorbenen zuweilen den Tod in den Flammen, die ihren Hausherrn verzehrten, um noch nach dem Tod seine Genossin zu sein. Dem Vornehmen warfen die umstehenden Freunde die letzten Geschenke, Waffen und Schmuck, nach und nährten den Brand durch wertvolle Hölzer. Je höher der Rauch der Flammen emporstieg, desto ehrenvoller war der Empfang, den Wodan dem Helden in Walhall bereitete. Das Roß ritt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er auf dem Luftritt dorthin, Gattin und Diener waren seine Begleiter, die Waffen führte er bei den festlichen Kämpfen in den Himmelsgefilden. Dem weniger Begüterten, der kein Roß besessen hatte, zog man doch schöne, feste Schuhe an, damit er den Weg nach Walhall ohne Beschwerde wandle. Waren die Flammen erloschen, so sammelte man die Asche des Toten in eine Urne und setzte sie in einem Hügel bei. Je berühmter und geehrter der Verstorbene bei Lebzeiten gewesen war, desto höher schichtete man seinen Hügel, in welchem die Aschenurne auf den Boden gestellt wurde.

Beim Begraben legte oder setzte man den Toten entweder in die bloße Erde oder in eine steinerne Grabkammer oder in einen Holz- oder Steinsarg. Die einfachste Art des hölzernen Sarges war der „Totenbaum", d. h. ein der Länge nach gespaltener, ausgehöhlter Baumstamm. Auch einfache längliche Kisten und Särge, die nach dem Fußende hin schmaler und niedriger werden, hat man in altdeutschen Gräbern gefunden. Schmuck und Waffen fehlten auch hier nicht. Ebenso wenig der Grabhügel. Der Bau dieser einfachen und doch großartigen Grabstätten, denen man durch dareingemischte Steinblöcke einen festeren Halt gab, nahm gewöhnlich mehrere Tage in Anspruch. War der Hügel vollendet, so umwandelten oder umritten ihn die Blutsfreunde und Dienstmannen unter Gesängen, in denen sie den Dahingeschiedenen priesen und seinen Tod beklagten, und solche Feierlichkeiten wiederholten sich bis zum siebenten Tag. Zum Schluß wurde ein Gastmahl gehalten, bei dem es ernst und ruhig herging und die Minne, das Andenken des Verstorbenen getrunken wurde.

War er der Vater des Hauses gewesen, so sammelte sich nun erst die Familie um ein neues Haupt. Der Erbe konnte nur ein Blutsverwandter sein, zunächst der Sohn. Nach dem Minnetrunk setzte sich dieser auf den verlassenen Ehrensitz. Frau und Töchter hatten kein Anrecht auf Erbschaft, es war aber Ehrensache des Erben, um ihren Unterhalt, wenn es not that, zu sorgen. Waren mehrere Söhne da, so teilten sie das Erbe gleichmäßig unter sich. Doch erhielt der älteste

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in der Regel das Schwert und das Streitroß des Vaters. Überlebte kein Sohn den Hausvater, so fiel die Erbschaft dem nächsten Verwandten vom Mannesstamme zu.

Schön sagt Tacitus, der edle Römer, von unsern Vorfahren: „Klage und Thränen um die Dahingeschiedenen stillen sie bald, doch lange hegen sie Schmerz und Gram. Trauer geziemt den Frauen, den Männern treue Erinnerung.“ Das Stillen der Thränen hatte seine tiefe Bedeutung; uralter Volksglaube war es nämlich, daß die Ruhe der Verstorbenen durch allzu lange fließende Thränen gestört werde. Das rührende Märchen vom Thränenkrüglein, das noch jetzt in verschiedenen Gegenden Deutschlands erzählt wird, bezeugt diesen alten Glauben. Es soll den Schluß dieses Abschnittes bilden. Einer jungen Mutter, so heißt es, war ihr einziges Kind gestorben. Sie weinte über alle Maßen und konnte sich über ihren Verlust nicht zufrieden geben. In jeder Nacht lief sie hinaus auf den Friedhof und jammerte auf dem Grabe, daß es Steine hätte erbarmen mögen, als solle und müsse ihr die Erde das Kindlein wieder herausgeben. So wehklagend weilte sie dort auch in der Nacht, da die Göttin Berchtha, welche die Seelen der verstorbenen Kinder behütet, mit ihrem Gefolge von Seelchen nicht weit von ihr vorüberzog. Da gewahrte die Weinende zuletzt im Zuge, den andern Kindern hinterdrein, ein Kleines, mit einem ganz durchnäßten Hemdchen angethan; es trug in der Hand einen Krug mit Wasser und konnte, matt geworden, kaum den übrigen folgen. Ängstlich blieb es eben vor einer hohen Umzäunung stehen, über welche die Göttin hinweggeschwebt und ihre kleinen Unterthanen geklettert waren. „Ach,“ dachte die jammernde Mutter, „sieht doch das Kleine gerade aus wie mein verlorenes Kind!“ Und sie lief hinzu und hob es in die Höhe. Während sie es nun in ihren Armen hielt, sprach das Kind: „Mutterarm, ach, wie warm!“ Dann aber bat es: „O liebe Mutter, weine nicht so sehr um mich! Sieh, hier im Kruge sind deine Thränen, und wenn du noch länger weineſt, wird er gar zu schwer und voll. Da sieh! Ich habe mir mein Hemdlein schon ganz

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

damit beschüttet." Nach diesen Worten zog es weiter. Die Mutter aber ging heim, trug hinfort still ihr Leid und weinte nicht mehr.

8. Vom Glauben und Götterdienst der alten Deutschen.

Ein schlichtes, unverdorbenes Heldenvolk waren unsre Ahnen, ausgestattet mit den edelsten Gaben des Geistes und Herzens und von der Gottheit zu hohen Dingen ausersehen. Deshalb hatte ihnen auch Gott einen wundersamen Glauben ins Herz gelegt, der freilich durch menschliche Irrtümer vielfach wieder entstellt und von der Erhabenheit des Christentums weit entfernt war, der viel Wildes und Unheimliches enthielt, der aber doch auch beweist, wie tief und innig der Deutsche fühlte, wie ernsthaft er grübelte über die wunderbaren, geheimnisvollen, unerklärlichen Erscheinungen in der gewaltigen Natur, die ihn rings umgab. Wie sind Erde, Sonne, Mond und Sterne entstanden? wer hat sie geschaffen? wer erhält sie? wer gebietet der Sonne zu leuchten? wer dem Blitze zu zünden, dem Donner zu krachen? wer dem Leben zu entstehen und zu vergehen? Wer läßt den Regen herniederrauschen? den Sturm heulen? Licht und Finsternis, Wärme und Kälte wechseln? Vernehmlich sprach es im Herzen des einfachen Menschen: „Das müssen geheimnisvolle, unsichtbare Mächte sein, Wesen, größer und gewaltiger als wir Sterblichen." Im Donner vernahm der Mensch die Stimme des zürnenden, im Säuseln des Windes den leisen Schritt des segnenden Gottes. Die Wolke bildete sein lebhafter Geist zu gespenstigen, riesigen Gestalten, zum verhüllenden Mantel oder zum fliegenden Rosse der Gottheit, deren ewig klares Auge als Sonne herniederschaute. Der Wechsel von Tag und Nacht, von Sonne und Winter erschien als ein ewiger Kampf zwischen hellen und finsteren, guten und bösen Mächten, zwischen Göttern und Dämonen. So hat sich aus kindlich unwissender Naturbetrachtung aller Götterglaube entwickelt und unter allen Heidenvölkern ist keines zu einer so großartigen, sinnvollen,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ernsten und würdigen Auffassung über Götter- und Menschenschicksal, über Tod und Leben und das Ende aller Dinge gelangt, wie das germanische.

Wir lassen die seltsam dunkle Sage von der Weltschöpfung hier beiseite und berichten zunächst, wie unsre Vorfahren sich den vollendeten Weltbau gestaltet dachten. Die Mitte des Weltbaues — so glaubten sie — nimmt die runde Erdscheibe ein, die Heimat der Menschen, daher Mannaheim genannt. Außerhalb der bewohnbaren Erde, an den äußersten Grenzen des Meeres hausen die Riesen in Riesenheim. Jenseit der See im eisigen Norden liegt Nibelheim, d. h. Nebelheim, ein schauriges kaltes Schattenland, von finstern Wäldern umgürtet, bedeckt von düstern Nebeln. Hier ist der Sitz der Totengöttin Hella. Am entgegengesetzten Ende der Welt glüht im Süden Muspelheim, die Welt der Flammen, gehütet von dem Rauchriesen, der der „Schwarze" heißt und ein leuchtendes Schwert in der Hand trägt. Von hier aus erhebt sich einst der furchtbare Brand, der der ganzen Welt den Untergang bringt. Unter der Erde liegen hie und da weit ausgebreitete, liebliche Auen, und einzelne Götter wohnen dort. Die meisten Götter aber und die vornehmsten hausen hoch oben über der Erde in der Mitte des gewölbten Himmels, der Asenheim oder Asgart genannt wird, weil die Mehrzahl der Götter dem Geschlecht der Asen, d. h. der Großen angehört. Regenbogen und Milchstraße sind die Wege, die dahin führen. Hier haben alle Hauptgötter ihre besondere Hallen. Die herrlichste von allen aber ist die Wodans, Walhall, wohin die in der Schlacht Gefallenen oder an Wunden Gestorbenen durch die Walküren, d. h. Totenwählerinnen getragen werden. Diese Halle ist von ungeheurer Ausdehnung und glänzt über und über von Golde. Die Decke ist so hoch, daß kein Auge sie genau zu erblicken vermag, die Thore so weit, daß durch jedes achthundert Helden nebeneinander einschreiten können. Hier nämlich erfreuen sich die seligen Helden, Einherier genannt, auf langen Bänken sitzend an Wodans Tischen des Mahles, während göttliche Sänger zum Klang der Harfe ihre Thaten singen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Germanen, dieses Volk von Helden, konnten sich keinen Gott denken, der nicht irgendwie am Kriege beteiligt war. Dies gilt natürlich auch von ihrem höchsten Gotte Wodan, dem „Allvater" und „allherrschenden Gott". Er ist der Beherrscher der stürmenden, brausenden Luft, des rasenden Sturmes, der Führer des wütenden Heeres oder der wilden Jagd. In heiligen Nächten fährt er nämlich, auf weißem Rosse sitzend, mit seinem Gefolge von seligen Helden und Schlachtjungfrauen über die Wipfel der vom Sturmwind geschüttelten Bäume hinweg. Dann hört man Waffenlärm und Rossewiehern, Hufschlag und Hundegebell. Noch heute heißt in Mecklenburg der wilde Jäger „der Wode". Aber die wehende Luft ist auch ein Abbild des Geistes, der nicht an Ort und Zeit gebunden umherschweift, und darum erscheint Wodan zugleich als der alles durchdringende Weltgeist. Er heißt der grübelnde, sinnende Ase, der Zauberkundige; er hat die Runen, d. h. die Weissagung und die Zeichen derselben erfunden, aber auch die Dichtkunst und die geistige, edle Liebe. Man dachte sich ihn als einen hehren Greis, von einem blauen Mantel umhüllt, in der Rechten einen langen Speer, einen breitkrämpigen Hut auf dem Haupte, der ihm über das eine fehlende Auge tief herabhängt; denn Wodan hat nur ein Auge, wie der Himmel nur eine Sonne. Das Volk wußte, wie der Gott sein zweites Auge verloren hatte. Unermüdlich suchte er die Zukunft der Welt, das letzte Schicksal der Menschen und Götter zu erforschen, und um den Preis des Wissens gab er das eine seiner Augen her. Doch nichts erwarb er damit als die düstere Kunde vom schließlichen Untergang. Der Gott des Geistes hat aber seine Lieblinge, die Deutschen, auch die siegbringende Schlachtordnung, „den Eberkopf" oder Keil, gelehrt und ihnen die kriegerische Begeisterung eingehaucht, durch die sie die Welt erobern sollen. Nicht persönlich kämpft er in den Schlachten mit, aber er bestimmt durch seinen Willen den Ausgang des Kampfes. Deshalb heißt er „Heervater" und „Siegvater". Auch „Walvater", Vater der Schlachttoten, wird er genannt; denn in seinem Auftrage

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heben die schönen Walküren die auf der Walstatt Gefallenen nach Walhall empor, wo ihnen an Wodans Tischen die holden Wunschmädchen — das sind eben die Walküren — Bier und Met in goldenen Hörnern darreichen und vom Fleisch eines unsterblichen, immer wieder sich ergänzenden Ebers zu essen geben, während Wodan keine Speise zu sich nimmt. Diese seligen Helden ziehen mit Wodan auch im Himmel Tag für Tag zu fröhlichem Kampfe aus auf ein weites Gefilde, sie sind des „wilden Jägers" Gefolge. Wolf und Rabe, die Tiere des Schlachtfeldes, sind dem Wodan geheiligt, ebenso das dem Krieger teuerste Tier, das Roß, und die unentbehrlichste Waffe, der Speer, sowie der Baum, von dem er gefertigt ist, die Esche. Auf des Gottes Schultern sitzen zwei weiße Raben, die ihm alles ins Ohr raunen, was sie auf ihrem täglichen Flug durch die Welt gesehen und gehört haben. Von seinem goldnen Hochsitz in Walhall überschaut Wodan die ganze Erde. Oft aber steigt er aus herzlichem Mitgefühl hinab und betritt als „Wanderer" gütig die Wohnungen der Menschen, um ihre Tugend, besonders ihre Gastfreundschaft zu prüfen. Hier erlaubt er dann denen, die er als gut erfand, sich etwas zu wünschen. Denn alles Wünschenswerte stammt von ihm; die Berührung seines Speeres erfüllt jeden Wunsch. In der Wünschelrute, die aus unsern Märchen bekannt ist, lebt Wodans Wunschspeer noch fort. Wodan verleiht dem Schiffer günstigen Wind, dem Würdigen Reichtum, dem Spieler glücklichen Wurf, dem Hofherrn Gedeihen des Viehes und völlige Reife der Feldsaat. In der niederländischen Bezeichnung des großen Bärengestirnes als Wodanswagen und den englischen und niederländischen Namen des Mittwochs als Wodanstag und in manchen Sagen und Volksgebräuchen lebt das Andenken an den höchsten germanischen Gott noch fort.

Alle übrigen Götter waren diesem größten und obersten unterthan, sie achteten seinen Willen und scheuten seinen Zorn. Ihm zunächst steht sein kraftvollster, ältester Sohn Donar, der Donnergott. Die verderblichen Blitze, die er schleudert, gelten nicht den guten Sterblichen, sondern den Riesen, den

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Feinden der Götter und Menschen, die er eifrig verfolgt. Dann fährt er auf einem schweren, rollenden Wagen daher, welcher von riesigen Böcken, die blitzartig im Zickzack laufen, gezogen werden, in der Rechten hält er den zerschmetternden Hammer, vor dem die Riesen zittern und der nach jedem Wurfe von selbst in seine Hand zurückkehrt. Ehrfurchtsvoll läßt auch der Mensch Arbeit und Mahlzeit stehen, solange der gütige Gott blitzt und donnert. Dann aber, wenn der erquickende, befruchtende, reinigende Regen herniederströmt, dann eilt er hinaus, um seinem Wohlthäter freudig zu danken. So war Donar ein Gott des Ackerbaus und der Leute, welche die Feldarbeit bestellen, der Knechte. Auch die Grenzen, Wege und Brücken, waren ihm heilig, unter den Bäumen die Eiche, auch viele Berge, die daher den Namen Donnersberg oft noch heute führen, und unter den Tieren das Eichhörnchen, weil es rasch und im Zickzack wie der Blitz springt und rotes Haar hat wie der lange Bart Donars. Von keinem Gotte wußten die Sieger so viele Thaten zu berichten wie von diesem; als tapfrer und gewaltig starker Bekämpfer aller schädlichen Mächte, besonders der Riesen und Ungeheuer, hatte er die wunderbarsten Abenteuer bestanden.

Während Wodan von seinem Wolkensitz aus die Geschicke der Kämpfer lenkt, stürzt sich sein zweiter Sohn Ziu mitten ins wildeste Schlachtgewühl. Man dachte sich ihn einhändig, weil das Schwert nur mit einer Hand geführt wird. An seinen Namen erinnert noch der Dienstag, der ihm heilig war; denn dieses Wort ist aus Ziustag entstellt, und daher nennen die Schwaben noch heute den Dienstag Zischtig. Diesem grimmigen, harten Gotte, den die Sachsen Sachsnot d. h. Schwertgenoß nannten, steht der schönste, mildeste, friedlichste gegenüber: Balder, der Lichtgott, auch ein Sohn Wodans, den ihm seine Gemahlin Frija oder Frigga geboren hatte. Diesen Gott dachte man sich merkwürdigerweise eigentlich als einen Gestorbenen. Warum, das geht aus folgender schönen Sage hervor. Friedlich lebte der von allen geliebte Balder mit seiner treuen Gattin Nanna in seinem lichten Palaste. Da träumte ihm einst, sein Leben sei in Gefahr.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er erzählte den Traum seiner göttlichen Mutter. Voll ängstlicher Sorge um Balder nahm Frija allen Wesen und Dingen der Welt Eide ab, daß sie ihm nicht schaden wollten, nur von einer kleinen Staude, der Mistel, nicht, die ihr zu jung und ungefährlich schien. Nun waren die Götter froh, ihren Liebling sicher zu wissen, und in übermütiger Heiterkeit ergötzten sie sich damit, nach Balder zu schießen und zu werfen, denn kein Geschoß verletzte ihn oder that ihm weh. Das sah der Anstifter alles Bösen, Loke, der einzige Gott, dessen Sinn dem Guten abgewandt ist, und er trachtete danach, Balder zu verderben. Leider erfuhr er von jener Mistelpflanze, riß sie aus und gab sie dem blinden Bruder Balders, dem Hadu, daß er damit nach jenem werfe. Hadu nahm, ohne Loke zu erkennen, den Zweig und schoß nach der Gegend, die Loke ihm wies und wo Balder stand. Getroffen sank dieser zur Erde. Das war das größte Unglück, das Götter und Menschen treffen konnte. Hella, die Todesgöttin, empfing den Liebling der Welt und hielt ihn unerbittlich fest. Nannas Herz aber zersprang vor Jammer, sie starb und wurde mit ihm von den Göttern verbrannt. So folgte sie ihm nach Hellas Reich. Nun flehte Frija die Götter an, daß einer zu Hella reite und sie bewege, ihren Sohn herauszugeben. Herimut erbot sich zu der Fahrt, ritt ins Totenreich und brachte von dort Hellas Bescheid: wenn Balder wirklich so geliebt sei, daß alle Wesen um ihn weinen wollten, so werde sie ihn freigeben. Die Götter sandten nun in der ganzen Welt herum, und wirklich weinten alle um Balder. Nur eine finstre Riesin, die in ihrer Höhle saß und die niemand anders war als der verwandelte Loke, weigerte sich eine Thräne um Balder zu vergießen. So mußte dieser bei Hella bleiben. Und doch wird er einst wiederkehren, wenn die alte, böse Welt in Flammen versunken ist und eine bessere, ewige aus den Trümmern emportaucht. Am Tage der Sommersonnenwende, wenn die Nächte und die Tage abnehmen, feierte man das ernste Fest von Balders Tod. Die Leiche des schönen Lichtgottes, der für ein halbes Jahr dem Dunkel erlag, wurde sinnbildlich auf Scheiterhaufen verbrannt, und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daher flammen noch heute auf den süddeutschen Bergen in der Johannisnacht alljährlich die mächtigen Feuer, die für heilig gehalten wurden, weil sie den Leib des reinen Lichtgottes verzehrten. Aber auch die nahende Wiederkehr des sonnigen Gottes wurde gefeiert, und zwar zur Wintersonnenwende, dem fröhlichen „Jul", von den Christen später als Weihnacht gefeiert. Auch dann wurden Scheiterhaufen geschichtet, und auf ihnen verbrannte man unter lustigen Gebräuchen den finstern, blinden Hadu, den Winter. Wie bei jedem Feste wurden Opfer gebracht und fromme Gelübde gethan, schmausend saß man in weitem Kreise um die Opferstätte und beging ein heitres Gelage, zu dem jeder Hausvater des Dorfes oder Gaues etwas mitbringen mußte: Festbrote von wunderlicher Form, Federvieh, Ferkel, Mehl, Butter, Met oder Bier.

Wie Balder unter den Asen, so war Fro unter den Wanen der Sonnengott. Einst war nämlich Fehde entbrannt zwischen den Asen und einem andern Göttergeschlecht, den Wanen. Der Streit aber wurde mit völliger Versöhnung und dauerndem Frieden beschlossen, und zwei der vornehmsten Wanen, Fro und seine Schwester Freia wurden von den Asen als mitherrschende Götter in ihren Kreis aufgenommen. Fro lenkt das wärmende, befruchtende Licht auf die Saaten der Menschen. Unter seinem besondern Schutze steht die Blüte des Getreides. Während der Zeit der Getreideblüte reitet Fro auf seinem goldborstigen Eber — die Borsten bedeuten die Sonnenstrahlen — im Abendwind leise über die wogenden Halme hin, die ehrfürchtig ihre Häupter vor ihm neigen. Segen fließt aus den Fingern seiner ausgebreiteten Rechten. Von diesem Eber rührt es her, daß dem Fro die Schweine geweiht waren; aber auch der Stier und von den Pflanzen der Rosmarin war ihm heilig. In hohen Ehren stand der freundliche Gott bei Mädchen und Frauen; denn er segnete auch den Bund liebender Menschen und schenkte den schönsten Segen des Hauses, die Kinder. Von den übrigen guten Göttern ist noch Forseti (d. h. Vorsitzer) zu erwähnen, ein Sohn Balders, der Gott der Gerechtigkeit, der weise jeden Streit schlichtet und die Hadernden versöhnt. Die Insel

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Helgoland führte von diesem den Namen Forsetisland. Dort war ein Tempel mit einem dem Forseti geweihten Brunnen. Alle Tiere in der Umgebung dieses Heiligtums waren unverletzlich, und aus dem Brunnen durfte nur schweigend Wasser geschöpft werden. Mit solcher Verehrung wurde das Heiligtum des Gottes, ja die ganze Insel betrachtet, daß nicht einmal Seeräuber es wagten, dort etwas zu entwenden. Der Tempel wurde später von den Christen zerstört, aber die alte Heiligkeit der Insel lebt noch heute in ihrem Namen fort; denn Helgoland bedeutet Heiligland.

Den guten Göttern steht ein böser gegenüber, der schon genannte Loke, Balders Mörder. Er ist der Herr des zwar wohlthätigen, aber auch höchst verderblichen, tückischen Feuers, der Lohe. Von ihm wird folgendes berichtet. Als der schöne, aber böse Gott nach Balders Tode die Strafe und den Zorn der Götter fürchtete, floh er aus Asgart und versteckte sich, in einen Fisch verwandelt, ins Wasser. Aber Wodan erschaute ihn von seinem Hochsitz aus, und die Götter zogen aus, den Bösen zu fangen. Donar übernahm den Fischzug. Doch immer wieder wußte der Schlaue zu entschlüpfen, so oft Donar ihn zu haben meinte. Endlich bekam er ihn dicht hinter dem Kopf zu fassen und hielt ihn fest, worauf Loke seine eigentliche Gestalt wieder annehmen mußte. Und nun fesselten ihn die Götter und legten ihn gebunden über die scharfen Spitzen dreier Felsen. Da liegt er nun bis zum Weltende. Über seinem Haupte hängt eine giftige Schlange, die ihren Geifer ihm ins Gesicht träufelt. Aber des Bösen ungleiches Weib, die edle Sigyn, steht in unerschütterlicher Treue neben dem Gefesselten und hält eine Schale unter den Rachen der Schlange, um das Gift aufzufangen. Freilich, wenn die Schale gefüllt ist, muß sie sie ausgießen, und während dies geschieht, tropft der Geifer dem Unglücklichen ins Antlitz. Dann windet und reckt er sich vor Schmerz so ungestüm, daß die Erde zittert, und dies nennen die Menschen ein Erdbeben.

Als mütterliche Segenspenderinnen sorgen gütige Göttinnen treu und liebevoll um die Menschen. Sie haben sie gelehrt,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Ackerboden die Feldfrucht abzugewinnen, aus dem Getreide wohlschmeckendes Brot zu backen, Flachs und Hanf zu feinen Fäden zu spinnen und diese in köstliche Leinwand zu verweben. Helfend, segnend und prüfend ziehen sie durch die Lande, sehen zum Rechten in der Wirtschaft und erteilen wertvolle Lehre für Haushalt und alle weibliche Arbeit. So traten sie dem Menschen näher als die hohen Götter, das Verhältnis zu ihnen war traulicher und heimlicher. Manche Namen von Göttinnen werden uns genannt, so der der Erdgöttin Nerthus, die auf einer Insel der Ostsee in einem Hain neben einem See ihr Heiligtum hatte. Dort war auch ein geweihter Wagen, mit Tüchern überdeckt. Ihn anzurühren war allein dem Priester erlaubt. Er erkannte aus geheimnisvollen Anzeichen, wenn die Göttin unsichtbar den Wagen bestiegen hatte, und er geleitete sie, von weißen Kühen gezogen, durch die Lande. Dann war überall Frieden und Freude, festlich schmückten sich alle Stätten, die die Göttin ihres Besuches würdigte. Wenn sie aber des Umgangs mit den Sterblichen satt war und der Priester sie ins Heiligtum zurückführte, wurden der Wagen und die Tücher in jenem See gewaschen, der die dienstleistenden Sklaven sogleich verschlang. Nicht minder geheimnisvoll sind die drei Nornen oder Schicksalsfrauen. Sie sitzen an einem heiligen Brunnen, wo sie die Schicksalsfäden der Menschen spinnen und weben. Deutlicher und heller stehen vor uns zwei hohe Gestalten, die beiden vornehmsten Göttinnen Frija und Freia.

Frija ist die Gemahlin Wodans, die Mutter der Asen. Neben ihm thront sie auf dem Hochsitz. Sie ist weise wie ihr Gatte und kennt das Schicksal der Sterblichen. Als Hausfrau des Göttervaters gilt sie für das Vorbild aller irdischen Hausfrauen, sie schützt die Ehre des Herdes und wacht streng über der ehelichen Treue. Als Hausmutter erscheint sie selbst mit Schleiertuch und Spinnrocken. Ihr zur Seite waltete ihr verjüngtes Ebenbild, Freia, die Göttin der Liebe und Schönheit. Eine liebliche Sage erzählt, sie sei vermählt gewesen, aber ihr Gatte hätte sie verlassen. Da sei sie aufgebrochen, ihn zu suchen bei allen Völkern der Welt,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

immerfort weinend. Sie fand den Treulosen nicht. Ihre Thränen aber wurden zu Gold; daher wurde sie selbst die Thränenschöne genannt. Der schönste Baum, die Linde, und das zierlichste Tier, die Katze, waren ihr geheiligt; ein Katzenpar zog ihren Wagen. Oft aber ritt sie auch auf einem herrlichen Rosse, denn sie liebte den fröhlichen Kampf der Männer und war die oberste der Walküren. In manchen deutschen Gegenden nannte man sie Holda, die holde, freundliche. Gern hauste sie in Seen und Brunnen. Um Mitternacht im Mondenschein sahen manche die wunderschöne Göttin aus der Flut tauchen und sich am Bade ergötzen. Tief unter dem Wasser liegt ihr herrlicher Palast, in dem sie mit den Seelen der noch ungeborenen Kindlein scherzt. Daher rührt der Kinderglaube, daß der Storch, der heilige Vogel der Freia, die kleinen Erdenbürger aus Brunnen oder Teichen hole. Holda erscheint ferner als besondre Schützerin der weiblichen Künste des Spinnens und Webens. Fleißige werden von ihr belohnt, Faule bestraft. Beides thut sie noch in dem Märchen von Frau Holle d. i. Holda, wo freilich die blühende Göttin zu einem alten Mütterchen zusammengeschrumpft ist. Einige Gegenden verehrten die Freia unter dem Namen Berchtha d. h. die Leuchtende. Man glaubte, sie habe die Aufsicht über die Seelen der jung gestorbenen Menschenkinder. Als eine hehre, große Frau schwebt sie einer zahlreichen Schar von Kindern voran, die einen goldenen Pflug mit sich führen; denn der Pflug ist Freias heiliges Gerät. Das finstre Gegenbild zu diesen schönen, lichten Göttinnen bildet die unerbittliche Beherrscherin der Unterwelt Hella, in deren Behausung die Seelen derer hinabfahren, die nicht an Wunden gestorben sind. Sie ist eine Tochter des schlimmen Loke; ihr Saal heißt Elend, ihr Knecht Träge, ihre Schüssel Hunger, ihr Messer unersättliche Gier. Was sie einmal festhält, läßt sie nicht mehr los; Barmherzigkeit kennt sie nicht. Hellas Name ging von ihr selbst auf ihre Wohnung über, und daher stammt das Wort Hölle.

Hella ist nicht die einzige Erbschaft, die Loke der Welt vermacht hat. Zu seinen Kindern gehört auch die ungeheure

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mittgartschlange, die auf dem Grunde des Meeres lauert und die ganze Erdscheibe (Mittgart d. h. Mittelgarten) umschlingt. Nur die Furcht vor Donar hält sie in der Tiefe. Auch der gräßliche Fenriswolf ist ein Sohn Lokes. Mit Mühe wird er von den Göttern in Banden gehalten. Doch nicht immer wird ihnen das gelingen. Denn wenn die Sünde der Welt sich auch auf die Götter erstreckt und auch sie reif sind zum Untergang, dann bricht die Götterdämmerung oder der Weltbrand an. Alle bösen Wesen reißen dann ihre Fesseln entzwei und ziehen zum Streit wider die Götter. Ein Wolf verschlingt die Sonne, ein andrer den Mond. Die Sterne fallen vom Himmel; die Erde erbebt, daß die Berge zusammenstürzen und alle Bäume entwurzelt werden. Der Fenriswolf bricht los, und die Mittgartschlange sucht das Land, so daß das Meer die Erde überflutet. Mit klaffendem Rachen fährt jener umher; sein Oberkiefer berührt den Himmel, sein Unterkiefer die Erde, Feuer glüht ihm aus Augen und Nase. Ihm zur Seite windet sich die gräßliche Schlange, Gift speiend und Feuer schnaubend. Von dem Getöse, das sie erheben, birst der Himmel auseinander. Das hören in Muspelheim die Feuerriesen. Der Schwarze reitet ihnen mit blitzendem Schwerte voran. Wenn sie über die Regenbogenbrücke ziehen, bricht diese zusammen. Unterdes sind auch die Frostriesen von Riesenheim gekommen, und auch Loke ist seiner Bande entledigt. Mit ihm zieht Hellas ganzes Gefolge heran. Auf einer Ebene, hundert Tagereisen breit und ebenso lang, kommt es zur Schlacht mit den Göttern. Heimdall, der Wächter von Asgart, hat ins Horn gestoßen. Rasch hält Wodan mit den übrigen Göttern Rat, und gewappnet ziehen sie samt den seligen Helden aus Walhalls Thoren. Allen voran reitet Wodan mit goldenem Helm und Harnisch; den heiligen Speer schwingend beginnt er den heißen Streit mit dem Fenriswolf, während Donar ihm zur Seite gegen die Mittgartschlange kämpft. Fro streitet wider den Schwarzen in grimmigem Zweikampf, bis Fro erliegt. Ein greulicher Hund stürzt jetzt auf Ziu los; nach langem Ringen töten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich beide gegenseitig. Dem Donar gelingt es die Mittgartschlange zu erlegen; aber kaum ist er neun Schritte davongegangen, da fällt er zur Erde, getötet von dem Gift, das der Wurm auf ihn spie. Nun verschlingt der entsetzliche Fenriswolf den verzweifelt kämpfenden Wodan. Aber indem Wodan verschlungen wird, zerreißt er dem Wolfe den Rachen. So sterben beide. Auch Loke und Heimdall töten einander. Inzwischen haben die Flammen von Muspelheim die ganze Welt ergriffen. Himmel und Erde und alle Unholde verschlingt der ungeheure Brand. Aber aus den Wogen des Meeres, durch die der Brand schließlich erlöscht und die alles überfluten, taucht eine neue Erde auf, grün und schön, und Korn wächst darauf ungesät. Und nun kehren die guten Götter wieder, verklärt und von aller Schuld gereinigt. Auch Balder wohnt nun wieder unter ihnen. Und sie sitzen vereint auf dem Felde, wo einst Asgart stand, und raunen zusammen von den schaurigen Dingen, die sich vordem ereignet. Und auf der Erde entsteht eine neue Menschheit, geistiger und besser als die alte; Morgentau ist ihr Trank. Und vom Himmel strahlt eine neue Sonne, eine Tochter der alten. Nicht minder schön als jene, wandelt sie die Bahn der Mutter. Heiliger Friede waltet unter allen lebenden Wesen. Ihr seliges Dasein stört keine Sünde und kein Tod.

Zwischen den Göttern und den Menschen stehen nach dem Glauben der Vorzeit vier Arten von halbgöttlichen Wesen: Riesen und Zwerge, Helden und Walküren. Die Riesen, auch Hünen oder Thursen genannt, sind zwar von ungeheurer Größe und Kraft, aber an Verstand übertrifft sie der Mensch. Nicht alle Riesen sind so bösartig und selbst den Göttern gefährlich wie die Frost- und Feuerriesen. Manche vereinigen mit der Dummheit eine große Gutmütigkeit, so lange nichts ihre Ruhe stört. Gereizt aber werden sie leicht von unbändiger Wut erfaßt und sind dann furchtbar in ihrer rohen Raserei. Weit unter dem menschlichen Wachstum bleiben die kleinen Zwerge, Wichte, Alben oder Elfen, aber dafür sind sie mit geistigen Kräften begabt, die den Menschen in solchem Maße versagt sind. Ihr Äußeres ist gewöhnlich alt, häßlich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und verschrumpft, aber es giebt auch Alben von holder Gestalt. Zwergkönige regieren unter ihnen, vor allem Alberich, dessen Name „Albenkönig" bedeutet. Ungeheure Schätze halten die Zwerge in unterirdischen Höhlen verborgen und schmieden aus ihnen köstlichen Schmuck. Manche zeigen sich gutmütig und hülfreich gegen die Menschen, doch behalten sie vor diesen immer eine gewisse Scheu, weil die Menschen ihnen ihre Freundschaft oft mit Undank lohnen. Dann ziehen sich die Kleinen zürnend zurück, und bald merkt der Mensch ihren Zorn an dem mannigfachen Mißgeschick, das seinen Haushalt trifft. Auch sonst üben sie zuweilen Tücke gegen die Menschen, indem sie ihnen z. B. nachts die Kinder aus den Wiegen stehlen und ihre garstigen „Wechselbälge" hineinlegen. Viele können sich unsichtbar machen oder ihre Gestalt verwandeln, besitzen die Gabe der Weissagung und verstehen sich auf die geheimen Kräfte heilender oder schädlicher Pflanzen und Steine. Auch die Kobolde oder Heinzelmännchen gehören zu ihnen. Sie sind im ganzen gutartig, namentlich sorgen sie um das Wohl des Hauswesens und werden oft faulen Knechten und Mägden empfindlich. Leicht sind sie gekränkt. Dann verlassen sie das Haus auf Nimmerwiedersehen, und mit ihnen schwindet der Segen, den sie dem Haushalte brachten. In das Reich der Alben gehören endlich die Nixe oder Wassergeister. Die männlichen Nixe dachte man sich unschön, mit grünen Zähnen und behaartem Gesicht, die weiblichen Nixen dagegen von zauberischer Schönheit. Um die stille, schwüle Mittagszeit steigen sie zuweilen aus der Flut, wiegen sich auf den Wellen und kämmen mit goldenem Kamme ihr langes, dunkles Haar. Unter dem Wasser haben sie prächtige Wohnungen, in denen sie ganz nach Menschenart wirtschaften und wohin sie zuweilen Sterbliche verlocken.

Aus Verbindungen zwischen Göttern und Menschen entstehen die Helden, die mancherlei besitzen, was sie über die gewöhnliche Menschennatur erhebt. Sie sind von ungeheurer Körperkraft und hochragender, übermenschlicher Gestalt, aus ihren Augen leuchtet ein wunderbarer, göttlicher Glanz. Manche können fliegen, sich verwandeln, verschwinden oder be-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sitzen sonst eine übernatürliche Gabe. Manche sterben nicht, sondern werden auf geheimnisvolle Weise den Augen der Menschen entrückt. Neben den Helden stehen die schon erwähnten Walküren, die herrlichen Totenwählerinnen des Schlachtfeldes, die Schildjungfrauen oder Wunschmädchen Wodans in Walhall, die Schutzgeister und himmlischen Schenkinnen der Helden. Wenn sie, von unwiderstehlicher Sehnsucht nach Kampf getrieben, sich auf ihre Rosse schwingen und nach der Walstatt fliegen, dann leuchten ihre goldnen Helme, unter denen die blonden Locken hervorquellen, dann blitzen ihre Lanzen und Schilde. Wenn sich ihre schäumenden Rosse schütteln, träuft Tau von den Mähnen in die Thäler. Über den Reihen der Kämpfenden schwebend, schützen sie ihre Freunde, entscheiden die Schlacht und geleiten die Gefallenen hinauf nach Walhall, wo sie ihnen beim Mahle den Met schenken. Zuweilen entbrennt das Herz einer Walküre von zärtlicher Liebe zu einem irdischen Helden. So liebte die herrliche Brünhild den gewaltigen Siegfried. Will die Walküre im Frieden sich irgendwohin begeben, so besteigt sie nicht das Schlachtroß und trägt nicht Helm und Schild, sondern sie zieht das Schwanenhemd über den edlen Leib d. h. sie wandelt sich in Schwangestalt. So findet der berühmte Schmied Wieland am Seegestade drei wunderschöne Frauen, die Flachs spinnen, nachdem sie im Meer gebadet haben. Neben ihnen liegen ihre Schwanenhemden. Wieland nimmt eines der Hemden und bringt dadurch die Eigentümerin in seine Gewalt. Sogleich verbirgt er das Hemd, und als treues Weib beglückt sie den Mann. Wie sie aber durch Zufall das Schwanengefieder findet, da erwacht die Walkürennatur; unwiderstehlich zieht sie der Drang nach dem alten Beruf, und sie entfliegt.

Schier zahllos waren die göttlichen und halbgöttlichen Wesen, mit denen die Einbildungskraft der alten Deutschen die ganze Schöpfung belebte, und nicht ohne ernsten Sinn und tiefere Bedeutung war die Art, wie sie ihre Götter verehrten. Nicht an Tempel von Menschenhänden gemacht band sich der Götterdienst. Der Tempel, den sich die Gottheit selber erbaut hatte, das war der ernste Wald mit seinen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

himmelanstrebenden Bäumen. In heiligen Hainen und an geweihten Bäumen wurden die deutschen Götter verehrt. Man betete zu ihnen und brachte ihnen Gaben dar, um ihnen für ihre Güte zu danken oder ihren Zorn zu versöhnen. Fröhliche Dankopfer konnte jeder Familienvater bei jedem Anlaß darbringen. Beim Mahle und bei der Ernte gedachte man dankbar der spendenden Gottheit; das glücklich erlegte Wild, das Gedeihen des Viehes, die Vermehrung der Familie, und noch vieles andere, waren Beweise göttlicher Huld, die dankend empfangen wurden. Der Betende richtete die Augen und die ausgebreiteten Arme nach oben. Ernster, ja düster war das Sühnopfer. Dürre, Mißwachs, Seuche, Hungersnot, Unglück im Kriege waren Zeichen, daß die Götter zürnten. Um sie zu versöhnen, mußte Blut fließen, zuweilen sogar Menschenblut. Doch war das Menschenopfer selten, und man nahm dazu meist Kriegsgefangene, Sklaven oder schwere Verbrecher. Auch Tiere wurden zur Sühne, ebenso gut aber auch zum Danke dargebracht. Nur makellose, eßbare, männliche Tiere durften geopfert werden. Nur ein Teil des Tieres wurde gewöhnlich geopfert, namentlich der Kopf, das übrige wurde in großen Kesseln gekocht und beim feierlichen Opferschmaus verzehrt. Das Pferd war das vornehmste Opfertier, dann das Rind, der Eber, der Widder, der Bock, das Ferkel, von den Vögeln der Hahn. Das Fruchtopfer war bescheidner und wurde nicht von der ganzen Gemeinde oder dem Volke dargebracht, sondern vom einzelnen Menschen oder Hausstand. Auch der Minnetrunk, durch den man der Götter Gedächtnis trank, war ein Opfer. Endlich sind noch die Opferkuchen zu erwähnen. Zu hohen Götterfesten buk man nämlich Backwerk, dem man etwa die Gestalt eines Götterbildes oder eines heiligen Tieres zu geben suchte. Von dem angefertigten Kuchen brachte man einen oder mehrere der gefeierten Gottheit dar. Bei allen Opfern wurden Gebete gesungen, und zwar im Einzel- und Chorgesang. Zünftige Priester gab es nicht. In der Familie leitete der Hausvater, in der Gemeindeversammlung der Dorfälteste, in der Volksversammlung ein Fürst den Götterdienst. Daß keine wichtige Handlung im

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

menschlichen Leben ohne religiöse Gebräuche vor sich ging, haben wir früher schon hervorgehoben. Hier sei noch der feierlichen Umzüge gedacht, die beim Anlegen einer Waldlichtung, beim Bau eines Gehöftes, beim Abstecken der Grenzmarken nicht fehlen. In ernstem Zuge, Gebete singend, schritt, fuhr oder ritt man einher, besondre Gebräuche wurden dabei sorgfältig beobachtet.

Mit der lebhaftesten Teilnahme, mit Freude und Sorge, mit Spannung und Dankbarkeit begleiteten die Deutschen, diese Kinder des Urwaldes, das ganze Leben der Natur, deren geheimnisvolles Walten für sie so wichtig war und sie tagtäglich in unmittelbarer Nähe umgab. Wie freute man sich, wenn das Tageslicht zunahm, wenn die Vorboten des Frühlings sich nahten! Wie unbehaglich mochte im Winter das Leben im dunklen Holzhaus oder gar im unterirdischen Tung sein! Der Aufenthalt im Freien war das, wonach man sich sehnte. Mit innigem Dank gegen die guten Götter und Göttinnen, die nun wieder ins Land zogen, begrüßten unsre Ahnen die Rückkehr der Singvögel, die ersten Blumen, den ersten warmen Sonnenblick. Nein, sie waren nicht roh und blutdürstig, nur auf Kampf erpicht, sie empfanden auch tief und fein. Daß sie Geist und Gemüt besaßen, hat uns diese kurze Betrachtung ihres häuslichen Lebens und ihrer Religion gezeigt. Auch was wir noch von ihrem Leben im Staate und im Kriege zu berichten haben, wird dem nicht widersprechen.

9. Aus dem öffentlichen Leben zu Friedenszeiten.

Die zwanzig bis vierzig Haushaltungen eines Dorfes oder der in einer Gegend liegenden Einzelhöfe waren untereinander vielfach durch Bande des Blutes verbunden und bildeten daher große Familien im weitern Sinne. Ein solches Geschlecht wurde eine Sippe genannt. Ihre wehrhaften Männer standen im Heere wie in den Volksversammlungen zusammen. Der älteste und weiseste unter den Hausvätern übte über die Sippegenossen durch sein persönliches Ansehen eine Art Leitung aus. Mehrere solche Sippen, die Einwohner eines grö-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ßeren Landesteiles, bildeten einen Gau. Die Krieger eines Gaues, die stets unter einem eignen, selbstgewählten Fürsten standen, machten eine größere Heeresabteilung und eine Gruppe in der Landesgemeinde aus. Alle Gaue endlich, die sich zu einem Volksheer und einer Volksversammlung vereinigten, bildeten zusammen einen Staat oder eine Völkerschaft. An der Spitze einiger solcher Völker, namentlich im östlichen Deutschland, standen schon in der ältesten Zeit Könige, aber bei den westlich wohnenden finden wir nur sehr selten gemeinsame Herrscher, die über den Fürsten der Gaue gestanden hätten.

Sehr wichtig waren die Volksversammlungen oder Volksthinge. Obgleich nämlich jeder Gau regelmäßig seine eignen Versammlungen unter dem Vorsitz seines Fürsten hielt, so gab es doch oft Angelegenheiten, die eine ganze Völkerschaft angingen und daher nur im allgemeinen Volksrate verhandelt werden konnten. Große Volksversammlungen fanden jedes Jahr zu bestimmten Zeiten, besonders im Frühling, statt. Jeder Waffenfähige hatte sich ohne besondre Aufforderung Jahr für Jahr zu diesem regelmäßigen Landtag einzufinden. Gab es aber etwas Unvorhergesehenes von großer Wichtigkeit zu beraten, so mußte ein außerordentliches Thing abgehalten werden. Dann eilten Boten durch das Land, welche die freien Männer zur Versammlung luden. Waren alle Thinggenossen beisammen, so ordneten sie sich nach den Sippen und Gauen, ohne die Waffen abzulegen, denn jedes Thing war zugleich eine Heerschau. Einer der Fürsten bekleidete das Amt eines Landespriesters für die Dauer des Things, er sprach die feierliche „Hegung“ aus, d. h. er gebot andächtiges Schweigen und warnte vor Störung des Thingfriedens. Wer diesen Frieden, der unter dem besondern Schutz der Götter stand, brach, wurde als Beleidiger der Gottheit vom Priester schwer bestraft. Zuerst berieten die Fürsten das, was verhandelt werden sollte; außer ihnen redeten und rieten nur die ältesten und weisesten Männer der Gemeinden. Die übrige Menge gab nur entweder ihren Beifall durch klirrendes Zusammenschlagen der Waffen, oder ihr Mißfallen durch un-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

williges Murren zu erkennen. Man verhandelte über Krieg und Frieden, über Wahl der Fürsten, über Knüpfung von Bundesgenossenschaften, über Verteilung der Kriegsbeute, über Verleihung des Waffenrechtes an Zöglinge und Freigelassene u. s. w. Auch einzelne Rechtsfragen über Verbrechen gegen den ganzen Staat wurden entschieden z. B. über Landesverrat, feige Flucht und Heiligtumsschändung. Wurde ein Krieg beschlossen, so hatte das Thing auch einen Herzog d. h. einen Heerführer oder Feldherrn für die Dauer des Krieges zu wählen. Den Erwählten, der stets aus der Reihe der Fürsten erkoren wurde, hob das Volk auf einen Schild und trug ihn unter Jauchzen und Waffengetöse durch die Reihen der Versammelten. Das Zeichen seiner Würde war ein Speer.

Bei diesen feierlichen Zusammenkünften, die alle freien Männer einer Völkerschaft vereinigten, wurden natürlich auch festliche Mahle gehalten. Über die wichtigsten Angelegenheiten ratschlagte man beim Gelage. Dann öffneten sich die arglosen Herzen zu geraden, einfachen Gedanken und begeisterten sich für große Thaten. Aber am folgenden Tage wurde bei klarer, ruhiger Überzeugung das, was man zwanglos besprochen hatte, nochmals beraten und nun erst darüber ein Beschluß gefaßt. Doch nicht nur durch Schmaus und Zechgelage gestaltete sich der Volksthing zugleich zum Feste. Die prächtigste und festlichste Schaustellung, die unsre Vorfahren kannten, der kunstvolle Schwertertanz, fehlte niemals bei diesen Versammlungen. Vor der ganzen Gemeinde tanzten freie, oft adelige Jünglinge zum Klang der Harfen, Flöten und Hörner und zum Gesang von Altersgenossen nackt zwischen starrenden Schwertern und Kurzspeeren umher, selbst mit Schild, Speer und Schwert bewaffnet. Der Tanz war ein anmutiges Abbild des Kampfes in der Schlacht. Der einzige Preis des kühnen Spieles bestand in dem herzlichen Beifall der Zuschauer.

Nur die freien Männer nahmen an solchen Versammlungen teil. Die ganze Masse der Germanen schied sich nämlich in zwei große Schichten oder Stände: in Freigeborne

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Unfreie oder Knechte. In der Mitte zwischen beiden standen die nicht zahlreichen Freigelassenen. Nur die Freigeborenen, die nach der Vornehmheit ihrer Abstammung in Adelige und Gemeinfreie zerfielen, zählten im Staate mit, hatten teil am Heer und an der Volksversammlung. Die verschiedene Schätzung der Würde drückt sich am klarsten in der Höhe des Wergeldes aus d. h. der Summe, die als Buße für die Tötung eines Mannes hinreichte. Ein solches Wergeld (d. h. Manngeld) betrug nämlich nicht in allen Fällen gleich viel; die Tötung eines Adeligen wurde mindestens mit dem Doppelten gebüßt als die eines Gemeinfreien; das Wergeld für einen Freigelassenen betrug nur halb so viel wie für einen Freigebornen. Für Unfreie gab es gar kein Wergeld, da sie nicht als Personen, sondern als Eigentum ihrer Herren, also als Sachen angesehen wurden. Trotzdem war das Los der Knechte bei den Deutschen lange nicht so hart wie etwa das der Sklaven bei den Römern. Als Kinder wuchsen Freie und Unfreie einträchtig zusammen auf. Ein rechtlicher Unterschied trat erst vom Jünglingsalter an, wo der Freie ein Krieger ward, während der Knecht kein Recht hatte Waffen zu tragen, außer im Dienst seines Herrn, etwa zur Jagd. Die deutschen Knechte wurden nur selten geschlagen oder zu Zwangsarbeiten genötigt; und wenn der Herr einmal einen tötete, so geschah dies nicht aus grausamer Härte, sondern in leidenschaftlichem Ungestüm. Die meisten Knechte waren Landsiedler, angesiedelte Eigenleute, d. h. der Herr überließ ihnen ein Stück Boden zu eigner Bewirtschaftung und begnügte sich mit einem Teil des Ertrages, mit einer Abgabe in Getreide, Vieh oder Kleidungsstücken. Eignen Besitz hatte der Knecht nicht. Was er erübrigte, mochte er zwar mit Weib und Kind benutzen, aber verkaufen oder vererben durfte er es nicht. Starb er, so fiel sein Gut wieder dem Herrn anheim. Auch heiraten durfte er nur mit Einwilligung seines Herrn, und zwar nur eine Unfreie; die Kinder wurden wieder Knechte. Als äußeres Zeichen seiner Unfreiheit trug der Knecht stets kurzgeschornes Haar.

Ein Knecht, der sich durch besondre Treue, Bieder-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keit und Mannhaftigkeit ausgezeichnet und dadurch sich die Liebe seines Gebieters erworben hatte, konnte von seinem Herrn durch Freilassung belohnt werden, doch nur mit Genehmigung des Things. Nur sehr selten aber war diese Freilassung eine vollständige, so daß der bisherige Knecht alle Rechte eines freigebornen Germanen erwarb; weit häufiger trat er nur in den Mittelstand der Hörigen oder Freigelassenen im engeren Sinne. Er genoß nur gewisse persönliche Rechte, durfte namentlich vor Gericht als Ankläger oder Zeuge erscheinen, aber im Heer und in der Volksversammlung zählte er nicht mit. Die Dienste, die er seinem Herrn leistete, waren nun keine Gesindepflichten, sondern bloß Abgaben für geliehenen Grund und Boden. Immerhin gehörte er noch mit Weib und Kind seinem Herrn an und durfte ohne dessen Genehmigung seinen Aufenthalt nicht wechseln; er war, wie man sagte, an die Scholle gebunden, so gut wie der Knecht. Verheiratung mit einer Freien war dem Hörigen nicht immer untersagt; aber die Kinder aus solcher Mischehe wurden wieder Hörige. Nur wer von freigebornen Eltern entsprossen war, der war sein eigner Herr und hieß ein Freier, sobald er wehrhaft geworden war. Die große Masse des Volkes bildeten die Gemeinfreien oder Heermannen. Über ihnen standen noch die Adeligen oder Edelinge. Es waren die Angehörigen der vornehmsten, ruhmvollsten Geschlechter, aus denen die Fürsten, die Führer des Volks, gewählt wurden. Die Zahl der Adelsgeschlechter war im Vergleich zur Zahl der Gemeinfreien gering und schmolz im Lauf der Zeiten noch mehr zusammen. Das höchste Adelsgeschlecht hieß das königliche. Aus ihnen wurden in Monarchien vom Volksthing die Könige erkoren und wie die Herzöge auf den Schild gehoben. Die Rechte des Königs waren durch das Volksthing vielfach beschränkt; er wirkte besonders durch sein erhabenes Beispiel. Steuern erhob er nicht; doch brachte ihm jeder Freie beim großen Landesthing alljährlich eine Gabe dar. Seine Person war durch Gesetze besonders geschützt, und sein Grundbesitz war größer als der eines andern im Staate. Dafür verlangte das Volk, daß der König seine Würde zu wahren wisse

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und seine Macht nicht mißbrauche, und vor allem, daß er ein ganzer Mann d. h. ein Held sei.

Der Häuptling eines Gaues war der Fürst, d. h. der Erste, der vom Landesthing aus dem Adel auf Lebenszeit gewählt wurde. Alle Gaufürsten einer Völkerschaft zusammen bildeten den Fürstenadel, der den Volksversammlungen seine Beschlüsse zur Genehmigung oder Abweisung vorlegte. Von ihm konnte ein hochbegabter, stattlicher Fürst oft zu großem Einfluß im Staate gelangen. Daß die Herzöge aus der Reihe der Fürsten gewählt wurden, ist schon gesagt worden. Die andern Fürsten waren zwar dem Herzog im Heere während des Krieges untergeordnet, aber sie behielten noch immer Selbständigkeit genug und verfochten ihre Meinung im Fürstenrat oft nicht zum Besten des ganzen Heeres, wie wir in der Geschichte Armins erfahren werden.

Auch im Frieden hatte ein Fürst ein bedeutsames und oft schwieriges Amt. Er leitete die Ackerverteilung, und bei dem starken Selbstgefühl der Germanen war es gewiß nicht leicht, die verfügbare Feldflur so zu verteilen, daß jeder mit seinem Anteil zufrieden war. Strenge Gewissenhaftigkeit und kluge Besonnenheit waren nötig, um niemanden zu kränken. Das wichtigste Amt eines Fürsten aber war unstreitig sein Richteramt. Allmonatlich versammelten sich an umfriedeter, altheiliger Stätte, am Stamm eines Götterbaums oder an einer geweihten Quelle, unter freiem Himmel die wehrhaften Gaugenossen zum Gerichtstag. Den womöglich etwas erhöhten Ort nannte man die Malstatt d. h. Spruchstätte, weil dort Recht „gesprochen“ wurde. Der Fürst weihte die Versammlung, er wachte über den Gerichtsfrieden, er „fand“ oder „schöpfte“ das Urteil, das zum rechtskräftigen Beschluß wurde, sobald die Gerichtsgenossen ihm zustimmten. Endlich vertrat der Fürst noch bei vaterlosen, unmündigen Jünglingen seines Gaues, die keine zur Vormundschaft berufenen Verwandten hatten, in allen Rechtsangelegenheiten die Stelle des Vaters; er schützte sie vor Unbill und reichte ihnen auch bei der Wehrhaftmachung vor der Landesgemeinde den Speer und Schild. Für alles das erhielt der Fürst keinen Sold. Aber seine

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gaugenossen zollten ihm nicht nur Liebe und Achtung, sondern brachten auch jedes Jahr allerlei Gaben vom Ertrag ihrer Herden oder Felder zum Geschenke dar, die so gern angenommen wie geboten wurden.

Geschriebene Gesetze gab es bei den Deutschen vor dem sechsten Jahrhundert nicht. Aber trotzdem kannte ein jeder ganz genau die uralten Satzungen, die für Recht galten, und hielt sie mit treuem Gedächtnis fest. Denn sie waren in einer volkstümlichen, kräftigen, allgemein verständlichen Ausdrucksweise abgefaßt. Aus dem Volke selbst hervorgegangen barg das alte deutsche Recht ebensowohl eine Fülle von frischer Poesie in sich wie der alte Götterglaube oder das Volkslied.

Man unterschied im germanischen Strafrecht zwischen todeswürdigen Verbrechen und sühnbaren Freveln. Jene, die sämtlich mit dem Tode bestraft wurden, hießen auch Meinthaten d. h. falsche Thaten. Dazu gehörten alle Verbrechen, die eine gottlose Gesinnung verrieten, also Schändung eines Heiligtums, Verhöhnung einer Gottheit, Störung des Thingfriedens, Bruch eines feierlichen Gelöbnisses, oder solche, die das Gemeinwesen gefährdeten, wie Landesverrat, Brandstiftung, Räuberei im eignen Lande; oder endlich Frevel, die aus ehrloser, verächtlicher Sinnesart hervorgehen, wie feiger Mord, schändliche Unzucht, gemeiner Diebstahl, feige Flucht. Der Tempelschänder wurde ertränkt, der Feigling wie der Unzüchtige in einen Sumpf versenkt, dem arglistigen Mörder wurde das Rückgrat zerbrochen; den Landesverräter und den gemeinen Dieb knüpfte man auf. Alle anderen Missethaten waren sühnbare Frevel, selbst der ohne niedrige Tücke verübte Totschlag. Die Parteien konnten sich versöhnen, ohne daß das Gericht sich einmischte. Weigerte der Schuldige das geforderte Wergeld, so konnte der Verletzte oder dessen Sippe vor dem Gericht die Klage erheben. Es konnte aber auch, wenn es sich um Tötung handelte, zur Fehde geschritten werden, falls nicht der Totschläger derselben Sippe wie der Getötete angehörte. Die Verwandten nämlich hatten das Recht, ja oft sogar die Pflicht, Blutrache zu nehmen d. h. den Tod ihres Verwandten zu

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rächen, und dabei durften sie sich nicht nur an den Mörder, sondern auch an dessen Verwandten vergreifen. Die Fehde mußte übrigens ehrlich sein, d. h. sie mußte feierlich vor Zeugen dem Schuldigen angekündigt und ohne Hinterlist geführt werden. Auch genoß der Befehdete alle Rechte eines freien Mannes weiter; sein Hausfriede mußte gewahrt werden, gewisse heilige Stätten boten auch ihm eine von allen anerkannte Zuflucht. In den meisten Fällen kam schließlich eine Versöhnung der Sippen zustande, die beschworen und heilig gehalten wurde.

Wer weder Fehde annahm, noch die verlangte Buße zahlte, noch sich dem Gericht stellte, der wurde friedlos und geächtet. Er hieß Wolfesgenoß, weil er wie ein schädliches wildes Tier von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen war, das Auge der Menschen fliehen mußte und wie ein Wild des Waldes getötet werden durfte. Jede Unterstützung des Friedlosen, etwa Gewährung von Obdach oder Nahrung, war untersagt; aber heimliche Ermordung galt auch ihm gegenüber als Meinthat. Die Tötung mußte offen, nicht hinterrücks vorgenommen, auch alsbald dem Gerichte angezeigt werden.

Kam es nicht zur Fehde, so begann das Verfahren vor dem Gaugericht. Wer eine widerrechtliche Handlung begangen hatte, der wurde durch den Kläger, nicht durch den Richter, gemahnt oder vorgeladen. Die Malstätte war von einer niedrigen Einfriedigung, den Schranken umgeben, die einen weiten Kreis oder Ring bildeten. In dem Ringe saß auf erhöhtem Sitze der Fürst als Richter, zu seinen Seiten auf Bänken die Ratmannen, freie Männer des Gaues. Schild und Schwert wurden an der Gerichtsstatt aufgehängt. Die Klage trug der Kläger selbst vor, wobei er sich uralter, streng vorgeschriebener Wendungen und Worte bediente, wie denn überhaupt alles Sprechen und Verhalten vor Gericht an genau abgemessene feierliche Bräuche und Ausdrücke gebunden war. Oft bewegte sich die Sprache wie in einem Gedichte in der altheiligen Form des Stabreims. Dieser bestand darin, daß gewisse bedeutsame Worte in einem Verse mit denselben Konsonanten oder mit Vokalen anfingen. Einzelne dieser alter-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tümlichen Formeln, die den Stabreim zeigen, haben sich noch erhalten, wie z. B. Erb' und Eigen, frank und frei, Haut und Haar, hoch und heilig, Leib und Leben, Schutz und Schirm, Wunsch und Wille u. s. w. Auf die Klage antwortete der Verklagte. Dann bat der Kläger das Gericht, den Urteilsspruch zu fällen. Es war die Sache des Richters, das Urteil zu finden oder zu schöpfen; bei schwierigeren Fällen beriet er sich zuvor mit den weisesten unter den Ratmannen. Der Richter schlug darauf das Urteil vor, und die Ratmannen stimmten darüber ab. Sprach sich die Stimmenmehrheit für den Spruch aus, so galt dieser für rechtskräftig d. h. das Urteil konnte nun sofort vollzogen werden, außer wenn der Verklagte sich erbot, seine Unschuld bis zu einer vom Richter bestimmten Frist zu beweisen. Er konnte dies thun, indem er Zeugen beibrachte, oder, wenn solche fehlten, indem er den Reinigungseid leistete; denn man glaubte fest an die Wahrhaftigkeit jedes unbescholtenen Mannes. Aber er mußte Eideshelfer stellen d. h. redliche Männer, welche beschworen, daß sie den Verklagten keines falschen Eides für fähig hielten. Wenn nun aber auch der Kläger sich zum Eid erbot und Eideshelfer stellte, so daß Eid gegen Eid stand, so konnte der Kläger ebenso wohl wie der Verklagte das Gottesurteil anrufen. Es wurde dann entweder das Los unter feierlichen Gebeten geworfen, oder der Kläger und der Verklagte begannen den Zweikampf mit den Waffen. Der Gerechtigkeit des Gottesurteils glaubte man unbedingt, der Entscheidung desselben unterwarf sich jeder; denn über allem Vertrauen auf Menschen stand das Vertrauen auf die Wahrhaftigkeit der Götter.

10. Aus dem germanischen Kriegsleben.

Hatte der freie deutsche Jüngling die Waffenweihe erhalten, so schaute er sich, wenn er keinen eignen Hausstand begründen wollte oder konnte, nach einem angesehenen Manne von ausgezeichneter Tapferkeit, in der Regel einem Fürsten, um, den er sich zum Herrn erwählen und in dessen Gefolge

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er eintreten möchte. Freiwillig lud er die Pflicht auf sich, diesem Herrn sich zu allen Diensten, die eines freien Mannes würdig waren, hinzugeben. Ein feierlicher Vertrag wurde vor der versammelten Landesgemeinde abgeschlossen, wobei der Mann durch Handschlag den Treueid leistete, der Herr dem Manne Speer und Schild darreichte. Von diesem Tage an folgte er seinem Herrn und saß unter den übrigen Mannen in der großen Halle des Herrn, der nun sein „Wirt" war; denn diesem lag die Sorge ob für Lebensunterhalt und Ausrüstung seiner Bankgenossen. Er als der „Alte" spendete seinen „Degen" d. h. Knaben, Speise und Trank, Obdach und Kleidung, und beschenkte sie für treue Dienste mit Waffen, Rossen und Armringen. Im Frieden bildeten sie sein stattliches Geleite zum Thing und zur Jagd und auf Reisen zu befreundeten edlen Herren. Auch als vertraute Boten, als Herolde, Sänger, Truchsessen oder Rossebändiger versahen sie wichtige Dienste. Aber sie zehrten dafür auch von des Wirtes Gut, zechten mit ihm von seinem Met und Bier und lärmten bei seinen Gelagen. Brach Krieg oder Fehde aus, so zogen dieselben Bankgenossen mit dem Wirte auf ihren flinken Rossen in den Kampf. Sie waren seine Leibwache, sein Heergesinde, das einzig darauf bedacht war, den Herrn zu schirmen im wilden Handgemenge und es ihm gleichzuthun an Heldenmut und gewaltigen Thaten. Nicht ohne den Herrn durften sie aus dem Felde heimkehren. Fiel er von Feindes Hand, so suchten die Mannen seinen Tod zu rächen, und eine hohe Ehre und ein erwünschtes Los war es, in solchem Rachekampf selber das Leben zu lassen. Mit großem Geleite ritt dann, nach dem Glauben aller, der Herr zu Walhalls Thoren ein. Geriet aber der Wirt in die Gewalt der Feinde, so folgten ihm auch seine Degen, wenn sie ihn nicht befreien konnten, in die Gefangenschaft. Wer seinen Herrn im Streite verließ oder ohne ihn heimkehrte, der war ehrlos und schmachbedeckt für das ganze Leben und endete meist mit eigner Hand sein schimpfliches Dasein.

Ruhm und Beute kam nicht den Gefolgsmannen, sondern dem Herrn zu gut. Aber dieser hatte die Pflicht, Dank und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lohn zu spenden, mit warmen Worten Treue und Tapferkeit zu preisen und Beutestücke mit vollen Händen unter die Getreuen nach Würdigkeit zu verteilen. Waren sie heimgekehrt aus siegreichem Kampfe, so begann wieder jenes festliche Leben in der Halle des Herrn und währte in der Regel, bis ein neuer Streit ausbrach oder dem „Alten" die Norne den Schicksalsfaden durchschnitt. Dann bestatteten sie den lieben Gebieter, legten ihm leuchtenden Schmuck in den Hügel, sangen von seinen Heldenwerken und rühmten seine Güte und Freundlichkeit.

In langen Friedenszeiten schwanden manchem Herrn die Mittel, ein großes Gefolge zu ernähren. Da war es denn für ihn wie für die Mannen ein Glück, daß ihr gegenseitiges Verhältnis nicht unlösbar war. Stets trennte man sich in gütlichem Einvernehmen; ohne Genehmigung des Wirts durfte kein Degen das Gefolge verlassen. Oft mag einen jungen Helden die Liebe zu einem Weibe bewogen haben, das unsichere Leben am fremden Herde mit einem schöneren Dasein auf eigner Hofstätte zu vertauschen. Mancher aber suchte einen andern Herrn und zog, wenn er in der Heimat keinen fand, aus dem Lande zu einem andern Stamm, wo es gerade Krieg gab, um dort von neuem als Degen zu dienen. Wohin die kühnen Gesellen kamen, überall, selbst unter fremden Nationen, faßten sie das Verhältnis zum Herrn im Sinne der heimischen Sitte auf, und mancher ausländische Herrscher lernte die unerschütterliche Treue der tapfern Recken mit dem Riesenwuchs, dem wallenden rötlichen Haar, den blitzenden Augen und nervigen Fäusten schätzen und suchte ihrem stolzen Gefühle wohl zu thun, indem er sich ihrer Sitte anbequemte. Und wie in der Halle des Herrn, im Kaiserpalaste zu Rom, so gab es auch im blutigen Schlachtgewühl keine treueren und kühneren Gesellen als die im römischen Heere dienenden Germanen, die besonders als Reiter — alle Gefolgsmannen waren beritten — das Beste thaten.

Von den großen Volksheeren der Deutschen bildeten die Gefolgsschaften der Edlen immer nur einen kleinen Teil. Weil jeder Freie, sobald er die Waffenweihe empfangen hatte,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zum Kriegsdienst berechtigt und verpflichtet war, so war das Heer nichts andres als das ganze Volk in Waffen, natürlich nur der männliche und freie Teil desselben, und daher bedeutet das Wort „Volk" ursprünglich nichts andres als Heer. Leibeigne und Hörige zählten im Staate nicht mit und waren deshalb auch von der Heeresfolge ausgeschlossen. Weiber und Kinder aber blieben oft genug in unmittelbarer Nähe der Kämpfenden. Ihr Zuruf, ihr Jauchzen und Wehgeschrei spornte die Helden zu übermenschlichen Thaten. Brachten die hochherzigen Frauen ihnen doch sogar mitten ins Schlachtgewühl, wenn es not that, Speise und ermunternden Zuspruch.

Krieg konnte gewöhnlich nur auf dem großen Volksthing beschlossen werden. Wenn es aber galt, das Land vor einem unerwarteten Angriff zu schützen, so eilten schnelle Boten aus der zunächst bedrohten Gegend von Gau zu Gau, um die Gefahr zu melden und die Wehrhaften zu den Waffen zu rufen. Dann wurden die Dörfer und Höfe verlassen, die Feldfrüchte soviel als möglich in die Tunge versteckt; Kinder, Weiber und die meist bewegliche Habe in den Wäldern verborgen, die durch Verhaue noch unwegsamer gemacht wurden. Alle Waffenfähigen aber sammelten sich schleunigst unter ihren Gaufürsten an bestimmten Orten, um von da aus gegen den Feind zu ziehen. War die Gefahr nicht so dringend, so wartete man gern die heiligen Zeiten des vollen oder neuen Mondes ab, die für alle Kriegsunternehmungen als besonders günstig galten.

Unter den Augen der Schlachtgötter zog man wie zu einem Feste in den Kampf. Heilige Zeichen, meist Tierbilder, wurden an Stangen dem Heereszug vorangetragen. Es erklangen die grausen Töne der Stierhörner und Drommeten, vor allem aber der feierliche, wilde Schlachtgesang, den man Barditus d. h. Bartgesang nannte, wobei die Schilde vor den Mund gehalten und gewaltige Töne hineingesungen wurden. Offenbar waren es Lieder, in denen die kriegerischen Götter gepriesen und um ihren Beistand angefleht wurden. Hoch oben über dem Gewoge des Kampfes sah der begeisterte Blick des Kriegers die Walküren reiten, die gewappneten, herr-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichen Jungfrauen, die im Auftrag des höchsten Gottes die Streitenden musterten und ihre kühnen Thaten sich merkten. Wer fiel, dessen Seele wurde von einer der Jungfrauen aufs Roß gehoben und durch die Lüfte zu Wodans Saale getragen. Aber auch auf Erden blieb ihm sein Lohn: das Volk, seine Kinder und Enkel, sangen von ihm in preisenden Liedern. Auch bei den Fürsten galten herrliche Waffenthaten, Kraft und Heldenmut mehr als die kalt berechnende Kunst des Feldherrn, was freilich für den Ausgang der Schlacht nicht immer günstig war. Denn indem der deutsche Feldherr, der Herzog, stets im heißesten Getümmel focht, verlor er viel leichter den freien Überblick über den Gang des Kampfes als z. B. der römische Imperator, der alles ruhig überschaute und die Bewegungen seines Heeres kühlen Herzens lenkte.

Das Heer war nach Gauen gegliedert und innerhalb derselben nach Sippen oder Geschlechtern. So kämpften Väter und Söhne, Brüder und Vettern Schulter an Schulter, und solche Nähe wurde zugleich ein neuer Sporn zur höchsten Tapferkeit. Jeder Gau stand unter der besondern Führung seines Fürsten, der zunächst von seinem berittnen Gefolge umgeben war; aber das Fußvolk bildete den Kern des ganzen Heeres. Seine dicht gescharten Haufen waren in Form eines abgestumpften Keils, des sogenannten Eberkopfes, gegen den Feind aufgestellt. Außerdem stellte jeder Gau fünfzig ausgezeichnete Reiter und ebenso viele besonders tüchtige Fußstreiter für das Vortreffen. Diese „Hunderte", wie sie hießen, bildeten eine auserlesene Schar von eigentümlicher Aufstellung. Es stand nämlich neben jedem Reiter ein Fußgänger, und so zogen sie, ehe die eigentliche Schlacht begann, untermischt in den Kampf. Während des Getümmels traten die Fußstreiter etwas zurück. Wo es aber besonders scharf herging, eilten sie zu Hülfe. Wenn ein Reiter schwerverwundet vom Rosse sank, stellten sie sich um ihn und retteten ihn aus dem Gewühl. Oft flohen die Hunderte zum Schein, um sogleich umzukehren und den überraschten Feind zurückzuschlagen. Bei raschem Vorrücken oder eiligem Rückzug hielten sich die Fußgänger an

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Mähnen der Rosse fest und liefen so, halb fliegend, neben her.

Der Schlachtkeil und überhaupt die ganze germanische Kriegskunst war auf den Erfolg des ersten wuchtigen Angriffs berechnet. Wie ein Bergstrom brauste die eng gescharte Masse der halbnackten Helden her und durchbrach fast immer die beiden ersten Treffen oder Reihen der dreifachen römischen Schlachtordnung. Anfangs unterlagen alle römischen Heere. Gelang es aber einem schlauen Feldherrn die Deutschen vor der dritten Schlachtreihe eine Weile aufzuhalten, durch eine rasche Schwenkung von der Seite her zu überflügeln und in die Mitte zu nehmen, so wurde den tapfern Helden ihre Todesverachtung und ihr ungestümer Schlachtenmut selbst zum Verderben. Denn dann konnten sie ihre großen und schwerfälligen Waffen im Gedränge nicht anwenden, ja sich nicht rühren, und fielen zu Tausenden unter den kurzen Schwertern der weitläufiger aufgestellten und mit handlichen Waffen und trefflichen Rüstungen versehenen Römer. Eine andre Angriffsart als diese, die eigentlich nur beim großen Massenkampf in Feindesland angewendet werden konnte, war die beim Verteidigungskrieg im eignen Lande übliche. Hier löste sich nämlich oft das ganze Heer in eine Anzahl getrennter Abteilungen auf, die den Feind von allen Seiten umschwärmten, ihn von Verstecken und Waldschluchten aus überfielen, durch fortgesetzte Angriffe ermüdeten und zuletzt im Handgemenge zu vernichten suchten. Durch diese Kampfesweise, die der große Held Armin ausgebildet hat, haben die Deutschen den Römern die schwersten Niederlagen beigebracht und ihre eigne Selbständigkeit gerettet. Es war auch die einzige Art, wodurch die ungeheuren Vorteile ausgeglichen werden konnten, welche die Römer durch bessre Bewaffnung, strenge Kriegszucht, einheitlichen Oberbefehl und militärische Schulung vor den Deutschen voraus hatten.

Nachdem wir so ein anschauliches Bild vom häuslichen und öffentlichen Leben unsrer Ahnen in Krieg und Frieden zu geben versucht haben, wollen wir die hervorragendsten Er-

Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

eignisse aus ihrer an Ruhm und Leiden, an Glück und noch mehr an Unglück überreichen ältesten Geschichte unsern Lesern erzählen.

11. Die Kimbern und Teutonen.

Auf der Halbinsel, welche Nord- und Ostsee trennt und jetzt Jütland genannt wird, hauste seit uralter Zeit der deutsche Volksstamm der Kimbern d. h. der Kämpfer. Das flache Land hat meist sandigen Boden und vermag auch heutzutage nur eine spärliche Bevölkerung zu ernähren. Um wie viel mehr muß dies in den alten Zeiten der Fall gewesen sein, als man noch nicht verstand durch Düngung die Fruchtbarkeit des Bodens zu erhöhen und als den allergrößten Teil des Bodens Urwald und Sümpfe bedeckten. Oft mochte sich schon Mangel, ja Hungersnot eingestellt haben, da kam endlich noch ein furchtbares Naturereignis hinzu: eine ungeheure Springflut riß große Stücke des flachen Landes an der Westküste, gerade der fruchtbarsten Gegend, hinweg. Die Erde, die der rasch anwachsenden Volksmenge nur kümmerlich Nahrung geboten hatte, schien nun gar im Meeresschoß versinken zu sollen. Es ging aber unter den Leuten dunkle Kunde von schöneren Landen im Süden, wo es sich wärmer und sicherer wohnte. Und so beschloß man der grimmigen Naturgewalt zu weichen und eine neue Heimat zu suchen.

Nur ein kleiner Teil des Kimbernvolkes blieb als spärlicher Rest des stattlichen Stammes im alten Vaterlande. Die Hauptmasse brach etwa ums Jahr 120 vor Christi Geburt nach Süden auf. Eine gewaltige Schar. Von kühnen Hoffnungen erfüllt zogen sie, Männer, Frauen und Kinder, Greise und Knechte, mit ihren Herden und andrer beweglichen Habe in langem, schwerfälligem Zuge fort. Fürsten und andre Vornehme ritten als Führer auf Rossen voran, die meisten Männer gingen zu Fuß, mit Speer und Schild bewaffnet. Frauen und Kinder saßen meist auf großen Wagen mit Zeltdächern, von Rindern gezogen; andre wandelten wie die Knechte und Mägde rüstig als Hüter des Viehes dahin.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bewaffnete Männer schlossen als Nachhut die schier endlose Schar. Keine gebahnten Wege lagen vor ihnen, darum stockte der Zug oft. Abends wurden die Wagen zum Ringe zusammengeschoben. Hinter der Wagenburg schlummerten die Müden ruhig; denn treue Wächter und riesige Hunde beschützten die Schläfer. Bei Regen und in der rauhen Jahreszeit konnte man gar nicht wandern: dann erbat oder erzwang man sich die Gastfreundschaft des Volkes, durch dessen Land man eben zog. In Schleswig-Holstein hatte sich den Wanderern sogleich ein zweites Volk angeschlossen, die den Kimbern benachbarten Teutonen, die wahrscheinlich ein gleiches Los getroffen hatte. Dadurch stieg die Anzahl der Völkermasse auf etwa eine halbe Million.

Land zu finden, wo es auch sei, wenn es nur zur Ernährung hinreichte, das war das allgemeine Sehnen dieser gewaltigen Schar. Aber es war schwer zu befriedigen. Denn wo die Wandrer hinkamen, da fanden sie bereits bewohnte Gegenden. Sie baten dann um friedlichen Durchzug oder, wenn der Winter bevorstand, um Gastfreundschaft. Fanden sie gütliches Entgegenkommen, so boten sie dafür das, was sie zu bieten hatten: Waffenhülfe gegen alle Feinde. Wurde diese angenommen, so mag sich wohl der Aufenthalt auf Jahresfrist oder noch länger ausgedehnt haben. Zuletzt aber nötigte doch immer wieder der Mangel an Lebensunterhalt zum Weiterwandern. Jahr auf Jahr verging, ohne daß die Obdachlosen ihre Hoffnung erfüllt gesehen hätten. Endlich erreichten sie die Donau, etwa in der Gegend des heutigen Preßburg; von hier wandten sie sich südwestlich und gerieten in das Alpenland, das von einem keltischen Volke, den Tauriskern, bewohnt war. Diese ließen die starken Germanen wohl oder übel durch ihr Land ziehen, doch von andrer Seite wurde ein Halt geboten. Es war im Jahre 113 vor Christus, als die ungeheure Völkerwoge sich den krainischen Alpenpässen näherte, die den Weg nach Italien öffnen. Hier stand aber der römische Konsul Papirius Carbo, der auf die Kunde vom Anrücken jener mit einem starken Heere herbeigeeilt war, um den Heimatlosen den Eintritt zu wehren. Ja, er verbot

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihnen sogar länger im Gebiete der Tauriſker zu verweilen, angeblich weil dieſe Freunde der Römer ſeien. Die treuherzigen Deutſchen wollten nicht gewaltſam vorſchreiten; ſie ſcheuten ſich den Zorn ihrer Götter durch Verletzung des Gaſtrechtes auf ſich zu laden. Und da ſie des Konſuls Vorwände in ihrem ſchlichten Rechtsgefühl für Wahrheit hielten und unwiſſentlich ein Unrecht begangen zu haben glaubten, ſo entſchuldigten ſie ſich durch Geſandte, ſie hätten nicht gewußt, daß die Tauriſker den Römern befreundet ſeien. Darauf kehrte die ganze Volksmaſſe um und war dem Konſul noch dankbar dafür, daß er Führer mitgab, welche die Wegunkundigen nach der Grenze des Tauriskergebiets geleiten ſollten.

Aber hinter der ſcheinbaren Freundlichkeit des Römers ſteckte der ſchändlichſte Verrat. Denn Carbo hatte den Wegweiſern insgeheim befohlen, die Argloſen auf einem weiten Umweg in einen Hinterhalt zu locken, wo er ſelbſt mit ſeinem ganzen Heere ihnen auflauerte. Bei Noreja, in der Gegend des heutigen Klagenfurt in Kärnten, überfiel er die Deutſchen, die ſich keines Angriffes verſahen. Aber wider Erwarten ſchnell ordneten ſich dieſe zur Schlacht und kämpften nun mit einer gerechten Erbitterung, die den Verrätern zum Verderben wurde. Ja, Carbo wäre mit ſeinem ganzen Heere vernichtet worden, hätte nicht ein heftiges Ungewitter die Streitenden getrennt; denn wenn die Himmliſchen ſprachen, dann ziemte es ſich nach deutſchem Glauben, allen Kampf abzubrechen. Dies rettete das römiſche Heer vor gänzlichem Untergang. In ſchmachvoller Flucht ſuchten die wenigen Überlebenden in den umliegenden Wäldern Schutz und fanden ſich erſt nach einigen Tagen allmählich wieder zuſammen. So hatten die Römer ſchon beim erſten Zuſammentreffen mit Germanen die furchtbare Kraft deutſchen Heldentums erfahren, und die Germanen die römiſche Tücke und Treuloſigkeit, die ſie in der Folgezeit noch unzählige Male an ſich erfahren ſollten.

Die Alpenpäſſe lagen unbeſchützt vor den Siegern. Wären dieſe jetzt raſch in das Mutterland des römiſchen Reiches, nach Italien vorgedrungen, vielleicht wäre es ihnen gelungen,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in einem Ansturm die gänzlich unvorbereiteten Feinde zu zerschmettern und ihr großartiges Staatsgebäude umzustürzen. Aber die wunderlichen Menschen dachten nicht an Rache und Eroberung, sondern wandten sich — wir wissen nicht warum — weg von der italienischen Grenze und zogen nach Westen weiter. Mehrere Jahre verweilten sie erst bei den keltischen Helvetiern, die damals im heutigen Schwaben wohnten; erst vier Jahre nach der Niederlage des Carbo tauchen sie wieder unfern der römischen Reichsgrenze in Gallien auf. Sie standen an der Mark der Allóbroger, eines keltischen Volkes, das zwischen der Rhone und den penninischen Alpen von der Isère bis zum Genfersee wohnte. Hier aber traten ihnen zum zweiten Male die Römer entgegen. Die Allobroger waren ebenfalls Freunde des römischen Volks und, was die Hauptsache war, wenn ihr Land den Germanen in die Hände geriet, so stand diesen der Weg in die römische Provinz offen. Der Konsul Silanus führte, um dies zu hindern, ein Heer an die Grenze. Wiederum bewiesen die Heimatlosen, daß es ihnen nicht um Eroberungskrieg zu thun war. Sie schickten Boten zum Konsul und baten, ihnen Ackerland zur friedlichen Bebauung anzuweisen; sie wollten dafür den Römern Kriegsdienste leisten. Aber Silanus griff die Deutschen statt aller Antwort an und — wurde völlig geschlagen. Sein Heer wurde niedergehauen, sein Lager erobert, er selbst rettete sich nur durch schmähliche Flucht.

Abermals stand den Germanen der Weg nach Italien offen, abermals ließen sie die Gelegenheit unbenutzt. Verwirrung und Angst herrschte in Rom; man glaubte, die schrecklichen Feinde ständen schon auf italischem Boden. Die aber warteten ruhig, bis ihre Gesandten zurückkehren würden, die sie an den Senat geschickt hatten mit dem alten Anerbieten: das römische Volk möge über ihre Streitkraft verfügen und ihnen dafür eine zu ihrem Unterhalte hinreichende Strecke Landes geben. Aber so bescheiden die Bitte der Sieger war und so sehr sie für die Redlichkeit unsrer Vorfahren spricht, die Römer konnten sie nicht erfüllen; denn sie besaßen kein herrenloses Land mehr. Sie mußten also das Gesuch ab-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weisen, was freilich ein verzweifeltes Wagestück war, da die Grenze des Reiches schutzlos vor den drohenden Feinden lag. Aber diese achteten, auch als sie sich abgewiesen sahen, noch das Eigentum des großen, weitberühmten Bürgerstaates; sie wendeten dem römischen Staate den Rücken und maßen die Waffen mit keltischen Gegnern.

Die Römer brachten drei starke Heere auf, die sie an der Rhone, an der gefährdetsten Stelle der Provinz, aufstellten. Diese harrten, ob es den Germanen gefallen werde, wiederzukommen. Und sie kamen, wenn auch für diesmal nur die Kimbern. Sie standen jetzt unter dem Oberbefehl eines jungen, heldenhaften Königs mit Namen Bojorix. Vier Jahre nach der Niederlage des Silanus traten sie am linken Rhoneufer plötzlich hervor. Eiligst ging der eine der drei römischen Feldherrn Aurelius Scaurus mit seinem Heere über den Strom, den Kimbern entgegen. Aber die erträumten Lorbeeren pflückte er nicht, vielmehr wurde sein Heer gänzlich geschlagen und er selbst gefangen genommen. Als man ihn vor den König Bojorix führte, ließ er sich zu der übermütigen Äußerung hinreißen, die Römer könnten nicht besiegt werden, und fügte die Warnung hinzu, die Kimbern sollten sich ja nicht nach Italien wagen. Nach den bisherigen Mißerfolgen der Römer mußte dem König dies Wort als eine freche Prahlerei erscheinen; erzürnt zog er sein Schwert und stieß den Schwätzer nieder. Inzwischen hatten sich die beiden Hauptheere der Römer unter dem hochmütigen Cäpio und dem ungebildeten Mallius auf das linke Rhoneufer begeben und in der Nähe von Arausio (jetzt Orange) aufgestellt. Da sandten die Sieger zum drittenmal Friedensboten, und zwar an Cäpio, mit der Bitte um Land und Saatkorn. Allein der aufgeblasene Römer wies sie nicht nur ab, sondern behandelte auch die Gesandten selbst so ungebührlich, daß diese kaum mit dem Leben entrannen. Er sollte seine Roheit bald bereuen; denn die Erbitterung der Kimbern stieg infolge der erfahrenen Schmach so, daß sie nach heimischem Brauch ihr großes Schlachtgelübde thaten, alles im feindlichen Heere den Göttern zu opfern, wenn diese den Sieg verliehen. Zum Unglück für

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Römer herrschte zwischen Cäpio und Mallius die grimmigste Feindschaft. Als nun Cäpio erfuhr, die Kimbern knüpften mit Mallius Verhandlungen an, fürchtete er, dieser wolle den Ruhm des Sieges für sich allein gewinnen. Von Eifersucht verblendet, eröffnete er sofort mit seinem Heere allein den Kampf und warf sich auf die Kimbern. Der Erfolg war schrecklich. Der sechste Oktober des Jahres 105, an dem die Schlacht geschlagen wurde, ist einer der größten Unglückstage, von denen die römische Geschichte erzählt. Cäpios ganzes Heer wurde niedergehauen, sein Lager von den Kimbern erstürmt. Und als Mallius herbeieilte, um zu helfen, wurde auch er völlig geschlagen; auch sein Lager ward erobert, auch sein Heer fast bis auf den letzten Mann von den ergrimmten Deutschen niedergemetzelt. Achtzigtausend römische Soldaten und vierzigtausend Knechte sollen das Leben verloren haben, nur zehn Mann von zwei stattlichen Heeren entkommen sein. Unter den Geflüchteten waren auch Cäpio und Mallius; beide wurden in Rom wegen Hochverrats verurteilt und in die Verbannung gejagt.

Furchtbar wurde Rom durch die Schreckensnachricht aus seinen Träumen von römischer Unüberwindlichkeit gerüttelt. Der kimbrische Schrecken wurde zum Sprichwort. Man vernahm jetzt auch genauere Kunde über das Volk, das ein so allgemeines Entsetzen hervorgerufen hatte, und was man hörte, das erhöhte nur noch die allgemeine Furcht. Ein unheimlicher, unfaßbarer Geist tobte in diesen Barbaren. Jauchzend, als ging' es zu Fest und Tanz, stürzten sie sich nackt ins Schlachtgewühl; lachend starben sie. Furcht kannte keiner; ihr Ansturm war unwiderstehlich. Gräßlich erscholl ihr heulender Gesang, wenn sie zum Kampfe daherstoben. Weißhaarige Frauen führten die Gefangenen zu einem ungeheuren Kessel, drückten die Häupter der Unglücklichen über den Rand und schnitten ihnen die Gurgeln ab, daß das Blut in den Kessel strömte. Ja, diese schrecklichen Menschen schienen nicht einmal Sinn für irdische Glücksgüter zu haben. Zwar verschmähten sie es nicht, zu plündern und zu rauben; aber die Beute, so erzählte man sich, behielten sie nicht für sich, um sich daran zu ergötzen, sondern nach der Schlacht bei Arausio hatten sie alles

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erbeutete Gold und Silber in die Rhone versenkt, die schönen Harnische, Helme und andre Waffenstücke der erschlagenen Römer in Stücke zerhauen, die Rosse ersäuft, die Gefangenen nicht zu Sklaven gemacht, sondern geschlachtet oder an Bäume geknüpft. Die Römer wußten nicht, daß die Germanen keineswegs immer so verfuhren, sondern daß sie nur auf diese furchtbare Weise ihr den Göttern vor der Schlacht dargebrachtes Gelübde erfüllt hatten, den Unsterblichen die gesamte Beute zum Siegopfer zu weihen.

In all ihrer Not verließ doch das Glück die Römer nicht. Die Sieger zogen nicht durch die offnen Thore Italiens ein, sondern kehrten zum dritten Male den besiegten Feinden den Rücken, um sich in langwierige Kämpfe mit keltischen Völkerschaften einzulassen, dann die Pyrenäen zu übersteigen, zwei Jahre lang gegen die starken Festungen der dortigen Eingebornen vergebens Sturm zu laufen und endlich nach Gallien zurückzukehren, wo sie die westlichen Landschaften am Ocean bis zur Seine heimsuchten. So gewann Rom Frist, sich zu besinnen und neue Kraft für einen Entscheidungskampf zu sammeln. Gajus Marius, der Tagelöhnersohn aus Arpinum im Sabinerlande, der sich in dem Kriege gegen den afrikanischen König Jugurtha als ausgezeichneter Feldherr bewährt hatte und zur höchsten Staatswürde, dem Konsulat, emporgestiegen war, gab dem römischen Heerwesen eine völlig neue Gestalt: er verlieh nämlich auch den besitzlosen Bürgern das Recht der Vaterlandsverteidigung, er erneute Zucht und Selbstvertrauen in den Legionen, er änderte zweckmäßig die Aufstellung der römischen Schlachtordnung. Im Jahr 104 erschien Marius, zum zweiten Mal Konsul, an der Rhone mit einem starken Heere, das er schon unterwegs durch stete Anstrengungen und Märsche eingeübt hatte und das ihn wegen seiner rücksichtslosen Gerechtigkeit, wegen seines Ruhmes und seiner volkstümlich derben Manieren liebte und ehrte. Die Germanen fand er nicht vor und nutzte die Zeit, um ein befestigtes Lager aufzuschlagen und die Truppen durch strenge Manneszucht und fortwährende Kämpfe mit kleinen aufrührerischen Keltenvölkern immer tüchtiger zu machen. Das Jahr

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und ebenso das folgende lief ab, und das Volk in Rom setzte es durch, daß sein Liebling zum dritten und zum vierten Male zum Konsul erwählt wurde.

Inzwischen hatten sich die Kimbern mit den Teutonen vereinigt. Auch diese hatten sich unterdes einen gemeinsamen König erkoren, den gewaltigen Recken Teutobod, der über sechs nebeneinander gestellte Rosse hinwegspringen konnte. Zwei helvetische Stämme, die Tiguriner und die Túgener schlossen sich den germanischen Wandervölkern an. Nunmehr beschlossen die Führer endlich den Zug nach Italien anzutreten, um sich eine neue Heimat zu erzwingen. Doch schien es unmöglich, die gewaltig angeschwollenen Menschenmassen auf einer Heerstraße zu verpflegen, und so trennte man sich wieder. Die Kimbern und Tiguriner sollten über den Rhein zurückgehen und über die Mittelalpen in Oberitalien eindringen, die Teutonen dagegen im Verein mit den Tugenern und einem angesehnen kimbrischen Gau, den Ambronen, mehr südlich ziehen und die Rhone aufsuchen, um durch die römische Provinz (die Provence) die Westalpen und nach deren Übersteigung Italien zu erreichen. So meinten die Wanderer das Römerland in doppeltem Ansturm anzugreifen und nun mit Gewalt zu erzwingen, was sie durch gütliches Bitten nicht hatten erlangen können.

Im Sommer des Jahres 102 erreichten die Teutonen die Grenze der Provence und drangen auf dem östlichen Rhoneufer vor. Da stießen sie auf das stark befestigte Lager des Marius. Die Teutonen sahen sich gezwungen, halt zu machen und ihre Wagenburg aufzuschlagen. Dann forderten sie die Römer zur Schlacht heraus. Aber Marius hielt seine Soldaten zurück und ließ sie sich auf dem Lagerwalle die Feinde ansehen, damit sie sich an den furchtbaren Anblick gewöhnten. Drei Tage nacheinander liefen die Deutschen Sturm; aber ihr wilder Mut zerschellte an den römischen Befestigungen. Nach schweren Verlusten sahen sie das Vergebliche ihres Bemühens ein und beschlossen, verwegen genug, am Lager vorüber den Weg nach Italien fortzusetzen. So brachen sie mit ihrem ganzen Troß und aller Habe, mit Weibern,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kindern, Wagen und Herden auf und zogen langsam am Lager des Marius vorbei. Sechs Tage soll dies in Anspruch genommen haben. Viele sprangen aus dem Zuge heraus dicht an den römischen Wall und fragten mit höhnischem Lachen hinauf, ob die Römer nichts an ihre Weiber in Italien zu bestellen hätten. Als der Zug endlich vorüber war, rückte Marius langsam und vorsichtig nach. Die Teutonen schritten an der Rhone hinab und erreichten die Gegend der römischen Ortschaft Aquä Sextiä d. h. die Bäder des Sextius, jetzt Aix in der Provence. Hier gedachte Marius sie zu fassen. Er schlug sein Lager auf der Höhe eines Berges auf, während die Feinde in der Ebene unten rasteten. Manche Soldaten murrten, weil der gewählte Lagerplatz zwar sehr fest, aber arm an Wasser war. Marius jedoch wies auf einen Bach hin, der nahe an der Wagenburg der Teutonen floß, und sprach: „Dort giebt es Trinkwasser für Blut zu kaufen."

Die Deutschen hatten unterdes die warmen Quellen entdeckt, die dort aus dem Boden sprudelten und schön in große, weite Steinbecken gefaßt waren. Alsbald warfen viele die Kleider ab, sprangen jubelnd in die schmeichelnde Flut und ließen es sich an dem herrlichen Orte wohl sein. Nun gingen die römischen Troßknechte scharenweise an den erwähnten Bach, um sich selbst und ihren Tieren zu trinken zu verschaffen. Der Vorsicht halber hatten sie sich mit Äxten, Hacken, Schwertern und Lanzen bewaffnet, um einen feindlichen Angriff abwehren zu können. Und wirklich kamen allmählich Germanen herbei und banden mit ihnen an. Anfangs waren es nur wenige. Aber als sich Waffenlärm und Geschrei erhob, strömten sie in immer größren Mengen zusammen. Nun kamen auch römische Soldaten den Ihrigen zu Hülfe gelaufen, und von den Germanen eilten die besonders gefürchteten Ambronen zu den Waffen. Erhitzt durch den genossenen südländischen Wein, liefen sie doch nicht sinnlos umher, sondern die Waffen im Takte zusammenschlagend, kamen die Verwegenen tanzend dahergesprungen, indem sie dabei wie einen Schlachtruf ihren eigenen Namen: Ambronen! Ambronen! immer wieder ausriefen. Man ward handgemein. Doch die Ambronen waren gleich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anfangs im Nachteil; denn bei dem Überschreiten des starken Baches gerieten sie in Unordnung. Zudem strömten immer mehr Römer von dem Berge herab, so daß die Deutschen zurückweichen mußten. In der Verwirrung drängten sie einer den andern, viele wurden niedergehauen und füllten den Bach mit ihren Leichnamen. Die Römer verfolgten sie bis an die Wagenburg. Hier aber empfingen die Frauen sie mit Schwertern und Beilen. Unter zornigem Geschrei warfen sie sich mitten unter die Kämpfenden, rissen mit der bloßen Hand den Römern die Schilde herunter und suchten ihnen die Schwerter zu entwinden. Die schrecklichsten Wunden ertrugen sie ohne einen Schmerzenslaut und starben ungebeugten Mutes. Vor den deutschen Heldenweibern wichen die Römer und zogen sich, da der Abend anbrach, in ihr Lager zurück. Aber sie fanden keinen Schlummer, sondern verbrachten die Nacht in Furcht und Grauen; denn vom Lager der Deutschen erscholl wildes Geheul, vermischt mit Gesang, Drohungen und Wehrufen, so daß Berg und Thal widerhallte; sie beklagten und bestatteten ihre Toten. Auch den folgenden Tag brachten sie damit zu und bereiteten sich zu dem Kampfe vor, der ihr letzter sein sollte.

Am dritten Morgen sandte Marius dreitausend Soldaten in eine tiefe Waldschlucht, die sich oberhalb der germanischen Wagenburg hinzog; dort sollten sie im Verborgenen lauern und auf ein gegebenes Zeichen den Deutschen in den Rücken fallen. Die Hauptmasse des Heeres ließ er nach einem kräftigen Morgenimbiß innerhalb des Lagerwalles unter die Waffen treten. Darauf sandte er seine Reiterei in die Niederung hinab. Als dies die Teutonen sahen, stürmten sie in ungezügelter Kampfbegier den Hügel in die Höhe. Marius hatte seinen Mannschaften eingeschärft, daß sie ruhig abwarteten, bis die Feinde in Wurfnähe wären; dann erst sollten sie ihre schweren Wurfspieße abschleudern, darauf die Schwerter gebrauchen und mit dem Schilde die Feinde hinunterdrängen. Denn er sah voraus, daß diese auf dem abschüssigen Boden keinen festen Stand haben würden. Alles verlief, wie er vorausgesehen hatte. Als die Römer sich auf die Empor-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dringenden stürzten, wichen diese zurück und wurden in das Thal gedrängt. Hier aber stand die Schlacht lange. Es war ein furchtbar ernster, mörderischer Kampf. Unerschütterlich hielten die trotzigen Helden stand, sobald sie den gleichen Boden unter sich hatten. Doch immer heißer brannte die Mittagssonne auf die Söhne des kühlen Nordens, mancher Arm sank ermattet herab, manchem Helden stockte der Atem in der Brust. Da ertönte im Rücken der Deutschen lautes Siegesgeschrei. Es war die Schar, die aus dem Waldversteck hervorbrach. Immer dichter ward das Gedränge, in das die Helden sich verstrickt sahen, immer gräßlicher die Verwirrung. Von zwei Seiten zugleich angegriffen, löste sich ihre Schlachtordnung. Sie suchten zu fliehen. Aber die Wenigen, die sich durchrangen, wurden, da sie des Landes völlig unkundig waren, mit leichter Mühe eingeholt und teils getötet, teils gefangen. Auch der riesige König Teutobod wurde im nahen Walde ergriffen und von Marius für seinen Triumph in Rom aufgespart, bei dem er großes Aufsehen erregte; denn der gewaltige Mann überragte noch die Siegeszeichen. Die Wagenburg der Deutschen wurde von den heldenmütigen Weibern und den wackeren Kindern lange mit verzweifelter Tapferkeit verteidigt. Die meisten erlagen dem Schwert der Römer, viele Mütter töteten erst ihre Kleinen und dann sich selbst. Die wenigen Frauen, die man lebendig zu fangen vermochte, ließen den Sieger bitten, sie zu Dienerinnen der jungfräulichen Göttin Vesta zu machen. Als ihnen die Bitte unedel verweigert wurde, erdrosselten sie sich alle in der folgenden Nacht.

So endete, wahrlich nicht ruhmlos, ein deutscher Volksstamm. Etwa hunderttausend Mann waren in der Schlacht umgekommen; der Weiber und Kinder, die den Heldentod fanden, mögen wohl dreimal so viel gewesen sein. Mit den Gebeinen der Gefallenen umfriedigten die Bürger von Massilia ihre Weingärten; das Erdreich, wo das große Morden gewütet hatte, war noch in viel späterer Zeit von den Leichen wie gedüngt und erstaunlich fruchtbar.

Es war hohe Zeit gewesen, daß die Gefahr, die von Nordwesten her Italien bedrohte, beseitigt ward; denn der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

andre Teil der Wandervölker, die Kimbern, stand bereits auf italischem Boden. Sie hatten die Mitte der Alpen im Brenner Paß bequem überstiegen, waren von hier durch die Thäler des Eisack und der Etsch gewandert und, in drei Züge geteilt, nach Südtirol gelangt. Unterhalb Trient hatte sich der Konsul Lutatius Catulus, ein trefflicher Mann, am linken Ufer der Etsch aufgestellt. Hier verlegte er die Übergänge durch starke Verschanzungen und schlug eine Brücke über den reißenden Fluß, um sich für den Notfall den Rückzug zu sichern. Als nun aber die endlosen Scharen der deutschen Riesen aus dem Gebirge hereinbrachen, da erfaßte die Römer von neuem der kimbrische Schrecken. Denn diese Leute zeigten eine Kraft und Todesverachtung, gegen welche Menschenwaffen ebenso wenig wie feindliche Naturgewalten etwas ausrichten zu können schienen. Die an Kälte gewöhnten Nordmänner ließen sich ruhig die halbnackten Leiber beschneien; auf den eisbedeckten Höhen setzten sie sich auf ihre Schilde und glitten lachend die jähen Abhänge hinunter neben gähnenden Abgründen vorbei. Als sie das römische Bollwerk und das Strombett untersucht hatten, begannen sie wie Riesen der Vorwelt Bäume zu entwurzeln, Felsstücke abzubrechen und alles in den Fluß zu werfen. Krachend schmetterten die schweren Gegenstände wider die Pfeiler der Brücke, daß der Bau wankte. Wie nun die Römer vollends sahen, daß die Kimbern sich anschickten, einen Damm in den Strom hineinzubauen, um sich einen Übergang zu schaffen, und daß das Wasser schon über die Ufer trat, da ergriff alle ein namenloses Entsetzen. Der wackre Feldherr bemerkte, daß hier kein Halten mehr möglich sei. Damit die Schmach der Flucht nun nicht das Vaterland, sondern nur ihn treffe, befahl er seinem Adlerträger das Zeichen zum Aufbruch zu geben, indem er die Stange mit dem Adler aus der Erde zog. Dann eilte er den ersten Flüchtlingen rasch voran und ritt vor ihnen her. Es sollte scheinen, als hätten die Soldaten nicht feige fliehend, sondern auf den Befehl des Feldherrn den Rückzug angetreten. In dem Bollwerk jenseit der Etsch war eine kleine römische Besatzung zurückgeblieben, wackere Helden, die an der allgemeinen Bestürzung nicht teil-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nahmen. Als die Kimbern die Schanze erstürmten, bezeigten sie in edler Weise den braven Männern ihre hohe Achtung, daß sie sich als beherzte Krieger bewährt hätten, und gewährten ihnen freien Abzug.

Catulus, dem es kaum gelang, den größten Teil seines Heeres wieder zusammen zu bringen, mußte sich auf das rechte Ufer des Po zurückziehen. Alles Land nördlich von diesem Strome war schutzlos und wurde nun von den eindringenden Völkerwogen weit und breit überflutet. Dies geschah zur selben Zeit, als Marius die Teutonen vernichtete, im Sommer des Jahres 102. Die Früchte seines Sieges wären verloren gewesen, wenn jetzt die Kimbern das eigentliche Italien angegriffen hätten. Allein sie thaten es nicht. Sie hatten ja nun endlich, was sie fast zwei Jahrzehnte hindurch vergebens gesucht hatten, Land zum Wohnen, und so schön und reich, wie sie sichs nur wünschen konnten. Da nun der Winter nicht mehr fern war, so blieben sie in dem Lande, um dort den Winter hindurch zu rasten und, wenn es den Römern gefiel, dauernd im Frieden zu hausen. Wie wunderbar muß dem heimatlosen Volke der Gedanke gewesen sein, nun ruhen zu dürfen nach der langen, mühseligen Wanderung! Manche fromme Gebete, Opfer und Gelübde mögen die Dankbaren den Göttern dargebracht haben! Und wie herrlich lebte es sich in der neuen Heimat! Da waren stattliche Häuser, warme Bäder, Speise und Trank in Fülle. Die Einwohner mußten einen Teil des Grundbesitzes abtreten, wurden aber sonst nicht weiter behelligt. Die Gemeindeältesten, die Fürsten und der König begannen ihre friedlichen Pflichten auszuüben. Alles bereitete sich zu einem glücklichen, befriedigten Dasein. So lebte dort in Welschland ein deutsches Volk einen kurzen, aber schönen Traum. Wer weiß, ob nicht die Gottheit dies schnell welkende Glück dem armen Volke mitleidig vergönnte, um das furchtbar grausame Los, das ihm beschieden war, doch ein wenig zu versüßen!

Unterdes hatte Marius zum fünften Male das Konsulat übernommen und eilte nun mit den siegreichen Kämpfern von Aquä Sextiä sogleich nach dem Po, um mit dem Heere des

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Catulus zusammen die Übergänge über den Strom zu hüten. Im Frühling des Jahres 101 befahl er, den Po zu überschreiten. Unter Anführung des Marius und des Catulus zogen die Römer gegen die Kimbern zu Felde. Mehrere Monate verflossen, bis die feindlichen Heere sich trafen. Die Kimbern hatten sich auf die Kunde vom Einfall der Römer aufs neue, wie während der Wanderung, mit Weibern und Kindern und aller beweglichen Habe zusammengeschart und stießen, unweit der Mündung der Sesia in den Po, auf die Feinde. Zunächst schickten sie Gesandte an Marius, um für sich und ihre Brüder gütliche Überlassung des besetzten Landes zu erbitten. Marius fragte, wen sie mit den Brüdern denn meinten. Die Gesandten antworteten: die Teutonen. Da erwiderte er mit grausamem Hohn: „Laßt diese Brüder aus dem Spiel! Die haben ihr Land für alle Ewigkeit; dafür haben wir gesorgt." Bestürzt und zweifelnd standen die Boten, bis Marius etliche Fürsten der Teutonen in Ketten vorführen ließ. Da wußten sie das Entsetzliche. Sie kehrten zurück und meldeten dem Volk die Schreckenskunde. Sofort ritt König Bojorix mit wenigen Begleitern bis dicht an den römischen Lagerwall heran und verlangte den Feldherrn zu sprechen. Marius trat vor. Da forderte ihn der König nach germanischer Sitte auf, Tag und Ort der Schlacht zu bestimmen. Marius that ihm den Willen und bezeichnete als Schlachttag den dritten Tag, es war der 30. Juli des Jahres 101 vor Christus, und zur Walstatt die Ebene bei Vercellä, die das raudische Gefilde genannt wurde.

Dort trafen die Heere zur bestimmten Zeit aufeinander. Das Fußvolk der Kimbern ordnete sich langsam zu einem ungeheuren, dicht gedrängten Schlachtkeil. Die Reiter aber sprengten stattlich vor. Die tapfern Männer sollten einen jähen Untergang finden. Denn bei dem unermeßlichen Staub, der sich über die Gegend erhob, wurde die kimbrische Reiterei ganz unerwartet in ein Handgemenge mit der weit überlegenen römischen verwickelt und von dieser auf das Fußvolk, das sich eben erst zum Kampfe ordnete, zurückgeworfen. Dieses geriet dadurch in eine unbeschreibliche Verwirrung. Dennoch hielten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Helden stand, bis auch sie der südlichen Sonnenhitze erlagen. Denn die glühende Julisonne war heraufgestiegen und stand jetzt klar und versengend den Kimbern gerade gegenüber am Himmel. Da erlagen die nordischen Riesen der Glut und dem Staube. Ihre Kehlen verschmachteten, ihr Atem ward kurz, der Schweiß strömte ihnen vom Leibe. Zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen hielten sie sich die Schilde vor das Antlitz und machten sich so wehrlos gegen die Schwerter der Feinde. Die Krieger der vordersten Schlachtreihe hatten sich mit langen Ketten an den Gürteln zusammengebunden, um nicht auseinander gesprengt zu werden. Eine unglückselige Maßregel; denn wenn einer in der Reihe fiel, so riß er seine Nebenmänner mit sich zu Boden, und viele wurden kampfunfähig.

So wurde der größte und beste Teil der deutschen Streiter auf dem Schlachtfelde niedergehauen. Als aber die Sieger denen, die sich zur Flucht wandten, bis an die Wagenburg folgten, da boten sich ihren Augen tieferschütternde Auftritte dar, bei denen selbst die kalten Römer nicht unbewegt blieben. In schwarzen Gewändern standen die kimbrischen Frauen auf den Wagen und töteten die herankommenden Flüchtlinge, ihre eignen Männer, Brüder oder Väter. Ihre unmündigen Kinder erwürgten diese Heldinnen mit eignen Händen oder schleuderten sie unter die Räder der Wagen und die Hufe der Zugtiere, damit sie nicht in die römische Knechtschaft fielen; dann gaben sie sich selber den Tod. Die Männer aber banden sich mit den Hälsen an die Hörner der Stiere oder stachelten diese bis zur Raserei und warfen sich dann unter die Hufe der wütend dahinstürmenden Tiere. So wurden sie zu Tode gewürgt, geschleift oder zertreten. Trotz alledem wurden von den Römern über 60 000 Gefangene gemacht; doppelt so viele sollen umgekommen sein. Unter den Toten befand sich außer vielen andern edlen Fürsten der löwenkühne König Bojorix, der in der Schlacht gefallen war. Als alle Menschen schon tot oder gefangen waren, verteidigten noch die riesigen Hunde der Kimbern wütend die Wagen ihrer lieben Herren, bis auch die treuen Tiere den römischen Schwertern erlagen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von der ganzen gewaltigen Masse der heimatlosen Völker, die zwölf Jahre hindurch die Welt in Schrecken gesetzt und so lange vergebens nach Land gesucht hatten, waren nur noch elende Reste übrig, die im Sklavenjoch römischer Herren seufzten; bei weitem die meisten hatten in der That nun für ewig das Land gefunden. Das Heldenvolk der Kimbern mit seinen stolzen Frauen und mutigen Kindern ruhte, ebenso wie seine teutonischen Brüder, fern von der deutschen Heimat in fremder Erde.

12. Cäsars Kampf mit Arioviſt.

Es war das erste, aber leider nicht das letzte Mal gewesen, daß sich Ströme deutschen Heldenblutes fruchtlos auf ausländischen Boden ergossen. Nach dem Untergang der Kimbern vergingen dreiundvierzig Jahre, bis römische und deutsche Waffen wieder zusammenschlugen. Während dieser Zeit regte es sich unter den Völkern im Norden der Alpen mächtig. Die deutsche Welt dehnte ihre beengten Glieder gewaltsam nach Westen und Süden aus. Überall mußten die Kelten weichen. Die Germanen entrissen ihnen das ganze rechte Rheinufer bis hinauf an den Bodensee und warfen sie auch vom Main her über die Donau zurück. Im heutigen Baden gründete ein hochbegabter, heldenkühner Fürst, der deutsche König Arioviſt, sich eine gefürchtete Macht. Als dieser von dem keltischen Volke der Arverner in Gallien, das mit einem andern, den Äduern, im Streite lag, gegen dieses zu Hilfe gerufen wurde, überschritt er den Rhein und besiegte die Äduer in mehreren Schlachten so völlig, daß sie sich den Sequanern unterwarfen und ihnen einen Teil ihres Landes abtraten. Arioviſt aber beschloß nicht wieder heimzukehren, sondern sich in dem herrlichen Lande ein neues Königreich zu gründen. Die Sequaner sahen zu ihrem Schrecken ein, daß sie sich in ihrem Schutzherrn eine schwere Geißel aufgebunden hatten, denn dieser nahm als Lohn für seine Waffenhülfe den dritten Teil des Sequanergebietes in Anspruch. In großen Scharen rief er Deutsche über den Rhein herüber, die sich in den fruchtbaren, wohlangebauten Gauen des Elsaß behaglich niederließen. Und als immer mehr herüber

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kamen, forderte Arioviſt auch das zweite Drittel des Sequanerlandes. Doch war dies nicht einmal der letzte Zweck des klugen und kühnen Königs; er wollte vielmehr das ganze Kernland der Kelten, das heutige Mittelfrankreich, unterjochen und daſelbſt eine große, bleibende Herrſchaft ſtiften. Er behandelte die Kelten ſchon wie ein unterworfenes Volk, und ſeine großartigen Pläne wären ſicher in Erfüllung gegangen, wenn ihm nicht ein Mann entgegengetreten wäre, der noch größer war als er, der gewaltige römiſche Staatsmann und Feldherr Julius Cäſar.

Mit Beſorgnis mochten die Römer ſchon auf den kraftvollen deutſchen Fürſten blicken, der in ſo bedrohlicher Nähe als gebietender Herrſcher auftrat. Da kam noch ein Umſtand hinzu, der ſie zu raſchem Einſchreiten bewog. Die keltiſchen Helvetier waren von den Germanen aus ihren Sitzen in Schwaben in die ſchweizeriſchen Berge gedrängt worden; das arme, rauhe Gebirgsland aber konnte die große Volksmaſſe nicht ernähren. Da beſchloſſen die Helvetier ſich eine fruchtbarere und geräumigere Heimat in Südfrankreich zu ſuchen. Im Frühling des Jahres 58 vor Chriſtus zogen ſie aus. Aber Cäſar erkannte darin eine große Gefahr für das römiſche Reich; denn wenn die Helvetier ihr Land verließen, dann wären ſofort die Deutſchen nachgerückt und unmittelbare Nachbarn Italiens geworden. Und dann hätten ſie ſicher dem Römerſtaate den Untergang bereitet. Deshalb eilte Cäſar den Wanderern nach, griff ſie an, ſchlug ſie in einer blutigen Schlacht und zwang den erſchöpften Reſt in das verlaſſene Schweizerland zurückzukehren. Kaum war ihm dies gelungen, da kamen Geſandte von mehreren Völkern Mittelgalliens zu ihm und erklärten, wenn er ſie nicht gegen Arioviſt ſchütze, ſo müßten ſie wie die Helvetier auswandern und den Germanen ihr Land überlaſſen. Gern ſchenkte Cäſar dieſen Vorſtellungen Gehör und ſchickte Botſchaft an Arioviſt: er habe mit ihm wichtige Dinge zu beſprechen, Arioviſt möge daher an dem und dem Tage zu einer Unterredung zu ihm kommen. Aber da kam er ſchlecht an. Die Antwort des deutſchen Fürſten lautete kurz und bündig: „Wenn ich etwas von Cäſar

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

brauchte, ſo würde ich zu ihm kommen; wenn er etwas von mir will, ſo muß er ſich zu mir bequemen." Das war freilich ein andrer Ton, als ihn die hoffärtigen Römer ſonſt zu hören pflegten. Cäſar ſandte zum zweiten Male Boten und ſtellte die Forderung, Arioviſt ſolle keine Germanen mehr über den Rhein kommen laſſen und den Äduern ſowohl wie allen andern Galliern keinerlei Unbill zufügen; ſonſt würden ſich die Römer ihrer annehmen. Darauf antwortete der König: „Der Sieger kann mit dem Beſiegten nach ſeiner Willkür ſchalten. Das iſt Kriegsrecht, und auch die Römer kümmern ſich um keines Dritten Vorſchrift, wenn ſie ihr Recht gegen Überwundene ausüben. Was dem einen recht iſt, das iſt dem andern billig. Ich mache den Römern keine Vorſchriften, darum ſollen ſie mir auch mein Recht nicht verkümmern. Cäſars Drohung, er werde ſich der Äduer annehmen, läßt mich kalt. Er mag nur kommen, wenn er Luſt hat! Er wird bald merken, was meine Germanen vermögen, die ſeit vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen ſind."

Gerade als Cäſar dieſen ſtolzen Beſcheid erhielt, empfing er die Nachricht, daß eine neue Schar von Germanen der Äduer Gebiet verheere und daß andre ungeheure Scharen am Rheinufer ſtänden, um den Strom zu überſchreiten. Ohne Zögern rückte er nun in großen Eilmärſchen nach dem Standorte des deutſchen Königs vor. Dieſer hatte ſich eben auf den Weg gemacht, um ſich der größten Sequanerſtadt Veſontio (jetzt Beſançon) zu bemächtigen, wo gewaltige Kriegsvorräte lagen. Aber Cäſar kam ihm zuvor, nahm alle Vorräte in Beſchlag und legte eine Beſatzung in die ſtarke und wichtige Stadt. Unwillig zog ſich Arioviſt nach dem Elſaß zurück, um Verſtärkungen aus Deutſchland zu erwarten. In Veſontio entwarfen die Einwohner und reiſende Kaufleute den römiſchen Soldaten ſo grauenhafte Schilderungen von der Rieſengröße, der beiſpielloſen Tapferkeit und Waffentüchtigkeit der Deutſchen, daß ſich aller Soldaten ein unbeſchreiblicher Schrecken bemächtigte bei dem Gedanken, ſich mit ſolchen fürchterlichen Menſchen Mann gegen Mann herumſchlagen zu müſſen, deren trotzige Mienen und funkelnde Blicke ſchon nicht zu ertragen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſein ſollten. Aber Cäſar hielt den Verzagten ruhig, doch in derben Worten ihre Thorheit vor und beſchwichtigte dadurch ihre Angſt. Nun wollten alle zeigen, daß ſie noch Mut hätten, und wetteiferten in dem Bemühen, dem Feldherrn ihre Kampfbegier zu beweiſen. Cäſar benutzte die allgemeine Begeiſterung und brach ſchon vor Tagesanbruch auf. In einem ſiebentägigen, faſt ununterbrochenen Marſch führte er ſein Heer von Veſontio nach dem Elſaß hinein bis in die Gegend, wo jetzt Mülhauſen liegt. Hier ſtieß er, etwa zwei Wegſtunden vom Rhein entfernt, auf den Feind. Arioviſt ſchien überraſcht und wünſchte Zeit zu gewinnen. Deshalb bot er eine Unterredung an. Cäſar ging darauf ein, und die beiden großen Männer begegneten ſich zu Pferde auf einem Hügel, der in der Ebene lag, jeder von einer berittenen Leibwache begleitet. Das Zwiegeſpräch hatte keinen Erfolg; aber die Rede Arioviſts, die er an Cäſar richtete, verdient gehört zu werden. Sie lautete folgendermaßen: „Nicht aus eignem Antrieb bin ich über den Rhein gekommen, ſondern gebeten von den Galliern. Nur Hoffnung auf hohen Lohn konnte mich aus der lieben Heimat fortlocken. Nicht ich habe den Kampf gegen die beſiegten Gallier erneuert, ſondern ſie gegen mich. Alle ihre Stämme rückten gegen mich an, aber ich habe ſie alle in einer Schlacht beſiegt. Wollen ſie's noch einmal verſuchen, wohlan, ich bin bereit. Wollen ſie Frieden halten, auch gut! Dann aber iſt es billig, daß ſie weiter Zins an mich zahlen, wie ſie bisher gethan haben. Was geht der ganze Handel das römiſche Volk an? Ich bin früher nach Gallien gekommen als die Römer. Was alſo willſt du hier, o Cäſar? Was berechtigt dich, in mein Land einzufallen, da ich doch niemals die römiſche Grenze verletzt habe? Wenn du von eurer Freundſchaft mit den Aduern redeſt und von der Pflicht, ſie zu ſchützen, ſo iſt das nur Flunkerei. Ich bin kein ſolcher Barbar, daß ich nicht wüßte, wie Aduer und Römer einander in früheren Kämpfen niemals Hilfe geleiſtet haben. Noch eines weiß ich! Wenn ich dich töten wollte, ſo würde ich damit vielen Machthabern in Rom den größten Gefallen thun und mir den Dank aller erwerben. Sie haben mir deswegen ſchon öfters Boten ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſchickt. Aber ich will weder deinen Tod noch ihre Freundſchaft. Hebe dich weg aus meinem Reiche und überlaß mir Gallien! Dann werde ich dir zu jedem Gegendienſt bereit ſein und mit meinen tapfern Mannen alle deine Kriege zu Ende führen, ohne daß du dir ſelber Mühe zu machen brauchſt." Es war das alte Anerbieten der Kimbern und Teutonen: überlaßt uns Land und nehmt dafür unſre Waffendienſte! Aber wie viel ſelbſtbewußter trat Arioviſt auf als jene! wie klar und klug wußte er die Worte zu ſetzen! wie genau kannte er die inneren Verhältniſſe zu Rom! Doch auch Cäſar wußte, was er als Sohn ſeines Vaterlandes, als Vertreter des Staates zu thun hatte. Er verwarf die Vorſchläge des Königs und beſtand auf ſeinen alten Forderungen. So verlief das Geſpräch ergebnislos, und die Entſcheidung durch blutigen Kampf war unvermeidlich geworden.

Auch im Kriege zeigte Arioviſt eine Klugheit und ein ſtaunenswertes Geſchick, das von der ungeſtümen Tapferkeit der Kimbern ſehr verſchieden war. Jeder Soldat weiß heutzutage, was ein Flankenmarſch iſt. Bei einem ſolchen marſchiert nämlich das Heer nach einer Seite ab, vor der Front des Feindes vorbei, auf deſſen Angriff man jederzeit gefaßt ſein und dem der Zweck des Marſches verborgen bleiben muß. Durch einen ſolchen unvermuteten, mit muſterhafter Schnelligkeit ausgeführten Flankenmarſch führte Arioviſt ſein Heer den Römern plötzlich in den Rücken und ſchlug ſein Lager ſo auf, daß er ihnen alle Zufuhr abſchnitt und dadurch Cäſar in nicht geringe Verlegenheit brachte. Vergebens verſuchte der große Feldherr ſich aus ſeiner übeln Lage durch eine Schlacht zu befreien. Fünf Tage hintereinander bot er dem Feinde die Schlacht an. Aber der umſichtige deutſche König hielt ſeine ungeſtümen Krieger, unbeirrt durch ihr Murren, zurück, indem er ſich auf die Ausſagen der weiſen Frauen berief, die vor dem Neumond keinen Sieg verhießen. Nur kleine Reitergefechte lieferte man ſich, wobei die Römer zum erſten Male jene merkwürdige gemiſchte Aufſtellung der Deutſchen „Hunderte", die früher geſchildert worden iſt, kennen lernten. Endlich wußte ſich Cäſar nicht anders zu helfen als dadurch, daß er

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Bewegung des Feindes nachahmte d. h. ebenfalls einen Flankenmarsch ausführte. Um seine Verbindung mit Vesontio, woher er die Zufuhr bezog, wiederzugewinnen, ließ er zwei seiner Legionen am deutschen Lager vorüberziehen und ein zweites, kleineres Lager im Rücken des Feindes aufschlagen, während er mit der Hauptmacht, vier Legionen, im alten Lager blieb.

Am folgenden Morgen zogen auf Cäsars Befehl aus beiden Lagern die Truppen heraus, aber Ariovist rührte sich nicht. Erst um Mittag, als die Römer in ihre Lager verdrossen zurückgekehrt waren, führte der kluge Fürst einen Teil seines Heeres zum Sturm auf das kleine Lager. Sehr hartnäckig war der Kampf; es galt ja, den Römern wiederum die Zufuhr abzuschneiden. Auf beiden Seiten waren die Verluste gleich schwer. Aber der Sturm wurde doch abgeschlagen, am Abend führte Ariovist die Seinen in die Wagenburg zurück. Dieser wenn auch geringe Erfolg ermutigte die Römer von neuem, und Cäsar suchte deshalb die Entscheidung zu erzwingen, solange die Begeisterung noch frisch war. Am nächsten Tage führte er sein gesamtes Heer aus beiden Lagern heraus und rückte mit den Kerntruppen in dreifacher Schlachtordnung bis dicht vor die Feinde. Da endlich zogen auch die Deutschen allesamt hervor und stellten sich der heimischen Sitte gemäß nach Stämmen, und innerhalb derselben nach Gauen und Sippen, auf. Ihre Wagen und Karren führten sie hinter dem Schlachtkeil zuvor in einer langen Reihe auf, um ihre Lieben als Zeugen ihrer Tapferkeit in nächster Nähe zu haben. Auf den Wagen standen die germanischen Frauen mit aufgelösten Haaren und gerungenen Händen. Sie beschworen die in den Kampf ziehenden Männer unter Thränen, sie nicht in die Knechtschaft der Römer fallen zu lassen.

So plötzlich und ungestüm stürzten die Deutschen vor, daß die Römer ihre gefürchteten schweren Wurfspieße nicht abschleudern konnten. Sie ließen sie also fallen und kämpften mit den Schwertern. Dicht geschlossen, gleich einer Mauer, stürmte der germanische Schlachtkeil an, die großen Schilde deckten die vorderen Kämpfer. Aber die Römer sprengten die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mauer, indem sie einzeln auf die Feinde losſprangen, ihnen die Schilde herabriſſen und von oben herunter die Schwerter in die entblößten Leiber ſtießen. Während dadurch der linke Flügel der Deutſchen ins Wanken geriet, drang der rechte ſiegreich vor und warf die Römer zurück. In dieſer ſchwierigen Lage brachte der Befehlshaber der ſeitwärts haltenden römiſchen Reiterei Hülfe. Er erkannte die Gefahr und befahl eigenmächtig, daß die dritte Schlachtreihe, die kriegsgeübten Veteranen, zur Unterſtützung des bedrängten Flügels vorrückten. Nun war die Schlacht für die Germanen, die über keinen Rückhalt, keine Erſatztruppen verfügten, ſondern ihre ganze Kraft beim erſten Stoße eingeſetzt hatten, verloren. Nach verzweifelter Gegenwehr und furchtbaren Verluſten wandte ſich alles zur Flucht, dem Rheine zu. Die meiſten wurden von den Verfolgern niedergehauen; nur wenigen, beſonders kräftigen, gelang es, über den Rhein zu ſchwimmen; einige retteten ſich in vorgefundenen Kähnen. Unter ihnen befand ſich auch der verwundete König. Ein am Ufer liegendes Fahrzeug entzog ihn der nachſetzenden römiſchen Reiterei. Es war das erſte Mal, daß römiſche Soldaten die grünen Wellen des deutſchen Stromes erblickten. Arioviſts Gemahlin kam in der allgemeinen Verwirrung ums Leben, vielleicht durch eigne Hand. Von zwei Töchtern wurde die eine auf der Flucht getötet, die andre gefangen. Über den unglücklichen König ſelbſt hören wir nichts mehr. Wahrſcheinlich erlag er ſeinen Wunden bald nach dem Zuſammenſturz ſeines Glückes.

Dies war das Ende eines gewaltigen Mannes. Hätte ihm das Schickſal einen kleineren als Cäſar entgegengeſtellt, vielleicht ſtrahlte ſein Name in der Geſchichte in gleichem Glanze wie der Armins, des großen Cheruskers. So aber erſcheint er als ein wunderbares Meteor, deſſen Spur mit ſeinem Erlöſchen völlig verſchwindet. Der Preis, den Cäſar in dieſer Germanenſchlacht im Jahre 58 vor Chriſtus errungen hatte, war das herrliche fruchtbare Land Gallien, das heutige Frankreich, und der Rhein war für ein halbes Jahrtauſend die Grenze des römiſchen Reiches gegen die Deutſchen geworden. Denn alles linksrheiniſche Land nahm Cäſar in Beſitz, und in den

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

folgenden Jahren unterwarf er ſämtliche galliſche Völkerſchaften den Römern. Auch mehrere deutſche Stämme, die auf das linke Rheinufer herübergekommen waren, wurden von ihm geſchlagen und zum Teil durch ſcheußlichen Verrat vernichtet. Um die Mittel zum Zwecke war der ſchlaue Römer nie verlegen. Er hat auch zweimal eine Brücke über den Rhein geſchlagen, die erſte zwiſchen Koblenz und Andernach, die zweite etwas weiter ſtromaufwärts, nicht um erobernd in die deutſchen Urwälder einzudringen, ſondern nur, um den Germanen zu zeigen, daß die Römer ſich nicht fürchteten, den Fuß auch auf deutſchen Boden zu ſetzen. Die links des Rheines hauſenden Germanenſtämme waren wie die Gallier römiſche Unterthanen geworden. Ihre waffenfähige Mannſchaft diente, wegen ihrer Tapferkeit und Treue hochgeſchätzt, als Reiterei in dem Heere des Eroberers. Sie haben ihm den Sieg über ſeinen bedeutendſten Gegner Pompejus erfochten. Und als Cäſar alle ſeine Feinde aufs Haupt geſchlagen und die Zügel der Weltherrſchaft in ſeine Hand genommen hatte, da vertraute er ſeine Perſon Männern aus dem Volke an, deſſen unvergleichliche Heldentüchtigkeit und Treue er kannte, und ſchuf ſich eine germaniſche Leibwache, und die römiſchen Kaiſer wußten recht gut, warum ſie dies Beiſpiel nachahmten.

Indem Cäſar Gallien der römiſchen Herrſchaft unterwarf und den Rhein zur Grenze gegen die Germanen machte, verlegte er den Deutſchen den Weg nach dem Weſten und zwang ſie an ihrem Lande ſich genügen zu laſſen. Dadurch hat er die Lebensdauer des Römerreichs um Jahrhunderte verlängert, aber er hat auch dem deutſchen Volke eine Wohlthat aufgezwungen, die wir nicht gering ſchätzen ſollen. Die Germanen waren nun genötigt, mit harter Mühe ihr wildes Land urbar zu machen, ſich mit Wenigem zu begnügen, ein entbehrungsreiches Daſein zu führen. Das einfache Waldleben aber hat ſie gerade geſund und friſch erhalten an Leib und Seele; in dem reichen Gallien oder gar in Italien hätten ſie gewiß früher ihre urwüchſige Tüchtigkeit eingebüßt und wären, wie wir aus manchen Beiſpielen ſchließen müſſen, aus Deutſchen ſelbſt allmählich zu Römern geworden. So iſt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Cäſar, gewiß ſehr wider ſeinen Willen, ein Retter deutſcher Art und Nation geworden.

13. Druſus und Tiberius in Deutſchland.

Unter Cäſar waren die Römer bis an den Rhein vorgerückt, unter dem erſten Kaiſer Auguſtus dämmten ſie auch von Süden her die Deutſchen ein, indem ſie bis zur Donau erobernd vordrangen. Die zwiſchen dieſem Strom und den Alpen wohnenden keltiſchen Völkerſchaften wurden nämlich von den beiden Stiefſöhnen des Auguſtus, den trefflichen Feldherren Druſus und Tiberius, unterworfen. Ein bedeutender Gewinn für das römiſche Reich, der zugleich zu neuen Unternehmungen reizte. Es war ein Lieblingsplan des genannten Kaiſers, nun auch von Weſten her die Reichsgrenze weiter vorzuſchieben und ſtatt des Rheines die Elbe zum Grenzſtrom zu machen. Aber wenn er wähnte, die Germanen ebenſo leicht und ſchnell zu Unterthanen zu machen wie die keltiſchen Donauvölker, ſo täuſchte er ſich. Hier in Deutſchland war nicht nur die ganze Gegend und Bodenbeſchaffenheit dem Gelingen des Unternehmens ungünſtig; hier lebte auch ein Menſchengeſchlecht von ganz andrer Kraft und Friſche als jene Kelten. Während zwiſchen Donau und Alpen ſehr bald großartige Straßen und ſtark befeſtigte Städte wie Augsburg, Regensburg und Paſſau die neuen Provinzen ſicherten und die Einwohner ſchnell zu Römern umgewandelt wurden, gelang es den ungeheuerſten Anſtrengungen der beſten Feldherren niemals eine Römerſtadt zwiſchen Elbe und Rhein zu errichten, niemals auf die Dauer Deutſche zu Römern zu machen.

Den Oberbefehl über die Heere, mit denen Deutſchland erobert werden ſollte, vertraute Auguſtus ſeinem Stiefſohn Druſus an. Er hätte keine beſſere Wahl treffen können; denn Druſus, erſt fünfundzwanzig Jahre alt, war ein Jüngling von hohen Gaben, ſchön und ſtattlich, klug und tapfer, thatkräftig und beſonnen, ruhmbegierig und leutſelig. Längs des Rheines legte er zunächſt eine Reihe ſtarker Kaſtelle d. h. kleiner Feſtungen an; dann übertrug er den Krieg auf

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutſchem Boden. Zuerſt beſchloß er einen Angriff auf das nordweſtliche Deutſchland. Um die Nordküſte ſchneller erreichen zu können, ließ er einen großartigen Kanal, den Druſusgraben, vom Rhein nach der Nordſee ziehen und fuhr im Jahre 12 vor Chriſti Geburt auf neugebauten Schiffen durch dieſen Kanal ins Meer, ſegelte die Küſte entlang und fuhr in die Emsmündung ein. Hier lieferte er den tapferen Uferbewohnern, die mit ihren rohen Kähnen den römiſchen Dreiruderern den Weg zu verſperren wagten, auf dem Fluſſe ein Gefecht. Die Chauken verſprachen nichts Feindliches gegen die Römer zu unternehmen und Söldner zu ſtellen. Dasſelbe hatten vorher ſchon die Bataver zwiſchen den Rheinmündungen und die Frieſen zwiſchen Rhein- und Emsmündung gethan. Das war kein geringer Erfolg des kurzen Feldzuges. Da der Herbſt mit ſeinen Regengüſſen vor der Thür ſtand, kehrte Druſus um und gelangte glücklich wieder in den Rhein.

Im folgenden Jahre ſchlug er den Landweg ein und ſuchte die Cherusker in den Weſergebirgen heim. Ohne ein Hindernis zu finden, rückte er von dem befeſtigten Platze Vetera Caſtra, d. h. Altes Lager (es iſt das jetzige Xanten), über den Rhein und dann über die Lippe. Die Deutſchen hatten ſich in ihre Wälder zurückgezogen. Erſt an der Weſer hielt er an, denn er beſorgte, man würde ihm den Rückzug abſchneiden. Wirklich geriet er auf dem Rückwege in ſchwere Gefahr. Die Deutſchen hielten die Gebirgspäſſe beſetzt, über welche die Römer kommen mußten. Er wurde in eine enge Thalſchlucht eingeſchloſſen und wäre faſt mit ſeinem ganzen Heere vernichtet worden. Aber die Deutſchen brachten ſich durch vorzeitige Siegeszuverſicht ſelbſt um den Erfolg. Sie betrachteten die Römer ſchon wie Gefangene, zu deren Überwältigung es nur noch eines Schwertſtreichs bedurfte, und ſtürzten deshalb ohne Plan und Ordnung auf die Legionen los. Die wohlberechneten Bewegungen des römiſchen Heeres brachten die Anſtürmenden ſelbſt in Verwirrung. Dieſe zogen ſich zurück und wagten von da an keinen offenen Kampf mehr. Ungehindert konnte Druſus auf dieſem Rückzug eine Reihe von Befeſtigungen mitten in Feindesland anlegen, unter andern

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das berühmte Kaſtell Aliſo, das heutige Elſen bei Paderborn. Im nächſten Jahre verband er die neuen Schanzen durch eine Heerſtraße, die am Norduſer der Lippe hinlief, mit dem Rhein bei Vetera Caſtra.

Von einem dritten Zug des Druſus, der gegen die Katten gerichtet war, wiſſen wir nichts. Der großartigſte war aber der vierte, den der junge Held im Jahre 9 vor Chriſtus unternahm und der ſein letzter ſein ſollte. Von Mainz her drang er in das Land der Katten. Er ſchlug ſie wiederholt, aber nicht ohne große Anſtrengungen und Verluſte. Dann wendete er ſich nach Thüringen, von hier nördlich in das Gebiet der Cheruſker, wo er keinen Widerſtand fand, überſchritt die Weſer und drang raſch bis an die Elbe vor. Damals ſah dieſer deutſche Strom zum erſten Male römiſche Waffen blitzen. Hier endlich machte Druſus halt. Eine weiſe Frau von übermenſchlicher Größe trat ihm vom andern Ufer her warnend entgegen und redete ihn in römiſcher Sprache alſo an: „Wohin eilſt du, Unerſättlicher? Das Geſchick hat dir nicht beſtimmt, dieſes Land zu ſchauen. Hebe dich weg! Denn deiner Thaten und deines Lebens Ziel iſt nahe herbeigekommen!“ Der Held kehrte um, und nun erreichte das Schickſal den erſt Dreißigjährigen. Auf dem Rückwege ſtürzte er mit dem Roſſe, brach den Schenkel und verletzte ſich tödlich. Die trauernden Soldaten ſchlugen ein Lager auf, wo der geliebte Feldherr den Tod erwartete. Eilboten brachten die Trauerkunde nach Rom. Tag und Nacht nicht raſtend, reiſte Tiberius zu dem ſterbenden Bruder. Inzwiſchen heulten um das römiſche Lager die Wölfe des deutſchen Urwaldes. Aber die Feinde ringsum ehrten den Kranken, deſſen edles Weſen ihnen Achtung einflößte; ſie hielten Ruhe und Frieden, als ob ſie mittrauerten. Als Druſus erfuhr, daß ſein Bruder nahe ſei, befahl er den Legionen dem Nahenden mit klingendem Spiel entgegenzurücken und ihn als Feldherrn zu begrüßen. Dreißig Tage nach ſeinem Sturz hauchte er in den Armen des Bruders ſeine Heldenſeele aus. Sein letzter Seufzer galt der fernen Gattin. Tiberius brachte den Leichnam nach Rom, wo der Kaiſer ſelbſt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Leichenrede hielt. Die treuen Legionen aber nannten den Ort, wo der geliebte Feldherr gestorben war, das verfluchte Lager und errichteten ihm zu Mainz ein Ehrendenkmal, bei dem alljährlich an seinem Todestage Leichenspiele gefeiert wurden.

Drusus hatte in der kurzen Spanne Zeit, die ihm zu wirken vergönnt war, Erstaunliches geleistet. Germanien, das Land, das nur zu betreten dem großen Cäsar ein gewagtes Werk schien, war für jetzt wenigstens zum großen Teil ein unterworfenes Land. Kastelle waren mitten im Urwalde erbaut, Straßen angelegt worden. Die erstaunten Völker hielten sich ruhig; der Schrecken vor einer so unwiderstehlichen Macht lähmte ihre Thatkraft. Nun übernahm es der finstere, mürrische Tiberius, das Werk des früh verstorbenen Bruders zu vollenden. In den beiden folgenden Jahren überschritt er den Rhein und durchzog die deutschen Westgaue, ohne daß sich etwas Bedeutendes ereignete. Nur einen Beweis für die römische Treulosigkeit wollen wir nicht verschweigen. Im ersten Jahre schickten alle am Rhein wohnenden Germanenstämme Friedensboten an Tiberius, nur die Sugambern, ein tapferes Volk zwischen Sieg und Ruhr, schickten keine. Augustus aber hieß den Tiberius erklären, er werde auf keinen Vertrag eingehen, wenn nicht auch die Sugambern beiträten. Da ließen auch diese sich auf die Bitten ihrer Nachbarn bewegen, zahlreiche Edle, darunter die Fürsten des Volks, an Augustus, der in Lyon weilte, zu senden und um einen billigen Frieden zu bitten. Aber sie verfehlten ihren Zweck gänzlich: Augustus hielt die Friedensboten fest und verteilte sie fern von Deutschland in verschiedene römische Städte. Da gaben sich die edlen Helden selbst den Tod, aus Gram und weil sie nicht wollten, daß ihr Volk aus Rücksicht auf sie unrühmliche Verträge schließe. Aber den Sugambern, die sich so ihrer Fürsten beraubt sahen, brach der Mut; sie unterwarfen sich dem Tiberius. Dieser führte vierzigtausend von ihnen, die besten im Lande, nach Gallien und siedelte sie am linken Rheinufer an.

Nach seinem zweiten Zug legte Tiberius, durch Zurücksetzungen von seiten des Kaisers gekränkt, plötzlich seinen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Oberbefehl nieder und zog ſich grollend von allen Staatsgeſchäften zurück. Erſt zehn Jahre ſpäter, im Jahre 4 nach Chriſtus, kehrte er als Statthalter wieder an den Rhein. Von nun an hielt er es für bequemer, die Deutſchen durch ſchlaue Benutzung ihrer inneren Streitigkeiten und andere betrügliche Künſte zu umſtricken und zu verderben. Auf ſolche Weiſe gewann er vor allem die mächtigen Cherusker mit ihren zahlreichen Bundesgenoſſen, ſo daß er auf deutſchem Boden ſein Winterlager aufſchlagen und im Jahre 5 bis zur Elbe vordringen konnte. Die Chauken wurden wieder unterworfen, ſogar die kraftvollen Langobarden an der Unterelbe beugten ſich. Es ſchien wirklich, als ſollte Germanien eine römiſche Provinz wie Gallien, als ſollte die deutſche Volksart von der römiſchen Bildung erſtickt werden. Doch es kam glücklicherweiſe anders.

Sollte die Unterwerfung Germaniens für geſichert gelten, ſo mußte eine deutſche Macht in drohender Nähe der Donauprovinzen zertrümmert werden, das Reich der Markomannen. Marbod, ein kühner und ſchlauer Mann aus vornehmem Geſchlecht, hatte in der Zeit um Chriſti Geburt das Volk der Markomannen, das bis dahin am Main hauſte, beredet, das Land der keltiſchen Bojer zu erobern, das heutige Böhmen, das rings von Waldgebirgen gegen römiſche Angriffe geſchützt ſchien. Das Volk ſtimmte jubelnd bei und erkor Marbod zu ſeinem Herzog, ſpäter ſogar zum Könige. Im raſchen Siegeslauf unterwarf nun Marbod das bojiſche Land und gründete hier ein gewaltiges Reich. Er übte eine ſtraffe Herrſchaft aus, baute ſich eine feſte Königsburg, ſchuf ſich eine Leibwache und ein römiſch geſchultes Heer, mit dem er auch die umwohnenden Völkerſchaften ſeinem Regiment unterwarf. Bis zu den Langobarden in der Gegend von Lüneburg reichte ſein Einfluß. Es fehlte dem Marbod nur eines, der uneigennützige, auf das Wohl des Volkes gerichtete Sinn; er war ein ſelbſtſüchtiger Mann und überſchätzte thöricht ſeine Macht. In Rom hatte man ſchon lange mißtrauiſch ſeinem Treiben zugeſehen, doch getraute man ſich noch nicht ihn anzugreifen, ſolange man nicht in Norddeutſchland freiere Hand

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hatte. Jetzt schienen jene Gegenden völlig beruhigt, und sofort beschloß Tiberius, der Herrschaft des Königs ein Ende zu bereiten. Schon zogen zwei starke Heere, das eine von der Donau, das andere vom Rhein her, gegen Böhmen, wo sie sich vereinigen wollten, da rettete ein unvorhergesehenes Ereignis dem Marbod die Krone. In Dalmatien und Pannonien waren die Völker der römischen Bedrückungen müde. Ein furchtbarer Aufstand loderte empor. Ehe es zum Kriege mit Marbod kam, mußte Tiberius die Heere, welche das Markomannenreich zerstören sollten, gegen die aufständischen Provinzen führen. Drei Jahre ununterbrochener Kämpfe waren nötig, um die Empörung völlig niederzuwerfen. Marbod aber, statt gleichzeitig die Waffen gegen Rom zu erheben, ließ die günstige Zeit verstreichen, froh, so leichten Kaufes dem Verderben entronnen zu sein.

14. Armin, der Befreier Deutschlands, und die Schlacht im Teutoburger Walde.

Den arglistigen Friedenskünsten des Tiberius und der klugen Milde seines Nachfolgers in der Statthalterschaft am Rhein, des Sentius Saturninus, war es gelungen, die Deutschen mit der römischen Oberhoheit zu befreunden. Der Germane lernte die Reize des feinen römischen Lebens schätzen, die Fürsten bewunderten die glatten Manieren der gebildeten Gesellschaft, den Geist der Ordnung im Staate, die Überlegenheit römischer Art und Kunst. Und die Römer verstanden es, andre Nationen zu blenden und zu locken. Germanische Jünglinge von hohem Stande drängten sich zum Kriegsdienst in den Legionen und trugen stolz den fremden Waffenschmuck, selbst Fürsten fühlten sich geschmeichelt, wenn ihnen der Senat das Bürgerrecht oder der Kaiser eine militärische Auszeichnung verlieh. Aber wenn es auch schien, als sollte die deutsche Volksart der Herrschaft und Sprache, dem Rechte und der Sitte der Römer den Platz räumen, so war doch in Germanien Freiheits- und Vaterlandsliebe noch nicht erstorben.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Großer Jubel herrschte in Rom, als die Kunde eintraf, daß Tiberius und sein Neffe Germanicus, des Drusus Sohn, den furchtbaren Aufstand der Pannonier niedergeschmettert hatten. Da verkehrte sich urplötzlich alle Freude in tiefste Trauer. Aus Germanien kam die Schreckensbotschaft, der Statthalter Quintilius Varus sei mit drei der besten Legionen und sechs Reiterkohorten von den Deutschen überfallen und niedergehauen worden. Das war so gekommen. Was der kluge, liebenswürdige Saturninus für Rom gewonnen hatte, den guten Willen der Germanen, das ging durch die Verblendung seines Nachfolgers Varus wieder verloren. Dieser war ein Mann von trägem Geiste, an ein schlaffes Wohlleben gewöhnt, dabei in hohem Grade geldgierig und rücksichtslos. Von den Schwierigkeiten seiner Aufgabe hatte er keinen Begriff. Die Ruhe, die seit Jahren in Germanien herrschte, mochte ihn zu dem Wahne verführen, die Deutschen würden sich alles gefallen lassen. Aber er irrte sich. So lange den Germanen ganz allmählich und mit vorsichtiger Schonung die römischen Verhältnisse ins Land eingeschmiegt wurden, merkten sie es kaum. Es lebte sich ja ganz behaglich unter so liebenswürdigen, artigen Herren; man empfand kaum noch, daß sie als Herren gekommen waren. Als aber Varus mit drei starken Legionen samt Reitern und Hülfstruppen, im ganzen wohl mit 80 000 Mann, die Lippe herauf zog, mitten im Lande seinen Wohnsitz aufschlug und hier, als wäre er in Rom, Gerichtssitzungen nach römischem Recht hielt, da begannen die Deutschen sich auf ihre angestammte Freiheit zu besinnen. Als er römische Steuern erhob, freie Männer mit Geißelhieben und Hinrichtungen strafte, als die Liktorenbeile blitzten und in unverständlicher Sprache unverständliche Rechtssprüche gefällt wurden, da wallte das deutsche Blut zornig auf gegen solche Nichtachtung des altheimischen, heiligen Herkommens. Aber die Menge war ratlos, sie wußte nicht, was sie thun, wie sie es anfangen sollte, um die schmachvolle Fremdherrschaft abzuschütteln. Sie bedurfte eines Führers, der sie einigte und zurechtwies, und dieser Führer fand sich sich. Es war Armin.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Armin war der Sohn eines cheruskischen Fürsten Namens Segimer (Siegmar). Ein römischer Schriftsteller schildert ihn als einen „Jüngling von tapferer Hand wie von raschem Verstande, gewandten Geistes, mehr als sonst Barbaren es zu sein pflegen, ein Jüngling, aus dessen Antlitz und Auge das Feuer des Geistes leuchtete." Er hatte mehrere Jahre im römischen Heer als Führer einer cheruskischen Hülfstruppe gedient, hatte römische Sprache und Bildung gelernt, war von Tiberius in jeder Weise ausgezeichnet und auch mit dem römischen Bürgerrecht und dem Rang eines römischen Ritters beehrt worden. Er stand damals im sechsundzwanzigsten Lebensjahre. Diesem herrlichen, ebenso schönen als liebenswürdigen, eben so kühnen als klugen jungen Helden schenkte der thörichte Varus sein unbeschränktes Vertrauen und suchte ihn an seine Person zu fesseln, um ihn als gefügiges Werkzeug für seine Unterdrückungspläne zu brauchen. Armins Bruder, den die Römer Flavus d. h. Blondkopf nannten, hatte sich von der römischen Feinheit und den ihm erteilten Auszeichnungen bethören lassen und war ein echter Römling geworden. Aber Armin war kein Flavus. In seinem edlen Herzen brannte die Schmach des Vaterlandes. Alle Lockungen wogen ihm nicht die liebe Heimat auf. Sein Volk, seine heimischen Götter, die Freiheit des deutschen Landes zu retten, stürzte er sich in einen verzweifelten Kampf, dem er sein Leben, ja alles, was ihm persönlich lieb war, aufopferte. Mit beispielloser Ausdauer und rührender Treue, mit Löwenkühnheit und schlauer List hat er den ungleichen Kampf ausgefochten und trotz vieler Enttäuschungen doch endlich sein großes Ziel erreicht. Ihm verdanken wir es, daß unserm Volk unsre herrliche Sprache, unsere heimische Sitte und Sinnesart erhalten geblieben sind.

Mit großer Vorsicht ging Armin ans Werk, indem er die träge und leichtfertige Natur des Varus schlau benutzte. Anfangs weihte er nur die besten seiner Landsleute in seine Pläne ein, allmählich aber erweiterte sich der Kreis der Wissenden, bis er sich weit über die Grenzen des Cheruskerlandes ausdehnte. Wohl warnte der verräterische Segest, auch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein cheruskischer Fürst, den Statthalter vor Armin; aber Varus lachte der Warnung. Und Armin verstand es, den Verblendeten in seiner Sicherheit zu bestärken. Nach wie vor mußten Deutsche im Lager erscheinen und den Rechtsspruch des Römers erbitten, Armin selbst blieb in der unmittelbaren Nähe des Feldherrn, und der war gutes Mutes und schalt alle, die ihm Vorsicht anrieten. Nun galt es aber, den Varus aus der Nähe seiner festen Standlager und uneinnehmbaren Kastelle in das sumpfige Waldgebirge zu locken. Zu diesem Zwecke mußte sich ein im Innern Deutschlands wohnender Volksstamm der Verabredung gemäß empören. Auch diese List gelang. Varus brach mit seiner ganzen Streitmacht auf, um die Aufrührer zu züchtigen. Bei dem letzten Gelage, das der Bethörte vor seinem Abmarsch gab, sagte ihm Segest ins Gesicht, daß alles nur Blendwerk sei, und riet ihm, den Armin und die übrigen anwesenden Fürsten in Fesseln zu legen; das Volk werde nichts wagen ohne seine Häuptlinge. Aber Varus war wie von Gott mit Blindheit geschlagen; er rannte lachend ins Verderben. Auch wußte er oder glaubte er zu wissen, woher der Haß Segests gegen Armin rührte, und gab deshalb nichts auf seine Reden. Armin liebte nämlich die Tochter Segests, die schöne Thusnelda, und wurde von ihr wider den Willen des Vaters wieder geliebt. Standhaft weigerte sich die stolze Jungfrau, den Verlobten, den ihr Vater ihr ausgesucht hatte, zum Gatten zu nehmen.

Der Spätsommer des Jahres 9 nach Christus war schon angebrochen, als Varus seinen Todesmarsch antrat. Die deutschen Fürsten ließen ihn ziehen und blieben zurück, angeblich um Hilfsvölker zu werben und bald nachzukommen. Aber diese Hilfsvölker standen schon bereit im Waldesdunkel und warfen sich jetzt auf die im Lande zerstreuten kleinen Truppenabteilungen der Römer. Diese wurden überwältigt und getötet. Inzwischen war Varus schon mitten im Urwalde angelangt, und nun sollte es ihm schrecklich tagen, daß die Germanen keine Untergebene, sondern Feinde waren. Durch feuchte sumpfige Thalgründe mußte sich das Heer zwischen unbekannten Bergen hindurchwinden. Die Waldungen wurden

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

immer dichter und endloser; riesige Stämme versperrten fortwährend den Weg. Immer mußte man halt machen, Bäume niederhauen, Wege bahnen, Brücken schlagen. Dazu führte Varus — es war ja Friedenszeit! — einen großen, schwerfälligen Troß von Wagen, Lasttieren und Sklaven mit sich. Die Legionen konnten keinen geschlossenen Zug mehr halten. Um sie noch mehr auseinander zu bringen, begann der Regen in Strömen herabzugießen und der Sturmwind zu heulen. Der aufgeweichte Boden verstattete keinen sichern Tritt, man strauchelte beständig über Wurzeln und Baumstümpfe. Der Sturm riß von den uralten Eichen schwere Äste herab, welche die darunter Schreitenden verletzten und in schreckliche Verwirrung brachten.

Und nun begannen die Deutschen ihre Angriffe. Durch das Gebüsch brachen sie von allen Seiten gegen die Bedrängten hervor, schleuderten von weitem ihre Speere auf die zwischen Wagen und Troßknechten ermüdet Dahinziehenden und stürmten, nachdem sie schon viele erlegt hatten, dicht heran. Hatten sich nun die Römer mit unendlicher Mühe ein wenig zur Abwehr geordnet, so verschwanden die Feinde ebenso rasch, wie sie erschienen waren, in den Wäldern, wo sie jeden Fußpfad, ja jeden Baum kannten, und brachen wieder hervor, sobald die Legionen ihren Marsch fortsetzten.

Mitten in dieser Bedrängnis brachten es doch die Römer fertig, ein Lager aufzuschlagen, streng nach den Regeln der römischen Befestigungskunst. Die Mehrzahl der Wagen und was sonst überflüssig erschien, verbrannten sie. Am folgenden Tage schien sich ihre Lage etwas bessern zu wollen, sie kamen in lichtere Gegenden und konnten in besserer Ordnung marschieren. Aber bald gerieten sie wieder in die Urwälder, die feindlichen Angriffe erneuerten sich, die Verwirrung wurde immer größer. In dem Wirrwarr hinderte ein Kämpfer den andern, die Bäume standen überall im Wege. Endlich sank die Nacht hernieder und machte dem Ringen ein Ende. Abermals wurde ein Lager aufgeschlagen. Aber es war von geringem Umfang, der Wall war ungleich, der Graben flach;

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denn schrecklich waren die Legionen schon zusammengeschmolzen, es fehlte bereits an Arbeitskräften.

Nach einer düstern, schlummerlosen Nacht brach der Tag der Entscheidung an. Es war wahrscheinlich der 11. September. Kaum hatten sich die müden Soldaten auf den Weg gemacht, da war es, als öffnete der Himmel alle seine Schleusen. Der Regen goß in Strömen nieder, der Sturm raste über den Wald. Das Erdreich wurde bald so schlüpfrig und durchweicht, daß die Römer nicht mehr vorrücken konnten und in der entsetzlichsten Ratlosigkeit stehen bleiben mußten. Und nun stürzten die Germanen in ungeheurer Überzahl aus dem Waldesdunkel hervor und eröffneten die fürchterlichste Schlacht, die Schlacht im Teutoburger Walde. Sonst verliehen dem römischen Krieger die schwere Rüstung und die wuchtigen Waffen gewaltige Vorteile; diesmal wurden sie ihm zum Verderben; denn sie hinderten ihn in der Abwehr und zogen ihn in den Schlamm hinab. Die Deutschen aber, d. h. die Cherusker mit ihren Verbündeten, sprangen unbeschwert von Panzer und Helm, nur den leichten Lindenschild und den langen Speer in den nervigen Händen, in weiten Sätzen wie das Wild des Waldes über die morastigen Stellen, in die sie die unglücklichen Römer stießen. Da bemächtigte sich der meisten noch Lebenden dumpfe Mutlosigkeit. An ein Entrinnen war nicht mehr zu denken. Varus, schon verwundet, stieß sich verzweiflungsvoll das Schwert in die Brust. Viele folgten seinem Beispiele. Andre warfen die Waffen weg und erwarteten, ohne sich zu wehren, den Todesstoß, andre wurden gefangen, andre kämpften mannhaft bis zum letzten Atemzuge. So fanden fast alle den Untergang. Das war die Schlacht im Teutoburger Walde. Drei der besten römischen Legionen und eine zahlreiche Reiterei waren vernichtet, die Siegesadler in den Händen der Feinde. Nur wenige versprengte Flüchtlinge, meistens Reiter, entkamen. Diese retteten sich im Schutze der Nacht mit einem kleinen Teil des Trosses nach Aliso und gelangten von da glücklich an den Rhein.

Als Armin die Standarten und Adler der vernichteten Legionen zu seinen Füßen liegen sah, trat er in wilder Freude

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

darauf und sprach zu dem Heere stolze Worte voll des bittersten Hohnes über die geschändeten Feldzeichen der frechen Unterdrücker. Das ganze tote Heer befahl er unbestattet liegen zu lassen. Den Kopf des Varus sandte er an Marbod; es sollte ihm ein mahnendes Zeichen sein, sich der Sache der Freiheit anzuschließen. Aber der Markomannenkönig war kein Armin; er verharrte in seiner Unthätigkeit und selbstsüchtigen Vereinzelung und übersandte das Haupt den Hinterlassenen des Varus zur Bestattung. An den Gefangenen nahmen die Sieger furchtbare Rache, indem sie sie den Göttern zum Opfer teils schlachteten, teils aufhängten. Am grimmigsten wüteten sie gegen die römischen Liktoren, die mit ihrem Beile die freien Germanen hingerichtet, mit ihren Ruten die Rücken derselben schmählich geschlagen hatten, und gegen die römischen Rechtsanwälte, die das gute heimische Recht der Deutschen verhöhnt und römische Kniffe und Pfiffe in Deutschland eingeschmuggelt hatten. Einigen wurden die Augen ausgestochen, andern die Hände abgehauen. Einem wurde sogar die Zunge ausgeschnitten, und ein Germane, der gewiß durch erlittenes Unrecht besonders verbittert war, nahm sie in die Hände und sprach mit furchtbarem Hohn: „Endlich hast du doch aufgehört zu zischen, du Schlange!“

Zerschmetternd war der Eindruck, den die Kunde von der Niederlage des Varus in Rom hervorrief, wo man sich eben anschickte, herrliche Feste zur Feier der pannonischen Siege zu begehen. Der alte Kaiser Augustus zerriß in fassungslosem Schmerz sein Gewand und rief wiederholt die Worte aus: „Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!“ Monatelang schor er Haupthaar und Bart nicht. Es war aber nicht nur der Jammer über den Untergang eines herrlichen Heeres, der alle ergriff, sondern auch Angst und Schrecken. In der ersten Bestürzung fürchtete man nämlich, die siegreichen Germanen würden sich nun gemeinsam erheben und, wie zu den Zeiten der Kimbern, gegen Italien selbst anrücken. Sogar in Rom selbst fühlte man sich nicht sicher. Der Kaiser ließ seine germanische Leibwache und alle in der Stadt weilenden Germanen nach verschiedenen Inseln abführen. Den Göttern wurden große

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Opferspiele gelobt, wenn sie den Staat aus der Gefahr erretteten. Aber die Deutschen dachten nicht an Eroberung. Die Heimat war wieder frei, kein Römer weilte mehr im Lande, die römischen Burgen waren gebrochen, das römische Joch war abgeschüttelt. Damit ließen sie sich genügen. Und in Rom legte sich allmählich das Entsetzen, als der Feind nicht einmal Miene machte, den Rhein zu überschreiten. Die ruhige Überlegung kehrte zurück. Neue Heere wurden ausgehoben, wenn auch die Rekruten nur durch die schwersten Drohungen gezwungen werden konnten, sich zu stellen. Der kluge Tiberius eilte an die germanische Grenze und ordnete die Verteidigung des Rheines auf das beste. Aber in das Innere Deutschlands wagte er sich nicht. So erkannten die Römer selbst den Rhein als Grenze des Reiches gegen Germanien an. Sie standen also wieder auf demselben Punkte, wie vor zwei Jahrzehnten, als der große Drusus es unternahm, Deutschland zu unterwerfen. Alles, was durch ihn und nach ihm mit unsäglichen Anstrengungen gewonnen worden war, das hatte die einzige Schlacht im Teutoburger Walde, das hatte Armin vernichtet. In allen Kämpfen, die bisher die Römer geführt hatten, waren sie zuletzt Sieger geblieben. Jetzt hatte ein „barbarisches" Volk den stolzen Wahn von römischer Unüberwindlichkeit zerstört. Die Varusschlacht schien ungerächt zu bleiben. Die Ehre der römischen Nation war befleckt, niemand wollte sie rein waschen. Tiberius stand von der Eroberung Germaniens ab. Das Blut so vieler tapferer Krieger war umsonst geflossen.

15. Armin im Kampfe mit Germanicus.

In keinem Römerherzen brannte die Schmach der Varusschlacht heißer als in dem des jungen Germanicus. Er war ja der Sohn des Drusus, und es war daher natürlich, daß er sehnlichst wünschte, das umgestürzte Werk seines Vaters wieder aufzurichten und zugleich die römische Waffenehre zu retten. Ein feuriger, ehrgeiziger Jüngling, besaß er doch eine große Leutseligkeit und Uneigennützigkeit, und war in

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

allen Stücken das Gegenteil von seinem grämlichen Oheim Tiberius. Vier Jahre nach der Varusschlacht übernahm er den Oberbefehl über die Legionen am Rhein. Ein Jahr später starb der alte Kaiser Augustus und hinterließ das Reich seinem ungeliebten Stiefsohn Tiberius. Die rheinischen Soldaten wollten lieber den freundlichen und milden Germanicus zum Kaiser haben und erboten sich, ihm mit Gewalt die Krone zu verschaffen; aber standhaft wies der edle Jüngling alle Versuchung von sich ab und strafte die Meuterer mit strengen Worten. Da gingen sie in sich, entschuldigten ihr rasendes Beginnen und verlangten zur Buße dafür gegen den Feind, d. h. gegen die Germanen geführt zu werden. Freudigen Herzens gab Germanicus ihrer Kampflust nach und rückte noch im Herbst des Jahres 14 nach Christus mit einem Heere bei Xanten über den Rhein.

Die Zustände in Deutschland lagen für die Römer nur allzu günstig. Nach dem herrlichen Siege im Teutoburger Walde hatten sich die Deutschen einer sichern Sorglosigkeit ergeben. Die Völkerbündnisse, die Armin geknüpft hatte, waren aufgelöst, Streitigkeiten zwischen Fürsten einer und derselben Völkerschaft rissen die Gaugenossen in unheilvollen Hader. Selbst die Cherusker, die durch Armin berühmt und mächtig geworden waren, gerieten untereinander in Fehde. Der Römerfreund Segest, durch seine Gaugenossen gezwungen, hatte sich nach der Varusschlacht eine Zeitlang der Sache der Freiheit angeschlossen. Sein wackerer Sohn Segimund, der römischer Priester in Köln geworden war, hatte auf die Kunde von der Erhebung des Vaterlandes gegen die Fremdherrschaft seine Priesterbinde zerrissen und war zu den heimischen Göttern zurückgekehrt. Segests Tochter Thusnelda liebte den großen Helden Armin von ganzem Herzen und dachte wie er. Aber Segest selber blieb ein Mann ohne Vaterlandsgefühl. Und als nun Armin Thusnelda entführte und sie trotz dem Widerspruch des Vaters zum Weibe nahm, da entbrannte der Haß Segests gegen Armin zu hellen Flammen. Er dürstete nach Rache. Eine erbitterte Fehde brach zwischen den beiden Fürsten aus.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So lagen die Dinge in Deutschland, als Germanicus im Spätsommer des genannten Jahres einen ungeahnten Einbruch in Germanien unternahm. Die Römer kamen unbemerkt die Lippe aufwärts in das Land der Marsen. Kundschafter meldeten, diese seien bei einem fröhlichen Fest versammelt. Da schlichen die Arglistigen in sternenheller Nacht durch die Waldung, bis sie an eine gelichtete Stelle kamen, wo zahlreiche Gehöfte zusammenlagen. Die ahnungslosen Festgenossen hatten keine Wachtposten ausgestellt. Es war ja tiefster Friede im Lande. Da brachen plötzlich von allen Seiten die römischen Scharen aus dem Walde, hieben auf die Wehrlosen wütend ein und verwüsteten alles mit Feuer und Schwert. Selbst Frauen, Greise und Kinder wurden erbarmungslos niedergemetzelt, Häuser wie Heiligtümer — darunter das einer Göttin Tamfana — dem Erdboden gleich gemacht. Die schlaftrunkenen, unbewaffneten, ratlos umherirrenden Männer fielen ohne Gegenwehr unter den Streichen der Mordbrenner, von denen kaum einer verwundet wurde.

Als die Nachbarvölker an Lippe und Ems von dem verräterischen Überfall hörten, griffen sie zu den Waffen und besetzten die waldigen Höhen, durch die der Rückweg der Römer führte. Aber Germanicus erhielt davon Kunde und zog kampfbereit dahin. Lange rührte sich nichts. Als aber das Heer zwischen Anhöhen in langer, schmaler Reihe sich hinwand, da griffen plötzlich die Deutschen die Nachhut an. Schon war diese in Unordnung gebracht, als Germanicus seiner tapfersten Legion befahl, die Feinde zu durchbrechen. Es gelang. Die germanischen Reihen lösten sich auf und verloren sich im Waldesdickicht. Unbehelligt und mit gestärktem Selbstvertrauen kehrten die Römer nach diesen wohlfeil errungenen Erfolgen über den Rhein zurück.

Im Frühling des nächsten Jahres erschien Germanicus wieder in Deutschland, früher als jemand erwartet hatte. Er selbst drang mit der Hauptmacht gegen die Katten vor und schlug die Überraschten bis über die Eder zurück. Das offene Land war gründlich verwüstet, während die Bewohner sich in die Wälder zurückzogen. Hier hätten die Cherusker den Katten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geholfen, aber der Unterfeldherr des Germanicus Cäcina stand mit einem zweiten Heere drohend in der Nähe. So konnte Germanicus den Rückzug nach Mainz zu antreten, ohne von Feinden beunruhigt zu werden. Da aber kamen Gesandte des Segest, die um Hülfe gegen Angehörige ihres eigenen Heimatsstammes baten und ihn zur Umkehr bewogen. Segest nämlich hatte dem Armin in seiner Abwesenheit die Thusnelda wieder geraubt und wurde nun von dem erzürnten Gatten, zu dem die meisten Cherusker standen, in seiner befestigten Hofstätte belagert. Germanicus, erfreut, dem gefährlichsten Feinde schaden, vielleicht gar ihn in seine Gewalt bringen zu können, nahm die Gesandten gnädig auf und ließ das Heer umkehren. Vor Segests Burg kam es zum Kampfe gegen Armin. Mit leichter Mühe vertrieben die übermächtigen Römer die kleine Schar des Belagerers. Segest mit seiner Sippe und einem stattlichen Gefolge wurde befreit und begab sich in römischen Schutz. Unter den vornehmen Frauen, die der Römling mit sich zu Germanicus brachte, war leider auch die edle Thusnelda, mehr dem Gatten als dem Vater gleichend. Thränenlos trug sie ihr herbes Geschick, das sie auf immer von dem geliebten Manne schied; die Hände über der Brust gefaltet, ohne durch ein bittendes Wort ihre Lippen zu entweihen, schritt sie gesenkten Blickes einher. So geriet sie, das Weib des Befreiers der Deutschen, durch die Niederträchtigkeit ihres Vaters auf immer in die Hände der Römer, die sie als ein kostbares Unterpfand gegen ihren Todfeind mit Freuden empfingen und festhielten. Die Gatten haben einander nie wiedergesehen, nie hat das Auge des Vaters sich an dem Anblick des erhofften Söhnleins erlaben können. Denn in der Gefangenschaft gebar Thusnelda einen Knaben, das Kind ihres Armin, und nannte ihn Thumelikus. Er ward zu Ravennna erzogen und dann, wie Tacitus sagt, von einem schmählichen Los betroffen. Wir wissen nicht, wie der beklagenswerte Jüngling sein Leben beschloß. Man vermutet, er sei unter die Gladiatoren gesteckt worden, jene Elenden, die für klingenden Lohn zur Belustigung des römischen Pöbels in den Kampfspielen des Cirkus miteinander

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fochten. Auch von dem doppelten Jammer Thusneldas als Mutter und Gattin, von dem nur der Tod sie erlöste, meldet kein Bericht.

Den leidenschaftlichen Armin trieb der Gedanke an sein ihm entrissenes Weib und sein schon vor der Geburt verknechtetes Kind fast zur Verzweiflung. Bebend vor Wut und Schmerz ritt er die Cheruskergaue auf und ab, zum Kampfe gegen Segest und die Römer rufend. Überall redete er, was der Haß ihm eingab gegen die Räuber, dieses glorreiche Volk, das mit seinen zahllosen Armen ein schwaches, wehrloses Weib entführt habe. „Wir haben den Varus und drei Legionen vernichtet," rief er, „der vergötterte Augustus und der viel gepriesene Tiberius vermochten nichts wider uns. Und wir sollten vor einem unreifen Knaben erbeben? Wenn ihr die Heimat, die Ahnen und die alten Sitten liebt, so lasset euch nicht durch Segest zu schmählicher Knechtschaft verlocken, sondern folgt mir zur Ehre und Freiheit!" Die wilde Leidenschaft und die glühende Beredsamkeit des Helden riß alle mit sich fort. Selbst Armins Oheim, der greise Ingomer, der bisher zu Segest gehalten hatte, trat zu den Freiheitskämpfern über. Nicht nur die Cherusker schlossen sich einmütig dem gefeierten Sieger in der Teutoburger Schlacht an, auch die Nachbarstämme traten zu ihm. Mit Besorgnis vernahm es Germanicus. Er sandte zunächst, um die Feinde auseinander zu halten, seinen tüchtigsten Unterfeldherrn Cäcina mit einer Legion an die Ems. Die Reiterei ließ er durch Friesland vorrücken. Mit den übrigen vier Legionen fuhr er den Rhein hinab durch den Drususkanal in die Nordsee und dann ein Stück in die Ems hinein. Am Mittellauf dieses Flusses vereinigte sich die ganze Streitmacht, die über 80 000 Mann zählte. Darauf führte Germanicus das Heer nach Osten, dem vorsichtig ausweichenden Armin folgend, bis zum Teutoburger Walde.

Hier ergriff den Feldherrn das Verlangen, den unbestatteten Kriegern aus der Varusschlacht die letzte Ehre zu erweisen. Nachdem das Dunkel des Urwaldes sorgfältig durchforscht war, betrat das ganze Heer die ernste Stätte.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inmitten des Schlachtfeldes lagen die gebleichten Gebeine unberührt, so wie einen jeden der Tod ereilt hatte, zerstreut oder in Haufen zusammen. Dazwischen Bruchstücke von Waffen und Gliedmaßen von Pferden. Von den Baumstämmen herab grinsten die Schädel der Geopferten. Auch die Altäre, auf denen die Gefangenen geschlachtet worden waren, erblickte man in den umliegenden Hainen. Tiefe Wehmut über die Hinfälligkeit alles Menschenglückes ergriff das ganze Heer. Einige befanden sich darunter, die der furchtbaren Niederlage entronnen waren. Die berichteten und zeigten nun: hier seien die Legaten gefallen, dort die Adler ihnen entrissen worden; an dieser Stelle habe sich der unselige Varus den Tod gegeben; von jener Anhöhe herab habe Armin die Seinen angeredet. So bestattete denn das römische Heer, sechs Jahre nach jener Niederlage, die Gebeine der drei Legionen, die da lagen, zur Ruhe. Keiner wußte, ob er die Überreste eines Fremden oder eines lieben Freundes oder Bruders begrub. Die erste Rasenscholle zu dem Grabhügel, den sie wölbten, legte Germanicus selbst.

Armin wich mit seinem Heere noch weiter zurück bis in eine rings von Wald umgebene Niederung. Hier wandte er sich plötzlich um, und Germanicus ließ sich verleiten, die Schlacht anzunehmen. Durch einen schnellen Angriff der deutschen Plänkler wurde die römische Reiterei in Verwirrung gesetzt und floh. Hülfsscharen, die der Feldherr sandte, wurden mit fortgerissen. Sie wären von den Germanen allesamt in einen tiefen Sumpf gedrängt worden, hätte nicht Germanicus die Legionen vorgeschickt. Aber auch diesen gelang es nicht, einen Sieg zu erringen. Die Römer erlitten ohne Zweifel eine Niederlage. Germanicus trat den Rückmarsch an, er wagte keinen zweiten Angriff auf Armin. Wie er gekommen war, so führte er das Heer an die Ems zurück und suchte zu Schiffe mit einer seiner Legionen den Rhein zu erreichen. Die Reiterei zog abermals unfern dem Ufer nach Friesland zu; Cäcina mit vier Legionen sollte den nächsten Weg nach Xanten einschlagen.

Aber dieser Weg führte fast ununterbrochen durch morastiges

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Land, voll zähen Schlammes und versteckten Gewässers. Rings herum zogen sich allmählich ansteigende Waldhügel, die Armin besetzt hielt, da er auf wohlbekannten Richtwegen in Eilmärschen den langsam dahinziehenden, schwerbepackten Soldaten zuvorgekommen war. Cäcina sah sich genötigt, mitten in dieser Bedrängnis ein Lager aufzuschlagen. Da aber griffen Armins Scharen von allen Seiten an. Angstgeschrei und Schlachtrufe erschollen. Die Römer erlitten schmerzliche Verluste. Endlich trennte die Nacht die Kämpfenden. Aber sie brachte neues Entsetzen; denn Armin ließ nun alle Gewässer, die auf den Höhen entsprangen, in die Niederung leiten, wo Cäcinas Lager stand. Die Befestigungen wurden überschwemmt, die Mühsal der Soldaten verdoppelte sich. Und dazu tobte vom Walde her das wilde Jauchzen und Singen der Deutschen, die sich durch ein fröhliches Gelage auf den morgenden Tag vorbereiteten. Welch ein Gegensatz zwischen diesem Jubel und der Stimmung im römischen Lager! Drüben brannten die Wachtfeuer; nur abgerissene Laute waren zu vernehmen. Die müden Krieger lagen ohne Ordnung am Walle oder irrten zwischen den Zelten umher, todmüde und doch schlaflos. Den Feldherrn Cäcina schreckte ein grauenvoller Traum aus kurzem Schlummer. Das Bild des Varus, das vielen vor der Seele stehen mochte, stieg vor ihm auf. Mit Blut bespritzt, stieg der tote Feldherr gespenstig aus dem Sumpfe, winkte mit der Hand und schien ihn zu sich zu rufen. Aber der Träumende stieß die Geisterhand zurück.

Als der Tag graute, gab Cäcina den Befehl zum Weitermarsch, um möglichst schnell aus dem Sumpfland auf trocknen Boden zu kommen. Aber gerade als die Legion im tiefsten Moraste watete, brach Armin hervor. „Seht da!“ rief er den Seinen mit gewaltiger Stimme zu: „Varus und seine Legionen, zum zweiten Mal in unsre Hand gegeben!“ Und damit stürmte er selbst mit seinem Gefolge auf den Zug der Römer und sprengte ihn mitten auseinander. Dem römischen Feldherrn selbst wurde, während er sich bemühte, die Schlachtordnung herzustellen, das Pferd unter dem Leibe getötet. Er stürzte und wäre umzingelt worden, hätte sich nicht eine

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tapfere Soldatenschar zwischen ihn und die Feinde geworfen. Durch das Schicksal und durch Armins weise Berechnung waren die Legionen wirklich in die Hände der Deutschen gegeben. Aber die thörichte Beutegier der siegesgewissen Helden rettete die Römer. Statt die Feinde völlig zu vernichten, stürzten sie sich auf das Gepäck und fingen an zu plündern. So gelang es den Römern, durch die Umsicht des trefflichen Cäcina, mit unsäglichen Anstrengungen nach ununterbrochenen Kämpfen doch endlich gegen Abend auf festen Boden zu kommen. Wiederum wurde ein Lager aufgeschlagen.

Während der strenge Befehl des römischen Feldherrn die schwer gefährdeten Legionen zu ihrem Heil zusammenhielt, siegte im Rate der deutschen Fürsten die Mehrheit der Stimmen über die Mahnung des scharfen Verstandes. Der wohlerwogene Rat Armins war, man sollte abwarten, bis die Römer ihr Lager verließen und sie dann auf dem seichten, schwierigen Boden umzingeln; aber der alte Ingomer war dafür, ohne Zaudern anzugreifen, die Beute werde größer sein, als wenn man die Feinde erst herauslasse. Diese Meinung war natürlich dem wilden Ungestüm der Menge einleuchtender als Armins Vorsicht. Und so betrog die thörichten Helden wieder einmal ihre tolle Streitlust. Ungehört verhallte die warnende Stimme ihres Herzogs — denn als solchen haben wir uns Armin zu denken —; sein kluger Plan scheiterte, nicht an der römischen Überlegenheit, sondern an der Stierköpfigkeit seiner Mannen, deren ungeschlachte Tapferkeit immer noch nicht gehorchen gelernt hatte.

Beim ersten Morgengrauen begannen die Deutschen den Wallgraben des römischen Lagers mit hineingeworfenem Reisig auszufüllen und rannten darüber hinweg gegen den Wall los, um ihn zu erklimmen und über die Palliſaden zu klettern. Nur wenige römische Wachtposten zeigten sich. Da, als die Deutschen so zwischen Pfahlzaun und Graben gleichsam eingeklemmt waren, ertönten plötzlich die römischen Schlachtsignale. Im Sturmschritt brachen zu allen Thoren die wohlgeordneten Kolonnen hervor und griffen nun die Angreifer im Rücken an. Diese, die von der Festigkeit eines römischen Lagerwalles

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keinen Begriff hatten, waren nicht wenig betroffen. Nach einem verzweifelten Handgemenge löste sich alles in wilder Flucht auf. Ingomer wurde verwundet aus dem Kampfe getragen. Armin, als er alles, wie er erwartet hatte, verloren sah, entkam unversehrt. Ohne durch Angriffe weiter beunruhigt zu werden, traten die Legionen den Rückzug nach dem Rhein an und gelangten nach Vetera-Castra. Auch die übrigen Heeresteile erreichten den Rhein wieder, obwohl sie unterwegs durch Meer und Stürme schwere Verluste erlitten hatten.

Wenn Germanicus die Anstrengungen und Opfer, die den Römern der Feldzug gekostet hatte, überschaute, so mußte er sich gestehen, daß der Erfolg diesen Anstrengungen und Opfern nicht im mindesten entsprach. Es war kein einziger Sieg erfochten worden. Allgemeiner als je regte sich der Freiheitsstolz der Germanen; Armin stand so mächtig und gebietend da, wie nie zuvor. Germanicus sah ein, daß ein Angriff, wenn er bedeutsamen Gewinn bringen sollte, von der See her und zwar mit einem großen Stoß der gesamten Streitmacht erfolgen müsse. So beschloß er denn, im Frühling des nächsten Jahres (16 nach Christi Geburt) nach dem Vorbilde seines Vaters, aber mit viel großartigeren Hülfsmitteln, von der Nordsee her mit seinem ganzen Heere sogleich mitten in Deutschland einzubrechen. Man gelangte auch glücklich bis zur Mündung der Ems, wo die Flotte zurückgelassen wurde. Ohne Widerstand zu finden, zog das Heer die Ems aufwärts und dann in südöstlicher Richtung bis zur Weser. Hier lagerten auf dem andern Ufer die Cherusker mit ihren Verbündeten unter Armin. Dieser trat mit einigen andern Edlen an den Strom und fragte hinüber, ob Germanicus schon angekommen sei. Auf die bejahende Antwort bat er, man möge ihm eine Unterredung mit seinem Bruder, den die Römer Flavus nannten, verstatten. Er wußte also, daß der Bruder im Gefolge der Feldherrn war. Flavus trat vor. Armin begrüßte ihn, ließ dann seine eignen Begleiter zurückgehen und ersuchte den Bruder, die Bogenschützen, die am römischen Ufer aufgestellt waren, zu entfernen. Sein Wunsch wurde erfüllt. Darauf fragte er den Bruder, woher sein

Generated on 2019-10-21 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Gesicht so entstellt sei; denn eine Verwundung hatte diesem wenige Jahre vorher das eine Auge geraubt. Flavus nannte den Ort und den Tag der Schlacht. Armin fragte weiter, welche Belohnung er empfangen habe. Der Bruder nannte sie mit dem Stolz des echten Römlings: Solderhöhung, die Ehrenkette, den Ehrenkranz und andere Dienstauszeichnungen. Da lachte Armin und rief in bitterem Hohn: „Ei sieh doch, wie billig ist die Knechtschaft zu kaufen!“ Flavus suchte sich zu rechtfertigen; er redete von Roms Größe, von der Macht des Kaisers; wie des trotzigen Besiegten schwere Strafe harre, wie aber den Unterwürfigen Gnade und Freundschaft erwarte; auch seine Gattin Thusnelda und sein Söhnchen würden übrigens nicht feindselig behandelt. Nun aber brach bei Armin der ganze Schmerz und Ingrimm, die ganze liebevolle Bitterkeit seiner gramschweren Seele durch und machte sich in erschütternden Worten Luft. Er sprach von des Vaterlandes gutem Recht, von der alten Freiheit der Väter, von den trauten heimischen Göttern. Er sprach auch von der lieben Mutter, die als Witwe in seinem Hofe saß und deren Thränen noch immer um den ungetreuen Sohn flossen. Er beschwor den Abtrünnigen, um der Mutter willen möge er doch nicht sein Haus, die Blutsfreunde, die treuen Mannen, ja den ganzen Stamm verlassen und schnöde verraten, deren Fürst und Herr er von Rechts wegen sein sollte. Der Römling blieb gewiß nicht ungetroffen von so ungestüm herzlicher Rede. Aber er hatte nicht die Kraft, die unwürdigen Ketten, die ihn fesselten, abzuwerfen; er barg die Beschämung hinter heftigen Worten. Da schleuderte ihm Armin die peinlichste Kränkung zu, beide gerieten in leidenschaftliche Wut. Hätte nicht der Strom sie getrennt, sie wären handgemein geworden. Schon rief Flavus in heftigem Zorn nach seinem Roß und seinen Waffen. Einer seiner römischen Freunde eilte herbei und hielt ihn zurück. Armin aber streckte drohend den Arm empor und kündigte in lateinischen Worten eine Schlacht an, so daß die Römer die Ansage verstanden.

Am folgenden Tage setzte Germanicus, vom Feinde ungehindert, auf das rechte Weserufer hinüber und schlug hier ein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lager auf. Es kam für heute nur zu kleinen Reitergefechten, in denen die batavischen Hülfstruppen der Römer schwere Verluste erlitten. Durch einen Überläufer erfuhr der Feldherr, an welchem Orte Armin die Schlacht liefern wollte und daß die Cherusker mit andern deutschen Stämmen in einem dem Donar geweihten Haine versammelt seien und bei Nacht einen Überfall auf das Lager unternehmen würden. Die Aussage erwies sich als wahr. Man konnte den Schein von Wachtfeuern und Opferflammen sehen; Kundschafter, die sich näher gewagt hatten, meldeten, man höre das Schnauben der Pferde und das dumpfe Geräusch einer ungeheuren Menschenmenge. Wirklich rückten nach Mitternacht Scharen der Deutschen vor das Lager, um es womöglich durch Überrumpelung einzunehmen. Da sie aber merkten, daß der Wall stark mit Truppen besetzt war, zogen sie wieder ab, ohne einen Speer abgeschleudert zu haben. So verging die Nacht ohne weitere Beunruhigung. Am nächsten Morgen beriefen der deutsche wie der römische Feldherr ihre Heere zur Versammlung und feuerten durch kluge, begeisternde Worte ihre Streiter zum Kampfe an. Von beiden Seiten stürmten die Scharen mutig zur Schlacht.

Die Walstatt war eine Ebene, die von den Deutschen Idisiawiso, Wiese der Idise, d. h. der Walküren, genannt wurde. Sie lag mitten zwischen der Weser und den rechts sie begleitenden Höhenzügen und zog sich, je nachdem der Fluß sich ausdehnte oder in schmalem Bette fließend eingeengt wurde, in wechselnder Breite hin. Im Rücken der Germanen erhob sich ein Bergwald von hochragenden Buchen ohne Untergehölz. Auf dem Gefilde und am Waldrande stand das Volksheer; nur ein Teil der Cherusker unter Armin hielt weiter rückwärts auf der Höhe, um sich von hier aus während des Gefechtes auf die Römer zu stürzen. Im Römerheere rückten zuvorderst die keltischen und germanischen Hülfsvölker vor, dann folgten Bogenschützen zu Fuß und vier Legionen. Hinter ihnen ritt Germanicus mit seiner Leibwache und einer auserlesenen Reiterschar. Dahinter kamen die übrigen vier Legionen, Leichtbewaffnete und die berittenen Bogenschützen. Alle

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Soldaten waren sorglich darauf bedacht, die Zugordnung beim Übergang zur Schlacht nicht zu stören.

Wären doch die Germanen ebenso an Zucht und Gehorsam gewöhnt gewesen! Aber diese verscherzten wieder den Sieg und zerstörten den klugen Plan Armins durch ihren leichtsinnigen Ungestüm und ihre unbezähmbare Kampfeswut. Gegen Armins Befehl brach die Hauptmasse der Cherusker zu früh hervor und stürzte sich auf die stärksten Reitergeschwader. Da befahl Germanicus der übrigen Reiterei seitwärts eine Wendung zu machen und die Angreifer im Rücken anzufallen. Jetzt griff auch das Fußvolk an, und zu gleicher Zeit fiel die Reiterei den Deutschen in den Rücken und in die Flanken. Nach einem wilden, verzweifelten Kampfe geriet die deutsche Schlachtordnung in gräßliche Verwirrung. Die einen drängten von der Ebene dem Walde zu, die andern aus dem Walde ins Freie. Der Teil der Cherusker, der auf der Anhöhe mit Armin gehalten hatte, wahrscheinlich das Gefolge des Herzogs, wurde jetzt herabgedrängt. Weithin kenntlich ragte über alle der große Held hervor. Durch gewaltige Thaten und ermunternden Zuruf, durch Hindeuten auf seine frisch blutende Wunde suchte er den Kampf zum Stehen zu bringen. Umsonst! Wunder der Tapferkeit verrichtend, stürzte er auf die Bogenschützen los, um ihre Reihen zu durchbrechen, und dies wäre ihm geglückt, wenn nicht die keltischen Kohorten sich ihm entgegengeworfen hätten. Dennoch schlug er sich durch, dank der Riesenkraft seines Arms und dem feurigen Ungestüm seines Rosses. Mit dem Blut der Wunde bestrich er sich das Antlitz, um nicht erkannt zu werden. Jetzt sprengte er gegen die Schar der Chauken, die in römischem Dienst standen. Diese freilich erkannten ihn doch. Aber wenn sie auch römische Waffen trugen, so war doch die deutsche Treue nicht ganz in ihnen erstorben. Sie sahen den hehren Mann vor sich, von dem der Sänger auch in ihrer Heimat preisende Lieder sang, über dessen Thaten und Leiden auch sie begeisterte Thränen geweint hatten. Wie auf Verabredung öffneten sie ehrfürchtig die Reihen vor ihm und ließen ihn durch. Auch Ingomer entrann. Die meisten Mannen lagen tot auf dem Schlachtfeld. Weitauf mußten Walhalls Thore

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſtehen, um die Scharen der Kommenden zu faſſen. Von der letzten Stunde des Vormittags bis zur Nacht hatte das Morden gedauert. Leichen und Waffen bedeckten rings das Gefilde.

Die Römer hatten einen glänzenden Sieg erfochten und mit geringen Opfern. Auf der Walſtatt errichteten ſie einen hohen Erdhügel, häuften auf dieſen die erbeuteten Waffen zu einem Siegeszeichen und ſchrieben daran die Namen der in der Schlacht beſiegten Völker. Aber der Mut der Deutſchen war trotz ihrer furchtbaren Verluſte nicht gebrochen. Wütende Scham erfüllte aller Herzen, daß der heimiſche Boden das römiſche Siegesmal trug. Schon nach wenigen Tagen verlangten ſie ſtürmiſch von ihrem verwundeten Herzog zu neuem Kampf geführt zu werden. Alles griff zu den Waffen. Nachdem ſie ſchon den Zug der Römer beſtändig beunruhigt hatten, ſtellten ſie ſich zur Schlacht. Eine enge, feuchte Ebene, von Fluß und Urwald eingeſchloſſen, ein Sumpf am Waldesrand, das war das erkorene Schlachtfeld. Die Angriwarier, die nördlichen Nachbarn der Cherusker, hatten an der einen Seite vor alters einen hohen und breiten Damm als Grenzwehr gegen das Gebiet der Cherusker aufgeworfen. Hier ſtand das germaniſche Fußvolk, den Legionen den Weg zu verſperren; die Reiterei hielt in den nahen Hainen verſteckt, um den Römern, wenn ſie in den Wald einmarſchierten, in den Rücken zu fallen.

Germanicus war durch Späher von den Plänen Armins unterrichtet und ſann darauf, ihn durch eigene Liſt zu verderben. Die Reiterei ſollte die Ebene durchziehen, die eine Hälfte des Fußvolkes den Wall umgehen und im Walde die Feinde aufhalten, die andere, unter ſeiner Führung, den Wall erſtürmen und ſo den Weg öffnen. Aber der Sturm auf den Grenzwall ward abgeſchlagen. Geſchoſſe und Steine hagelten furchtbar auf die Stürmenden nieder. Germanicus zog ſeine Legionen von dem vergeblichen Kampf zurück und ſchob an ihre Stelle die Schleuderer mit den ſchweren Wurfgeſchützen. Dieſe überſchütteten nun ihrerſeits den Wall mit Geſchoſſen. Die Heldenmütigſten unter den Verteidigern ſanken, von den furchtbaren römiſchen Pfeilen und Lanzen niedergeſtreckt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Reihen lichteten sich in schrecklicher Weise. Und als nun die Legionen einen zweiten Sturm versuchten, da wichen die Tapfern zurück. Der Angriwarierwall wurde genommen. Dennoch gaben sie die Schlacht nicht verloren. Am Waldrande hielten sie wieder, und nun standen sie wie die Mauern. Ein schier endloser Kampf, Mann gegen Mann, entspann sich. Aber die überlegene Bewaffnung und die den Germanen nicht günstige Örtlichkeit kam doch zuletzt den Römern zu statten. Dazu kam, daß Armin durch die auf dem Idisenfeld erhaltenen Wunden und durch seine unerhörte Thätigkeit erschöpft war. Aller Ehren wert kämpfte zwar der kühne Greis Ingomer und feuerte die Seinen an. Aber der Widerstand der starken Helden erlahmte zuletzt. „Nicht der Mut, nur das Glück wich von ihnen," sagt der Römer Tacitus. Germanicus aber rief seinen Soldaten zu: „Schlagt sie tot! Gefangene nützen nichts! Dies Volk muß völlig vernichtet werden, sonst ist es nicht zu besiegen!" Wahrlich zwei glänzende Zeugnisse für die germanische Löwenkühnheit, Zeugnisse aus Feindesmunde!

Bis in die finstere Nacht hinein wurde gemordet. Eine Legion schied aus dem Kampfe und schlug ein Lager auf. Die römische Reiterei hatte ohne Erfolg gekämpft. Ob überhaupt ein Sieg erfochten ward? Was weiter geschah, spricht nicht dafür. Germanicus nämlich trat den Rückzug an. Das waren also die Früchte seiner ungeheuren Anstrengungen! Er konnte nicht hoffen, das durchzogene Germanenland dauernd für die Römer zu behaupten. Nein, dieses Volk hätte in der That völlig vernichtet werden müssen, um besiegt zu werden. Und dies war glücklicherweise nicht möglich. Roms Eroberungsgelüste hatten hier ihre Grenze gefunden.

Nur eine Legion wurde auf dem Landwege nach Xanten geschickt; die Hauptmacht führte Germanicus auf der Flotte die Ems hinab in den Ocean. Anfangs ging die Fahrt glücklich von statten, aber bald erhob sich ein fürchterlicher Sturm, der die meisten Schiffe an Klippen und Inseln schleuderte, andere unter riesigen Sturzwellen begrub. Das Fahrzeug des Germanicus wurde an die Küste der Chauken

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verschlagen, wo der verzweifelnde Feldherr lange Zeit durch das Unwetter festgehalten wurde. Endlich legte sich der Aufruhr der Elemente. Einzelne schwer beschädigte Schiffe stellten sich ein. Eiligst ließ Germanicus sie ausbessern, und schickte sie aus, die Inseln abzusuchen. Wirklich wurden die meisten wieder zusammengebracht, aber in welchem Zustande! Über 20000 Menschen waren zu Grunde gegangen! Die Kunde von dem Unglück, das die abziehenden Feinde betroffen hatte, blieb nicht ohne Wirkung auf die Deutschen. Sie erkannten darin eine Rache ihrer einheimischen Götter an den Unterdrückern und bereiteten sich mutig zu neuem Kampf. Trotz alledem war Germanicus überzeugt, die Widerstandskraft der Germanen gebrochen zu haben und durch einen letzten Feldzug im nächsten Jahre Deutschland zur römischen Provinz machen zu können. Aber der nüchterne Tiberius gab sich nicht solchen Selbsttäuschungen hin wie sein jugendlich feuriger Neffe. Er sah ein, daß all das römische Blut, das in Strömen geflossen war, vergebens vergossen worden sei, und deshalb berief er den ruhmdurstigen Helden von der fruchtlosen Arbeit in Germanien ab. Ungern, ja gebrochenen Herzens verließ Germanicus das Feld der Ehre, tief gekränkt gab er das Unternehmen auf, das er als das Werk seines Lebens, als Vermächtnis seines ruhmreichen Vaters betrachtete. Am 26. Mai des nächsten Jahres (17 nach Christus) hielt er zu Rom einen glänzenden Triumph über die deutschen Stämme, „die bis an die Elbe wohnen," wie es in dem kaiserlichen Dekrete hieß. Der Krieg wurde also für beendigt angesehen. Mit Bewunderung betrachteten die Zuschauer den stattlichen Helden, der umgeben von fünf blühenden Kindern auf seinem Triumphwagen stand, und die Abbildungen der Berge und Flüsse, die Zeugen seiner Siege gewesen waren. Niemand unter den Römern ahnte, daß sie zwei Jahre später bereits klagend an der Bahre ihres gefeierten Lieblings stehen würden. Unter den Gefangenen schritt außer andern vornehmen Germanen und Germaninnen hoch aufgerichtet die unglückliche Thusnelda mit ihrem nun dreijährigen Söhnlein Thumelikus einher. Mit kalter Neugier nur mochten die Zuschauer auf

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die herrliche, hohe Gestalt und den kleinen Blondkopf blicken. Uns aber erfüllt es noch jetzt nach fast zwei Jahrtausenden mit Wehmut, daß damals die Gattin des Mannes, dem wir verdanken, daß wir Deutsche sind, mit unendlichem Jammer im Herzen den Triumph des Römers zieren mußte, des lieben Eheherrn gedenkend, der durch ein grausames Schicksal auf immer von ihr geschieden war, mit Schmerz und Zärtlichkeit auf das Kind hinabblickend, auf dem nie das Vaterauge geruht hatte, das ihr einziger Trost und doch ihr tiefster Kummer war. Der verächtliche Segest aber, Thusneldens Vater, saß hochgeehrt unter den römischen Zuschauern und blickte stieren Auges auf die hinab, die ihm die Teuersten hätten sein sollen.

16. Armin im Kampfe mit Marbod und das Ende des Helden.

Die Römer gaben nun den Angriffskrieg gegen Deutschland auf und beschränkten sich auf die Verteidigung. Die Reichsgrenze war von der Elbe, wo Drusus und Germanicus sie begründen wollten, an den Rhein zurückverlegt. Man solle doch die Germanen ihrer eigenen Uneinigkeit überlassen, sagte Tiberius und meinte damit natürlich auch: man solle diese Uneinigkeit durch eine falsche, hinterlistige Staatsklugheit nach Kräften schüren. Und sein Rat bewährte sich trefflich. Die Römer konnten ruhig zusehen, wie sich die germanischen Bruderstämme untereinander befehdeten und schwächten. Kaum war die gemeinsame Gefahr beseitigt, als schon eine tiefe Spaltung Deutschland innerlich zerriß. Als Armin nach der Teutoburgerschlacht den Kopf des Varus an Marbod sandte, wollte er diesem damit sagen, daß für alle Germanen die Stunde gekommen sei, sich gemeinsam auf das römische Reich zu stürzen und den Erbfeind in seinem eigenen Lande niederzuschlagen. Aber der eigennützige König dachte nicht an das Wohl des ganzen deutschen Vaterlandes, sondern nur an seinen eignen Vorteil. Darum that er nichts und beharrte auch während des großen Krieges, den Armin mit Germanicus führte, in seiner unpatriotischen Unthätigkeit.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber dies sollte ihm selbst zum Verderben ausschlagen. Seine nördlichen Bundesgenossen, die Semnonen und Langobarden, fielen zornig von ihm ab und traten dem Bunde bei, an dessen Spitze der Kämpfer für die Freiheit, der gefeiertste und geliebteste Mann der Nation, Armin, stand. Als nun der römische Angriff auf einmal abbrach, wendeten sich die Waffen der Vaterlandsfreunde gegen den zweideutigen, unpatriotischen Marbod, um ihn zu strafen für seine römerfreundliche Haltung. Der Geist der Freiheit sollte auch in diesem Teile Deutschlands angefacht werden. Dann erst, wenn dies gelang, war ein gemeinsamer Angriff auf Rom möglich. So kam es denn zur Entscheidungsschlacht, und zwar schon im ersten Jahre nach dem Aufhören der Römerkriege. Es war am Nordabhange des Erzgebirges im heutigen Sachsen, wo wieder einmal Germanen gegen Germanen kämpften. Die Schlachtreihen wurden geordnet. Nicht planlos, wie es einst Brauch gewesen war, stürzten die einzelnen Scharen in den Kampf. Hoch zu Roß ritt Armin durch die Reihen der Seinen, alles mit scharfem Auge überblickend und prüfend. Mit seiner hinreißenden Beredsamkeit entflammte er die Herzen der Streiter zu heftiger Schlachtbegier. Auch Marbod redete zu seinem Heere. Nie sind Germanen gegen Germanen mit wuchtigerem Ungestüm aufeinander gestoßen. Und dennoch wurde kein eigentlicher Sieg erfochten, da auf beiden Seiten der rechte Flügel geschlagen wurde. Daß aber Armins Erfolg der günstigere war, ergiebt sich aus Marbods Verhalten nach der Schlacht. Während die Cherusker mit den Langobarden und andern Bundesstreitern sich auf einen neuen Kampf vorbereiteten, zog Marbod sein Lager auf eine Hügelreihe zurück, ein Zeichen, daß er sich selbst für besiegt hielt. Infolgedessen aber fielen noch mehr Völker von ihm ab und gingen zu Armin über. Da sah sich der König genötigt, nach Böhmen umzukehren, und schickte Gesandte an den Kaiser Tiberius, die um Hilfe bitten sollten. Die kalte Antwort lautete: „Marbod hat keinen Grund, die römischen Waffen gegen die Cherusker anzurufen, da er die Römer, als sie denselben Feind bekämpften, ohne Hülfe gelassen hat." So erntete

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Marbod die erste Frucht seiner eigennützigen und beschränkten Staatskunst.

Tiberius aber hetzte heimlich die Germanen gegeneinander, um die schon erschütterte Macht Marbods vollends zu stürzen. Und es währte kaum zwei Jahre, bis er seinen Zweck erreicht hatte. Durch römische Umtriebe angestiftet brach eine Empörung im Lande des immer mehr gefürchteten als geliebten Herrschers aus, an deren Spitze ein eingewanderter Gote, der junge Katwalda, stand. Mit einer tapfern Schar nahm er durch einen Handstreich die Königsburg ein und bemächtigte sich hier des großen aufgespeicherten Schatzes. Als Flüchtling, von allen verlassen, eilte Marbod an die Donau und bat den Kaiser durch einen Brief um Gastfreundschaft. Tiberius schrieb zurück, er solle in Italien einen sichern Aufenthalt finden; wenn er sich aber anderswohin wenden wolle, so stehe dem auch kein Hindernis entgegen. Vor dem Senate rühmte sich der Kaiser, daß er diesen gefährlichen und mächtigen Mann durch seine schlauen Künste vernichtet habe. Noch achtzehn Jahre lebte der König, vor dem einst Rom gezittert hatte, in Ravenna von einem römischen Gnadengehalt. So ruhmlos endete der Mann, der so großartig begonnen hatte, und so erntete er den letzten verdienten Lohn dafür, daß er bei allen seinen Herrscherthaten mehr seinen eigenen Vorteil als seines Volkes Wohl bedacht hatte.

Weit früher als Marbod, wahrscheinlich im Jahre 21 nach Christus, starb der edle Armin. Seine Gegner waren gesunken, die Deutschen sahen auf keinen größern als auf ihn, aber diese Größe war sein Verderben. Armin hatte eingesehen, daß die zersplitterten Stämme der Germanen fester zusammengefaßt werden mußten, um den übermächtigen Feinden auf die Dauer widerstehen zu können. Er hatte der Nation Freiheit und Selbständigkeit gerettet; darum glaubte er ihr auch einen innern Halt verleihen zu müssen, indem er die cheruskischen Gaue zu einem starken, einheitlichen Staate zusammenfügte. Unter seiner starken Hand wollte er sie vereinigen. Es war nicht Herrschsucht, die ihn dazu trieb, sondern die tiefste und klarste Einsicht von dem, was seinem ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liebten Vaterland zum Heile diente. Aber das Volk war nicht reif, solche hohe Gedanken zu verstehen. Der Freiheitstrotz der Deutschen lehnte sich sofort gegen jede Beschränkung ihrer ungebändigten Selbstherrlichkeit auf. Neidische Verwandte des großen Mannes selbst waren es, die den Kampf gegen ihn schürten. Es kam zur Fehde. Durch hinterlistigen Anschlag fiel der Erretter des deutschen Volkes, zwölf Jahre nach der Varusschlacht. Als fünfundzwanzigjähriger Jüngling hatte der herrliche Held seine liebe Heimat von der Fremdherrschaft befreit; in den langen Kämpfen um die neuerworbene Freiheit hatte er Leib und Leben, ja auch Weib und Kind für sein Volk eingesetzt, und nun war er, ein Siebenunddreißiger, von Mörderhand gefallen. Aber das Volk vergaß ihn nicht und bewahrte ihm voll dankbarer Bewunderung und Liebe ein ewiges Gedächtnis. In allen Gauen sangen die Sänger von ihm ihre schönsten, ergreifendsten Lieder, und aller Augen leuchteten, und manche Thräne wurde geweint, wenn sein Name erklang. Und auch wir, die wir uns noch Deutsche nennen, dürfen und wollen des großen, edlen Mannes nie vergessen. Hoch oben auf der Grotenburg bei Detmold, unfern der Stätte der Varusschlacht, steht sein riesiges Denkmal in Erz und Stein, errichtet zur Erinnerung an des Helden herrlichste That; aber das schönste Denkmal, das er sich selbst gegründet hat, das ist die Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung seines deutschen Volkes, das ihm sein Dasein verdankt.

17. Von der Urzeit bis zur Völkerwanderung.

Für eine lange Reihe von Jahren war die Zeit der großen Kämpfe vorbei. Anderthalb Jahrhunderte lang herrschte Ruhe zwischen Deutschland und Rom. Germanen und Römer verkehrten nun friedlich miteinander. In dieser Zeit gewöhnten sich die eigentlichen Deutschen zwischen Rhein, Elbe und Donau, die man auch die Westgermanen nennt, allmählich an eine mehr seßhafte Lebensweise. Der unruhige Wandertrieb legte sich ein wenig, man lebte nicht mehr ausschließlich dem Krieg, der Jagd und der Viehzucht, sondern betrieb auch eifriger und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gründlicher als zuvor den Ackerbau. Nur wenige äußere Thatsachen sind uns aus diesem Zeitraum bekannt. Leider sind es zumeist nur Bruderkämpfe, von denen berichtet wird.

Am grimmigsten müssen diese bei den Cheruskern gewütet haben. In blutigen Fehden fand allmählich ihr gesamter alter Adel den Untergang. Da endlich erkannte das Volk, wie recht der große Armin gehabt hatte, als er die widerstreitenden Parteien im Lande unter einem starken Königszepter einigen wollte. Aber nur ein Mann war übrig, den sie der Krone für würdig hielten, weil er aus dem erlauchten Geschlecht des großen Helden war. Dieser eine war zwar gänzlich verrömert, er war ja der Sohn des Römlings Flavus und trug den römischen Namen Italicus; doch trotzdem erkoren sie ihn zum König aller cheruskischen Gaue. Vom römischen Kaiser Claudius, bei dem er weilte, mußten sie ihn sich erbitten. Er war stattlich von Gestalt, vielleicht äußerlich ein Ebenbild seines berühmten Oheims; mit Waffen und Rossen verstand er nach heimischem wie nach römischem Brauch umzugehen. Claudius fühlte sich geschmeichelt, den alten Todfeinden des Reiches einen König geben zu können. Er stattete ihn mit Geld und ehrenvoller Begleitung aus und ermahnte ihn beim Abschied, die Ehre seines Geschlechts hochsinnig zu vertreten. Die Cherusker empfingen ihn mit herzlicher Freude, und der Anfang seiner Regierung versprach das Beste. Er stand allem Parteiwesen fern und erwies sich daher gegen alle gerecht und wohlwollend. Man rühmte auch von ihm, daß er trotz seiner römischen Bildung die Freuden eines germanischen Zechgelages recht wohl zu würdigen wisse. Allenthalben erscholl sein Lob. Aber das war nicht von Dauer; bald flüsterte man sich zu, daß der König vom Kaiser bestochen sei und sein Land und Volk den Römern in die Hände spielen wolle. Die Freunde der alten Freiheit sammelten bei den Nachbarvölkern Mannen zum Kampfe, wurden aber in einer Schlacht von Italicus besiegt. Dieses Glück schlug indes zum Unheil für den Sieger wie für sein Volk aus. Denn jener wurde nun ein argwöhnischer Tyrann und die eignen Unterthanen verjagten ihn. Da gedachten die Langobarden, die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nordöstlichen Nachbarn der Cherusker, der alten Treue gegen Armin, der sie zum Siege über Marbod geführt hatte, und sie brachten seinen Neffen mit Waffengewalt auf den Thron zurück. Doch durch diese Kämpfe war die Kraft der ehemals so mächtigen Cherusker ganz erschöpft; sie sanken von ihrer fürstlichen Stellung unter den norddeutschen Stämmen herab und wurden so unbedeutend, daß sie nicht mehr selbständig hervortraten. Ihre Reste haben sich später mit einigen andern Völkerschaften zu dem bald kühn emporstrebenden Volksbunde der Sachsen verschmolzen. An die Stelle der Cherusker traten als die mächtigsten unter den Westgermanen die Katten, die wiederum durch ihre Widersacher, die kraftvollen Hermunduren, in Schach gehalten wurden und unaufhörlich mit diesen in Fehde lagen. Die Römer schauten allen diesen thörichten Bruderkämpfen mit Behagen zu.

Am Rhein herrschte seit Jahren Waffenruhe, die nur einmal in den Jahren 69 bis 70 nach Christus durch den Aufstand der unter römischer Oberhoheit stehenden Bataver ernstlich unterbrochen wurde. Der tapfere Bataver Claudius Civilis, der diesen Kampf leitete, wußte auch verschiedene andere der am Rhein wohnenden Germanenstämme zur Teilnahme zu bewegen; doch führte der ganze Aufstand zu nichts, da am Ende alle in die alten Verhältnisse zurückkehrten. In den nächsten Jahrzehnten nahm die Herrschaft der Römer einmal wieder einen Aufschwung. Sie besetzten nämlich das sogenannte Zehntland, eine Landschaft, von deren Seiten die eine die obere Donau bildete, die zweite der Rhein vom Bodensee bis Koblenz und die dritte eine Linie, die sich von der Lahnmündung über den Taunus und den Main bis Miltenberg, nach Lorch an der Rems, die Rauhe Alb entlang bis Kehlheim bei Regensburg hinzog. Diese Landschaft, das Gebiet des Schwarzwaldes, des schwäbischen Juras, des Odenwaldes und des Taunus, war im ersten Jahrhundert vor Christus nur spärlich von Deutschen besetzt worden, dann hatten Drusus und Tiberius befestigte Plätze darin angelegt, auch zahlreiche Abenteurer aus Gallien waren herbeigezogen, die dort unter römischem Schutze sich niederließen. Allmählich wurden die Siedelungen so ansehnlich, daß die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Römer beschlossen, dies ganze Gebiet nach Nordosten durch eine feste Grenzsperre gegen die Einfälle der benachbarten Germanenstämme zu sichern. Die Kaiser Trajan und Hadrian, deren Regierungen in die Zeit von 98 bis 138 n. Chr. fallen, erbauten deshalb den berühmten römischen Grenzwall oder Pfahlgraben, der eine Länge von etwa 800 Kilometern hatte und vom Rhein, gegenüber der Ahrmündung, bis zur Donau bei Kehlheim reichte. In der Donaugegend bestand er aus einer mauerähnlichen Aufschüttung von Bruchsteinen, hinter der in geringer Entfernung Kastelle lagen; im Rheinlande aus einem Erdwall mit einem Graben davor und Türmen darauf; ebenfalls verstärkt durch eine Reihe etwas ferner liegender Kastelle. Das Ganze war kein eigentliches Festungswerk und sollte hauptsächlich nur zur Überwachung des Grenzverkehrs dienen. Es durfte deshalb bloß bei Tage passiert werden und zwar nur von solchen, die den Eingangszoll bezahlt und die Waffen abgelegt hatten. Die Wachmannschaften waren durch Verschanzungen gegen plötzliche Überfälle geschützt; aber gegen einen größeren, ernsthaften Angriff konnte der Pfahlgraben nicht gehalten werden.

Großartig sind die Straßen- und Festungsanlagen, die die Römer im Rheinlande geschaffen haben. So führte von Lyon eine große Straße nach Metz und Trier, die sich dann nach Köln und Mainz verzweigte. Eine andere lief vom großen St. Bernhard an über Straßburg stromabwärts bis nach Leiden. Die Standlager der rheinischen Legionen bildeten sich zu starken Festungen aus, unter deren Schutze oft schöne Städte emporblühten. So sind Bonn, Mainz, Straßburg, Köln und andere Städte entstanden. Die prächtigste und größte unter ihnen aber war Trier, das im vierten Jahrhundert gegen 60 000 Einwohner zählte und die glänzendste Stadt nördlich der Alpen war. Mit dem lebhaften Verkehr, der in diesen Grenzgebieten herrschte, drang natürlich auch die römische Bildung ein. Weniger reich entwickelten sich die Länder zwischen Donau und Alpen. Aber auch hier erwuchsen aus römischen Standlagern Städte, wie Augsburg, Passau, Regensburg, Salzburg und Wien.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die militärischen Befestigungen und die weit ausgedehnten Kolonien der Römer an Rhein und Donau umspannten Westdeutschland wie mit einem Netze, das die Deutschen nicht zerreißen konnten ohne die gewaltigsten Anstrengungen, und das sie daher auch nicht zersprengten, ohne von der äußersten Not dazu gezwungen zu sein. Den Ostgermanen waren keine so festen Schranken gezogen, und deshalb begannen sie schon im zweiten Jahrhundert ihre weiten Ebenen an der Ostsee von der Elbe bis über die Weichsel zu verlassen und nach dem Süden vorzudringen. Die Ostgermanen ziehen dann später, seit dem vierten Jahrhundert, durch ganz Europa. Sie zerschlagen das alte, morsche Weltreich der Römer, sie gründen auf dessen Boden deutsche Reiche, an der Donau, in Italien, in Gallien, in Spanien, ja an der Nordgrenze Afrikas. Überall ertönt die deutsche Sprache, überall erklirren die deutschen Waffen. Aber die Sprache der germanischen Eroberer weicht vor der einheimischen der eroberten Provinzen, und die kühnen Heldenvölker, die ruhmvoll ihre Waffen durch die Lande trugen, vergehen und verwehen eins nach dem andern, fast ohne eine Spur zu hinterlassen. Wie das kam, davon werden wir in späteren Abschnitten dieses Werkchens berichten. Ganz anders die Westgermanen, unsre eigentlichen Vorfahren. Zuerst gezwungen, dann gern und freiwillig, ließen sie sich genügen mit der alten, reichen, waldigen Heimat, und da erfüllte sich an ihnen herrlich das alte Wort, daß die Muttererde ihren Söhnen die Treue lohnt und vergilt, indem sie sie stark macht. Sie haben die Stürme der Jahrhunderte überstanden, weil sie fest in der mütterlichen Erde wurzelten und aus ihr immer neue Stärkung sogen. Denn wenn auch die alten *Namen* dieser deutschen Völkerschaften zum großen Teil verschwanden, so schwanden doch die Stämme *selbst* nicht dahin, wie die Goten und Wandalen, sondern sie blieben. Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich in folgender Weise.

Die Bevölkerung Deutschlands wuchs mächtig an. Die einzelnen Völkerschaften, die bisher durch die unermeßlichen Grenzwälder voneinander geschieden waren, empfanden das Bedürfnis, sich einander zu nähern und einen lebhaftern Ver-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kehr zu pflegen. Die Ackerfluren breiteten sich etwas mehr aus, Wege wurden häufiger angelegt; so rückten sich die bisher Abgeschlossenen trotz des immer noch gewaltig ausgedehnten Urwaldes doch näher. Außerdem sahen die Deutschen auch wohl ein, daß sie ihre zersplitterten Kräfte zu größeren Vereinigungen zusammenschließen müßten, um vor den Angriffen der Römer und andrer Feinde sicher zu sein. So entstanden an Stelle der vielen kleinen Völkerschaften der Urzeit einige wenige große Stämme, die freilich nur in der Not einmütig vorgingen. Oft hatte ein jeder Gau eines Stammes seinen eigenen König, oft führten die einzelnen Gaue kleine Kriege auf eigene Hand, ja manchmal lagen sie auch jetzt noch miteinander in Streit. Nur wenn ein starker Feind abzuwehren war oder neuer Ackerboden erobert werden sollte, standen sie zusammen. Die bedeutendsten dieser neuen Stämme waren die Alemannen, die Franken und die Sachsen. Die Alemannen, später auch Schwaben genannt, treten seit dem Anfang des dritten Jahrhunderts als Völkerbund auf und nahmen hauptsächlich den Südwesten Germaniens längs des Pfahlgrabens ein. Die Franken dehnten sich zu beiden Seiten des Rheines, etwa von Mainz stromabwärts, aus; sie werden um 240 zuerst genannt. Die Sachsen, die erst gegen Ende des dritten Jahrhunderts bedeutender hervortreten, nahmen den deutschen Norden, d. h. Niederdeutschland zwischen Rhein und Elbe ein. Neben diesen drei großen Völkerstämmen bestanden von alters her fort die Friesen an der Nordseeküste, die Hermunduren oder Thüringer in Mitteldeutschland und die Markomannen nebst den Quaden in Böhmen und Mähren.

Am gefährlichsten wurden dem römischen Reiche zunächst die beiden zuletzt genannten Völker. Von ihren nördlichen Nachbarn gedrängt, ergossen sie sich südwärts durch die römischen Donauprovinzen. Es kostete dem wackeren Kaiser Mark Aurel furchtbare Anstrengungen, um sie im sogenannten Markomannenkriege (166 bis 180) zurückzuwerfen. Sein Nachfolger Commodus schloß Frieden mit ihnen und begnügte sich damit, sie zur Stellung von Hülfstruppen zu verpflichten. Zahlreiche Markomannen und andre Deutsche er-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hielten seitdem die Erlaubnis der Kaiser, sich auf römischem Boden friedlich anzusiedeln. Namentlich in den Donauprovinzen bekamen viele Tausende als halbfreie Bauern oder Kolonen Land angewiesen. Viel tüchtige Arbeitskraft wurde dadurch diesen Ländern gewonnen, aber sie wurden zugleich ganz allmählich aus römischen Landschaften deutsche, wenn sie auch vorderhand noch beim Reiche blieben.

Im Laufe des dritten Jahrhunderts drangen die Alemannen und die Franken über den Pfahlgraben; jene erschienen am Oberrhein, diese in der Gegend von Mainz. Der gewaltige Kaiser Aurelian warf sie zurück. Aber nach seinem Tode kamen sie wieder, und wenn auch die Kaiser Probus und Diokletian ihnen manche Niederlage beibrachten, so nahmen die Alemannen doch das Zehntland als Wohn- und Ackerland in Besitz. Konstantin der Große besiegte zwar die Franken, aber als Kolonen füllten auch am linken Rheinufer, wie an der Donau, deutsche Bauern die entvölkerten Länderstriche an; und nach Konstantins Tode rief einer seiner Söhne, Konstantius, selbst den Alemannenkönig Chnodomar nach Gallien, daß er ihm gegen seinen Widersacher Magnentius helfe. Die Franken und Alemannen überschritten wieder die Grenze, und im Jahre 355 war das ganze Rheinland mit fast allen Städten in deutschen Händen. Bis in das Innere von Gallien plünderten deutsche Streifscharen das unglückliche Land.

In dieser Not übertrug Konstantius seinem jungen Neffen Julian, einem trefflichen Feldherrn, die Kriegführung in Gallien. Dieser verjagte die Plünderer aus Gallien und zog dann gegen die Alemannen, die sich des Elsasses bemächtigt und sich hier als Ackerbauer häuslich niedergelassen hatten. Aber es galt einen harten Kampf; denn sieben alemannische Gaukönige — der mächtigste darunter war Chnodomar — hatten sich verbündet, um das eroberte und bebaute Land zu verteidigen. In der Nähe von Straßburg kam es im Jahre 357 zu einer furchtbaren Schlacht, in welcher das Feldherrngeschick Julians und vor allem die bessere Bewaffnung und feinere Kriegskunst der Römer über die Todes-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verachtung und den wilden Heldenmut der Deutschen einen ihrer letzten Siege erfocht. Freilich gingen die Vorteile, die durch diesen glänzenden Sieg errungen wurden, sehr bald wieder verloren. Prachtvoll schildert der römische Geschichtschreiber Ammian, wie König Chnodomar vor den Seinigen einherritt, das stolz erhobene Haupt von üppigem, rotgoldenem Lockenhaar umwallt. „Er war", so erzählt er, „als kühner Krieger und kundiger Heerführer allen wohl bekannt. Auf seine riesige Körperkraft bauend, erwartete er ungeduldig wie ein Kampfroß, das in die Zügel schäumt, den Beginn der Schlacht und schwang einen Speer von unglaublicher Größe. Weithin sichtbar war er durch den Glanz seiner Waffen; vertrauend blickten die Seinen auf den berühmten Mann." Chnodomar befehligte den linken Flügel der alemannischen Streitmacht, sein Brudersohn Agenarich, ein herrlicher Jüngling, stand an der Spitze des rechten. Außer diesen beiden fochten noch fünf Könige, zehn Königssöhne, eine große Schar Edelinge und 35000 Heermannen mit. Als die Schlacht begann, verlangten letztere mit großem Geschrei, die Fürsten sollten wie sie zu Fuß kämpfen, um das Schlachtenlos ihres Volkes zu teilen. Chnodomar war der erste, der sich vom Rosse schwang, und die andern folgten seinem Beispiel. Keiner zweifelte am Siege.

Schauerlich ertönte der Schlachtgesang der Deutschen, als sie mit hochgeschwungenen Speeren auf die römische Reiterei losstürzten, furchtbar starrten die wallenden Haare; aus ihren blitzenden Augen sprühte unbändiger Kampfmut. Heiß und schwer war das Ringen. Die Alemannen ragten höher und breiter, mit mächtiger Brust; die Römer wußten ihre Kräfte mehr der Ordnung der Schlacht zu fügen. Während jene wild und unbändig losschlugen, fochten diese kühn und besonnen. Noch wenn er ermattet in die Knie gestürzt war, hieb der Germane auf den Gegner los. Eine Schar alemannischer Edelinge brach unwiderstehlich mitten in die römischen Reihen. Alles warfen die Helden vor sich nieder. Bis in das Innerste der Legionen drangen sie vor. Aber hier wurden sie von den kaltblütigen Gegnern umzingelt und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

niedergehauen. Endlich ließen die Deutschen ab vom ungleichen Kampf. Sie flohen dem Rheine zu. Unzählige verschlang der Strom. Wenigen gelang es, unerreicht von den römischen Pfeilen, schwimmend das andere Ufer zu gewinnen. Sechstausend Alemannenleichen bedeckten das Schlachtfeld.

Auch König Chnodomar, der Wunder der Tapferkeit verrichtet hatte, war dem Gewühl der Schlacht entflohen. Mit seinem treuen Gefolge — es waren noch zweihundert Männer — und drei edlen Blutsfreunden hatte er zwischen den Leichenhügeln einen Ausweg gefunden. Auch er suchte das andere Rheinufer zu erlangen. Schon hatte er sich dem Strome genähert, da geriet er auf weichen Sumpfboden und stürzte mit dem Rosse. Doch raffte er sich, trotz der gewaltigen Last des ermüdeten Körpers, wieder auf und floh mit den Seinigen auf einen bewaldeten Hügel. Hier aber wurde er entdeckt. Die Römer kannten ihn aus der Schlacht nur zu gut. Ein römischer Befehlshaber eilte mit einer starken Truppe auf den Hügel zu und umstellte ihn vorsichtig von allen Seiten; denn das Gestrüpp zu durchsuchen wagten sie nicht. Da trat Chnodomar heraus und ergab sich freiwillig. Das gleiche that sein Gefolge. Die Getreuen hätten es für schimpflich gehalten, den lieben Herrn zu überleben, wenn er in der Schlacht gefallen wäre, oder nicht für ihn in den Tod zu gehen. Jetzt teilten sie mit ihm das traurige Los der Gefangenschaft und boten sich wie er den Fesseln dar. Stumm und bleichen Antlitzes ließ sich der Alemannenkönig von seinen Wächtern zum römischen Feldherrn führen. Julian empfing den Tiefgebeugten freundlich und verhieß ihm Schonung. Chnodomar wurde nach Rom geschickt. Dort starb er bald. Gram um sein zertrümmertes Glück und nagendes Heimweh brachen seine Lebenskraft. In dumpfem Hinbrüten, teilnahmlos für alles um sich her, verzehrte sich der gewaltige Mann.

Noch manche Kämpfe bestand Julian gegen Alemannen und Franken. Aber er glaubte selbst nicht an wirkliche Unterwerfung der Besiegten, und als er im Jahre 361 durch den Tod des Konstantius auf den Thron berufen wurde und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gallien verlassen mußte, fielen sofort neue Alemannen- und Frankenscharen in das Land ein. Im Jahre 368 fand es einer seiner tüchtigsten Nachfolger, der Kaiser Valentinian, notwendig, selbst mit gewaltiger Heeresmacht den Rhein und Main zu überschreiten, um den unbeugsamen Alemannentrotz zu bändigen. In einer Schlacht in der Gegend von Heidelberg wäre er beinahe ums Leben gekommen, doch sprengte er zuletzt die Reihen der Alemannen auseinander; viele wurden erschlagen. Damit begnügte er sich und kehrte nach Gallien zurück. Doch kaum hatte er den Rücken gewendet, so brachen die Alemannen unter dem gewaltigen König Makrian wieder über den Rhein und zu gleicher Zeit die Sachsen von der See her ins Reich ein. Durch schändlichen Verrat wurden letztere vernichtet; den Alemannen hetzte Valentinian ihre nordöstlichen Nachbarn, die Burgunden auf den Hals, um Makrian zu vernichten. Der Geschichtschreiber Ammian giebt bei der Erzählung dieser Ereignisse seiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß diese unbändige Nation der Deutschen, trotz der unzähligen Verluste in den endlosen Kämpfen der Jahrhunderte, doch immer wieder zu solcher Volkszahl heranwachse, als ob sie seit Jahrhunderten nie ein Verlust getroffen hätte. Die Burgunden sollten die Alemannen vom Rücken her angreifen, während Valentinian von vorn über sie herfallen wollte. Demgemäß brachen sie auch in das alemannische Land ein, aber der Kaiser erfüllte seine Zusage nicht. Die Burgunden kehrten deshalb enttäuscht und zornig wieder heim. Der Kampf gegen die mit überschwellend angewachsener Kraft die römischen Grenzen bedrohenden Alemannen begann aufs neue. Ein Versuch, den König Makrian in Wiesbaden, wo er Heilung von einer Krankheit suchte, zu überfallen, scheiterte durch das lärmende Ungestüm der römischen Soldaten. Den kranken Fürsten retteten seine Getreuen auf einem Wagen. Nun suchte Valentinian Zwietracht unter den Feinden zu säen und setzte einem alemannischen Gau, welcher Mainz gegenüber hauste, einen besondern König an Stelle des auch hier herrschenden Makrian. Aber der Herrscher von Römers Gnaden wurde sehr bald zum Lande hinausgejagt. Endlich mußte sich der Kaiser keinen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

andern Rat, als daß er den gefürchteten Makrian sehr höflich zu einer Unterredung einlud. Makrian sagte zu, machte aber zur Bedingung, daß der Kaiser auf das alemannische Ufer herüberkomme. Auch dazu bequemte sich der Kaiser. So erschien denn wirklich am bestimmten Tage Makrian Mainz gegenüber am Rheinufer, in stolzer Haltung, mit hochemporgeworfenem Haupte, unter gewaltigem Waffengetöse seiner Gefolgsmannen. Nun bestieg Valentinian, ebenfalls von einem stattlichen Gefolge begleitet, einige Rheinkähne, fuhr hinüber und betrat das Land. Die Germanen empfingen ihn ohne sonderliche Ehrfurcht mit ungestümen Gebärden und höhnischem Gemurmel. Sie wußten wohl, daß dem Herrn des Weltreichs mehr als ihnen an einem endlichen Friedensschluß gelegen war. Der Kaiser unterredete sich lange mit dem Könige, viel wurde hin und her gesprochen. Zuletzt schlossen beide Fürsten Freundschaft — es mag dem Römer schwer angekommen sein, den „Barbaren" als seinesgleichen zu behandeln — und bekräftigten ihren Vertrag durch einen feierlichen Eid. Valentinian begab sich darauf nach Trier ins Winterlager, der König zog sich besänftigt in sein Reich zurück und erwies sich von nun an als aufrichtigen Freund der Römer. Bei einem Zug ins Land der Franken ist er später in einen Hinterhalt gelockt und erschlagen worden.

Der Kaiser fand schon im folgenden Jahre 375 seinen Tod. Es galt, die unruhigen Quaden an der Donau einzuschüchtern. Er zog deshalb nach Carnuntum beim heutigen Preßburg und fiel verheerend in das Gebiet der Feinde ein. Da erschienen Gesandte der Quaden, um Frieden zu erbitten; sie gaben zugleich zu verstehen, daß das von ihrer Seite Verübte durch vertragswidrige Maßregeln der Römer reichlich aufgewogen werde. Aber diese Entschuldigung reizte den leidenschaftlichen Valentinian zu maßlosem Zorn. Schnaubend vor Wut schalt er auf das ganze Volk der Quaden. Da plötzlich stockte seine Rede; sprachlos, mit glühendem Antlitz stand er wie von einem Blitzschlag getroffen da. Mit einem Male brach ihm Blut aus Nase und Mund, Todesschweiß ergoß sich über ihn, er sank in die Arme seiner entsetzten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diener, die ihn in sein Zelt trugen. Hier gab er nach schwerem Todeskampf seinen Geist auf. Seinen Nachfolgern hinterließ er die niemals glückende Vollendung seines mühseligen Lebenswerkes, die Reichsgrenze vor der hereinbrechenden Hochflut der Germanen zu schützen. Noch in seine letzte Zeit fiel ein Ereignis von unermeßlichen Folgen: der Einbruch der Hunnen in Europa, der allmählich die ganze, nördlich der Donau wohnende Völkerwelt in gewaltsame Bewegung versetzte und dadurch dem römischen Reiche den ohnehin unvermeidlichen Untergang beschleunigte. Jene gewaltsame Bewegung aber nennt man die Völkerwanderung.

Von den Thaten und Leiden germanischer Stämme während der Völkerwanderung sollen die folgenden Abschnitte erzählen. Bilder von riesengroßen Leidenschaften, harter Tugend und schlimmem Frevel entrollen sich. Dazwischen aber steigen hehre, lichte Gestalten auf, Segen verbreitend im blutigen Gewühl. Und mitten unter den Stürmen der wildbewegten Zeit schlägt die Religion der Liebe feste Wurzeln, das Evangelium von Jesus Christus. Erst in den Herzen der rein und stark empfindenden Germanen fand das Christentum den fruchtbaren Boden, auf dem es zum welterquickenden Wunderbaum erwachsen konnte.

18. Die Goten bis zum Einfall der Hunnen; Ulfilas.

Die westlichen Germanen, von denen bis jetzt allein die Rede gewesen ist, waren durch die gewaltsame Grenzsperre, die ihnen die Römer an Rhein und Donau entgegensetzten, gezwungen, im Vaterlande zu bleiben und allmählich das freie Leben des Jägers und Hirten mit dem des Bauern zu vereinigen. In diesem Zwange lag ein großer Segen; denn er ließ die Westdeutschen reif werden zur Gründung dauernder Staaten und hat das Deutschtum gerettet. Die östlichen Germanen jenseits der Elbe, die der nomadischen Lebensweise noch weit näher standen, entbehrten eines solchen Zwanges. Freier konnten sie ihre Wanderlust walten lassen, und kraft-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

voll und jugendfrisch zogen sie einher, ein bewundernswerter, herzerhebender Anblick. Aber die glänzenden Reiche, die sie auf den Trümmern des Römerstaates gründeten, sanken schnell wieder dahin, denn ihre ungezügelte Kraft und geringe Staatsklugheit konnte sie nicht halten. Ihre Geschichte erscheint reicher und bunter, ihre Erfolge rascher und leichter als die ihrer westlichen Volksverwandten; aber wie alle die herrlichen Heldenvölker mit schrecklicher Notwendigkeit ahnungslos ihrem Untergang entgegeneilten, das erregt noch jetzt tiefe Wehmut. Und es waren gerade die edelsten und begabtesten Germanenstämme, die da mit Siegerschritten Europa durchzogen, um alle mit einem Todeskampfe zu enden. Wie dem aber auch sei, jedenfalls ist die Zeit der Völkerwanderung wert, auch von uns gekannt zu werden; denn sie war das Heldenzeitalter unsres Volkes, ein Heldenzeitalter, so groß und erhaben, wie es kein anderes Volk der Erde aufzuweisen hat.

Im äußersten Nordosten der germanischen Welt, zu beiden Seiten der unteren Weichsel, hauste von alters her das edelste und begabteste germanische Volk, die Goten. Sie zerfielen in zwei große Stämme, die Ostgoten oder Greuthungen, d. h. Meersandanwohner, und die Westgoten oder Therwinger, d. h. Waldleute. Die Niederung an Weichsel und Ostsee wurde von diesem Volke nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts verlassen; der Grund war derselbe, der vor länger als einem Vierteljahrtausend die Kimbern und Teutonen zum Wandern getrieben hatte: Übervölkerung des Landes, infolgedessen Mangel an Ackerboden und Hungersnot. Wie jene begaben sie sich mit all ihrer Habe, mit Weibern, Kindern und Knechten, mit Herden, Wagen und Hunden auf die Wanderung. Die Völkerschaften, die sie auf ihrem Wege verdrängten, kamen dadurch auch in Bewegung und drängten wiederum andere Stämme. Daher erklären sich zum Teil die immer wiederholten Versuche der Alemannen und Markomannen, die römische Grenze zu durchbrechen; sie wurden eben selbst von ihren nördlichen und östlichen Nachbarn geschoben.

Sehr langsam zogen die Goten vorwärts, und zwar südlich und südöstlich. Wo sie genügenden Weidegrund und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hinreichendes Wohnland fanden, da blieben sie, so lange es anging. Mit den Völkern, durch deren Gebiet sie kamen, schlossen sie Verträge, oder sie zwangen sie zur Unterwerfung oder Auswanderung. Nach langen Unterbrechungen gelangten sie endlich zu Anfang des nächsten Jahrhunderts, also nach etwa fünfzigjährigem Wandern, an das nördliche Gestade des Schwarzen Meeres. Lange Kämpfe zwischen Goten und Römern begannen; denn die kühnen Helden waren mit dem Errungenen nicht zufrieden und streckten, sobald wieder Mangel eintrat, die Hände aus nach den benachbarten Gebieten. Die reichen römischen Provinzen an der untern Donau lockten zu immer erneuten Raubzügen, ja selbst das Meer hielt die Verwegenen nicht auf.

Dem Zug der Goten hatte sich ein kleineres Volk vom Ostseestrande, die Gepiden, angeschlossen. Bei diesen erwachte jetzt der Neid gegen die stammverwandten Goten, und sie griffen gegen sie zu den Waffen. Aber der gewaltige Gotenkönig Ostrogota schlug sie in einer blutigen Schlacht und demütigte ihre Hoffart für lange Zeit. Seine Nachfolger setzten zu öfteren Malen über die Donau und verheerten die römischen Gefilde. Ein kaiserliches Heer, das gegen sie zog, wurde gänzlich vernichtet. Bis an die Grenze von Griechenland überschwemmten die Goten plündernd die reichen Gegenden der Halbinsel; erst bei den gut bewachten Thermopylen kehrten sie um. Der Kaiser Decius, der sie anzugreifen wagte, ging in einer furchtbaren Schlacht im Jahre 251 mit dem größten Teil seines Heeres zugrunde. Seit die Goten die Halbinsel Krim im Norden des Schwarzen Meeres erobert hatten, waren sie treffliche Seefahrer geworden. Gar zu lockend winkten ihnen die üppigen Auen und reichen Städte der durch langen Frieden verweichlichten Anwohner jenes Meeres. Schon im Jahre 254 unternahmen die Verwegenen einen Zug gegen Pityus, eine starke Festung am Fuße des Kaukasus. Auf einigen flachen Fahrzeugen kamen die Helden daher und schlossen, obwohl der Belagerungskunst ganz unkundig, die Stadt ein. Aber der kriegserfahrene Befehlshaber derselben machte sie durch meisterlich gelenkte Ausfälle stutzig.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie wurden es müde, vor den Mauern zu liegen, schifften sich wieder ein und kehrten nach Hause zurück. Es mag nur eine kleine Schar abenteuerlustiger Recken gewesen sein. Aber nach drei Jahren kamen sie in größerer Anzahl wieder, nahmen die Festung durch einen glücklichen Überfall, steuerten weiter nach Süden und lagerten sich vor der reichen, wohlbefestigten Stadt Trapezunt. In der Stille der Nacht erklommen die tollkühnen Goten die unbewachten Mauern und jagten die feige Besatzung zum entgegengesetzten Thor hinaus. Unermeßliche Beute fiel ihnen in die Hände. Fröhlich kehrten sie heim.

Noch weiter wagte sich eine Gotenschar im folgenden Jahre. Diese zog zu Lande, von der Donaumündung an der Küste südwärts, bis in die Nähe von Konstantinopel, setzte auf vorgefundenen Kähnen über die Meerenge, eroberte Chalcedon, das Konstantinopel gegenüber lag, drang nach Bithynien und nahm die glänzende Hauptstadt Nicomedien ohne Widerstand ein. Vier andere Städte erfuhren dasselbe Schicksal. Denn ihre Bewohner waren in Üppigkeit versunken und zitterten beim bloßen Anblick der riesigen Söhne des Nordens mit ihren blitzenden, blauen Augen und wallenden, blonden Haaren, mit ihren schlanken, kraftvollen Gliedern und ihren Löwenstimmen. Erst vor der Insel Kyzikus im Marmarameere kehrten die Goten beutebeladen um und fuhren ungestört und sehr zufrieden der Heimat zu. Fast alljährlich wiederholten sie nun ihre Plünderungszüge, bis endlich im Jahre 269 ein wackerer Kaiser, er hieß Claudius, ein großes Heer sammelte und damit eine ungeheure Gotenschar schlug und fast vernichtete. Trotzdem hörten die Einfälle nicht auf, und der sehr tüchtige Kaiser Aurelian hielt es für klug, die stürmischen Germanen dadurch zur Ruhe zu bringen, daß er ihnen ein großes, fruchtbares Land, die Provinz Dacien (das heutige Rumänien nebst Siebenbürgen) abtrat. So besiedelten denn die westlichen Goten die neue Heimat, und damit fiel der Hauptgrund weg, der sie zu den immer wiederholten Einbrüchen in das römische Reich getrieben hatte, der Mangel an ausreichendem Acker- und Wohnland. Deshalb hörten vom Jahre 274 an die gotischen Heereszüge, die sechzig Jahre

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lang die östlichen Länder des Römerreichs in Schrecken gesetzt hatten, für die Dauer eines Jahrhunderts auf. Die Westgoten machten es sich in ihren neuen Besitzungen bequem und wendeten ihre Waffen nicht mehr gegen die Römer. Dennoch gaben sie sich keiner unkriegerischen Ruhe hin. Achteten sie auch die Verträge mit ihren römischen Nachbarn im Süden, so gab es andre, germanische und nicht germanische Nachbarn im Westen, Norden und Osten, mit denen sie sich messen konnten. Erst im Jahre 366 geriet der stolze Fürst Athanarich, der unter den Westgoten durch Macht und Ansehen hervorragte, in Streit mit den Römern. Kaiser Valens, der Bruder und Mitregent des trefflichen Valentinian, bekämpfte ihn drei Jahre lang vergebens. Endlich gelang es ihm, den Helden in ernste Bedrängnis zu bringen. Aber im Laufe der Verhandlungen, die er mit ihm anknüpfte, lernte er ihn als einen so begabten, einsichtigen und scharfdenkenden Mann achten, daß er ihn sich lieber zum Freunde machen als länger feindlich gegenüberstehen sehen wollte. Deshalb gewährte er ihm die günstigsten Friedensbedingungen, und es herrschte wieder das beste Einvernehmen zwischen den Westgoten und den Römern.

Dieser friedliche Verkehr zwischen den Nachbarvölkern kam der Ausbreitung des Christentums unter den Therwingern oder Westgoten sehr zu statten. Das gewaltige Verdienst, seinem Volke die Heilsbotschaft vom wahren Gott und seinem menschgewordenen Sohne verkündet zu haben, gebührt einem Westgoten, dessen Name unsterblich geworden ist, dem großen Ulfilas, dem Übersetzer der Bibel ins Gotische. Ulfilas oder, wie die gotische Namensform lautet, Wulfila (d. h. Wölflein), war im Jahre 311 geboren und kam wahrscheinlich schon in seinem siebzehnten Lebensjahre an den Hof zu Konstantinopel. Hier erwarb er sich die Kenntnis der griechischen und lateinischen Sprache, nahm das Christentum in der Form des arianischen Bekenntnisses*) an und widmete sich

*) Arius, ein Presbyter aus Alexandrien, lehrte: weil Christus von Gott dem Vater gezeugt sei, müsse Gott auch vor Christus vorhanden gewesen sein, daher sei Christus ein Geschöpf Gottes, also

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem geistlichen Stande. Damals schon begann er sein wunderwürdiges Werk, die Übersetzung der heiligen Schrift in seine Muttersprache. Nach Vollendung des dreißigsten Lebensjahres wurde er zum Bischof geweiht und kehrte als solcher in seine Heimat zurück. Hier, unter den Westgoten, wirkte er als einer der größten Glaubensboten, die die Geschichte der christlichen Kirche kennt, und bekehrte eine große Zahl seiner Volksgenossen vom alten Wodansglauben zum Evangelium. Aber die Ausbreitung des letzteren erregte den Ingrimm derer, die zähe am Glauben der Väter festhielten, besonders des mächtigen Fürsten Athanarich, und rief eine heftige Verfolgung der Bekehrten hervor, so daß viele den Märtyrertod erlitten. Da stellte sich der gewaltige Mann an die Spitze der Gläubigen und führte sie, eine große Volksmenge, Männer, Frauen und Kinder, mit aller beweglichen Habe, zu Anfang des Jahres 348 über die Donau in das römische Gebiet. Der Kaiser Konstantius, zu dem Ulfilas, der fromme Hirte, ging und den er um Aufnahme und Land für seine Herde bat, empfing ihn mit warmer Hochachtung und nannte ihn mit Recht einen zweiten Moses. Er wies den Auswanderern Wohnsitze in der Gegend von Nikopolis (jetzt Tirnowa), unfern dem Nordabhange des Balkangebirges an. Hier hat Ulfilas unter ihnen gelebt, mit Wort und Schrift für die Lehre Jesu wirkend, bis der Tod ihm den beredten Mund schloß und dem Siebzigjährigen die Feder aus der unermüdlichen Hand nahm. Er starb während einer Synode in Konstantinopel, für die er in wenigen klaren Sätzen sein Glaubensbekenntnis aufgeschrieben hatte, zu Anfang des Jahres 381. Die ganze Kraft seines Geistes, der ganze Reichtum seiner Kenntnisse, alle Gewalt, die ihm über die Sprache verliehen war, hat Ulfilas daran gesetzt, um seinem Volke das Höchste und Beste zu geben, was er geben konnte: die Übersetzung der ganzen Bibel. Nur die Bücher der Könige soll

---

diesem untergeordnet, wenn auch unendlich erhabener als alle Menschen. Diese Lehre wurde von den katholischen oder rechtgläubigen Christen eifrig bekämpft und auf dem Konzil in Nicäa 325 für ketzerisch erklärt. Trotzdem fand sie bei den Oströmern und den Germanen sehr viele Anhänger.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er weggelassen haben, um dem kriegerischen Mut seiner Landsleute keine neue Nahrung zu geben. Er mußte erst eine Schrift erfinden, die auf Pergament gemalt werden konnte; denn die Goten hatten bis dahin nur einzelne Zeichen oder Worte auf Holz oder Stein geritzt. Er gab die Bibel einem Volke in die Hand, das kaum wußte, was Lesen sei. Sein Einfluß ist unermeßlich gewesen: soweit die germanische Welt dem arianischen Christentum sich zuwandte — und das that auf anderthalb Jahrhunderte die ganze germanische Welt —, soweit reichte die gotische Bibel, soweit erstreckte sich die geistige Macht des Ulfilas. Sein Werk war aber auch ein Meisterwerk. Es vereinigte eine große Treue des Sinnes mit einer wunderbaren Herrschaft über die gotische Sprache, die doch noch niemals zu ähnlichen Zwecken angewendet worden war. Es gab bis dahin nur die dichterische, gebundene Rede in den uralten Götter- und Heldenliedern; in Prosa hatte noch niemand, außer zum gewöhnlichen Gebrauch des Alltagslebens in Rede und Gegenrede, die gotische, überhaupt die deutsche Sprache, angewendet.

Das Werk des Ulfilas ist uns nicht ganz erhalten, sondern nur der größte Teil des Neuen Testaments, vom Alten nur ganz wenige Stücke. Unter den Handschriften ist bei weitem die umfangreichste und prachtvollste der berühmte „silberne Codex" (so genannt von dem gediegenen Silber des Einbands) auf der Universitätsbibliothek zu Upsala in Schweden. Er ist mit silbernen und goldenen Buchstaben auf purpurgefärbtes Pergament geschrieben. In den Überresten des großen Werkes verehren wir das älteste Schriftdenkmal der Germanen, das auch für die Erforschung unsrer deutschen Sprache unendlich wichtig ist. Um die alte gotische Sprache in ihrem majestätischen Klange unsern Lesern ertönen zu lassen, setzen wir das Gebet des Herrn in der Übersetzung des Ulfilas hierher.

Atta unsar, thu in himinam, weichnai namo
Vater unser, du in Himmeln, geweiht werde Name
thein. Quimai thiudinassus theins. Werthai wilja
dein. Komme Herrschaft dein. Werde Wille

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

theins, swê in himina jach ana erthai. Hlaif unsarana
dein, wie im Himmel auch auf Erden. Brot (Laib) unseres
thana sinteinan gif uns himma daga. Jach aflêt uns,
das tägliche gieb uns diesen Tag. Und erlaß uns,
thatei skulans sijeima, swaswê jach weis aflêtam
daß (wir) Schuldner seien, sowie auch wir erlassen
thaim skulam unsareim. Jach ni bringais uns in
den Schuldnern unsern. Und nicht bringest du uns in
fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin. Untê
Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel. Denn
theina ist thiudangardi, jach machts, jach wulthus in
dein ist Herrscherreich und Macht und Herrlichkeit in
aiwins. Amên.
Ewigkeiten. Amen.

Durch die Auswanderung der Goten des Ulfilas verlor das Westgotenreich zwar zunächst fast alle Christen und in ihnen seine gesittetsten Männer, das Christentum selbst aber blieb auch den Provinzen nördlich der Donau unverloren. Schon um das Jahr 370 waren wieder zahlreiche Christengemeinden entstanden. Der trotzig seinen alten Göttern anhangende Athanarich aber erblickte in ihnen Anhänger Roms und verfolgte sie mit seinem Haß. Sechsundzwanzig Märtyrer fielen als Opfer ihrer Liebe zum Erlöser. Die größten Leiden, ja selbst den Tod erlitten sie freudig. Und während Athanarich gegen alle Christen wütete, fand die neue Lehre einen mächtigen Beschützer in einem andern edlen Westgotenfürsten, dem hochangesehenen Fridigern.

19. Ermanarich und die Hunnen.

Die Oberherrschaft über alle Goten führte damals der sagenberühmte alte König Ermanarich, aus dem erlauchten Geschlechte der Amaler. Er herrschte ursprünglich nur über die Ostgoten oder Greuthungen, die die weiten Ebenen des heutigen Südrußland bewohnten, machte aber auch die Westgoten oder Therwinger von sich abhängig. Er hat etwa von 344 bis 374, also dreißig Jahre lang mit gewaltiger Kraft

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über die Goten und viele kleinere Völker vom Schwarzen Meere bis fast zur Ostsee das Zepter geführt, so daß man ihn mit dem großen Eroberer Alexander von Macedonien verglich. Aber es war ihm beschieden, den Zusammensturz seines Reiches noch im höchsten Greisenalter mit ansehen zu müssen. Und das kam so.

Seit unbekannter Zeit hauste in den Steppen von Hochasien ein wildes mongolisches Reitervolk, die Hunnen. Allmählich rückten sie immer mehr nach Westen, und im Jahre 372 erschienen die unheimlichen Gäste plötzlich an der Eingangspforte von Europa, in den Niederungen zwischen dem Kaspischen See und dem Uralgebirge, an der unteren Wolga. Niemand ahnte damals, wie furchtbar die schrecklichen Gesellen die weit gesitteteren und begabteren Völker unsres Erdteils erschüttern sollten. Ihr Wesen und ihre Lebensart schildert der treffliche römische Geschichtschreiber Ammian folgendermaßen.

„Die Hunnen übertreffen alles an roher Wildheit. Mit eisernen Werkzeugen durchfurchen sie die Backen ihrer neugeborenen Kinder, damit die Barthaare durch die Narben unterdrückt werden. Daher haben sie bis zum Greisenalter ein nacktes, glattes Kinn. Ihr untersetzter Körper und ihr starker Gliederbau giebt ihnen bei einem dicken Halse und bei ihrer gekrümmten Haltung ein ungeheuerliches Ansehn. Man könnte sie für zweibeinige Tiere oder für rohbehauene Holzfiguren, wie man sie öfter auf Brückengeländern sieht, halten. Sie führen, gleichsam Tiere in Menschengestalt, ein viehisches Leben und kennen weder Feuer noch Gewürz bei der Zubereitung der Speisen, sondern leben von Wurzeln, wilden Pflanzen oder von dem halbrohen Fleisch aller beliebigen Tiere, das sie zwischen ihren Schenkeln und dem Rücken der Pferde nur kurze Zeit erwärmen, um es dann zu verzehren. Sie bewohnen keine Gebäude und vermeiden sie vielmehr, weil sie ihnen Grüfte zu sein scheinen; deshalb haben sie auch über ihren Zelten nicht einmal ein Rohrdach. Bedeckte Wohnungen sind ihnen so beengend, daß sie nur bei der zwingendsten Notwendigkeit unter ein Dach treten; sie glauben eben darunter nicht sicher zu sein. Frei durch Berge und Wälder

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu schweifen ist ihre Lust; da ertragen sie, von Jugend auf daran gewöhnt, gern Frost, Hunger und Durst. Sie kleiden sich in leinene Gewänder und werfen darüber einen Pelz aus Fellen von Waldmäusen. Einen Unterschied zwischen Haus- und Staatskleidern kennen sie nicht, sondern sobald sie einmal ihr rohes, unscheinbares Leinengewand angelegt haben, legen sie es nicht wieder ab und wechseln es nicht eher, als bis es durch den täglichen Schmutz und Gebrauch zerfault und ihnen schließlich in Lumpen vom Leibe herunter fällt. Eine unförmliche, platte Lederkappe deckt ihren Kopf. Die behaarten Beine umwickeln sie zum Schutz mit Bocksfellen. Ihre Fußbekleidung ist so ungeschickt gearbeitet und so formlos, daß sie durch dieselbe im freien Gebrauch ihrer Füße gehindert werden. Deshalb sind sie auch zum Fußkampfe nicht geeignet, sondern erscheinen mit ihren häßlichen, aber flinken und ausdauernden Pferden fast zusammengewachsen. Tag und Nacht bleiben sie auf ihren Pferden, kaufen ein und verkaufen, essen und trinken, ja schlafen sogar auf ihnen, indem sie sich mit dem Oberkörper auf ihren Hals beugen. Auch zu ihren Versammlungen und wenn überhaupt etwas Wichtiges zu beraten ist, kommen sie zu Pferde zusammen.

Die strenge und geregelte Leitung eines Königs ist ihnen unbekannt. Sie stürzen sich vielmehr unter der Anführung ihrer Häuptlinge in wildem Durcheinander und in bunten Haufen mit einem schrecklich klingenden Kriegsgeschrei auf alles, was ihnen feindlich gegenüber steht. Fast immer sind sie die Angreifer. Behend, schnell und überraschend im Angriff, zerstreuen sie sich ebenso schnell und ergreifen scheinbar die Flucht, wenn sie Widerstand finden, um mit Ungestüm zurückzukehren, und reiten dann, wenn die List gelingt, unter einem entsetzlichen Blutbade alles nieder. Befestigungen und verschanzte Lager greifen sie nicht an, und bei Plünderung derselben hat man sie nie getroffen; denn um hier Erfolge zu erzielen, sind sie zu roh und ungestüm. Nichts aber gleicht der Gewandtheit, mit der sie aus großer Ferne ihre nur mit spitzen Knochen versehenen und mit großer Geschicklichkeit und Berechnung gearbeiteten Pfeile abschießen. Im Handgemenge kämpfen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie mit großer Verwegenheit; sie führen dabei in der einen Hand ein Schwert, in der andern eine Art Fangleine, mit der sie den Feind, während er damit beschäftigt ist, ihre Schwerthiebe aufzufangen, unversehens umschlingen. Gelingt ihnen das, so ist weder Reiter noch Fußgänger bei so gefesselten Gliedern imstande, weiteren Widerstand zu leisten. Dies alles macht sie zu höchst gefährlichen Kriegern.

Niemand bestellt bei ihnen einen Acker oder rührt einen Pflug an. Denn sie kennen eben keine festen Sitze und wissen nichts von einem Haushalt, einem Gesetze oder einem feststehenden religiösen Gebrauch. Immer im Wechseln und Umherwandern begriffen und Flüchtenden ähnlich, ziehen sie mit ihren Karren, auf denen sie wohnen, umher. Hier spinnen ihre Weiber jene schlechten Kleider für die Männer, hier schließen sie die Ehen, hier ziehen sie ihre Kinder auf, bis sie erwachsen sind.

Kein Hunne kann die Frage nach seinem Geburtsort beantworten; anderswo ist er geboren, anderswo aufgezogen worden. Und so unstät wie ihr Leben ist auch ihre Sinnesart. Unbeständig, treulos, wechselnd wie der Wind, je nachdem sie Vorteil erhoffen, ganz dem Eindruck des Augenblickes hingegeben, folgen sie mit stürmischer Hast der ersten Eingebung, um mit ihrer gewohnten Schnelligkeit das Ziel zu erreichen. Was ehrbar, was unanständig ist, wissen sie ebenso wenig wie die Tiere des Waldes. Zweideutig und falsch, ohne irgend eine religiöse Scheu, fühlen sie sich nicht zum Halten von Verträgen verpflichtet; die Gier nach Gold ist stärker als alle andern Gefühle. Jähzornig und unzuverlässig, sind sie imstande, an demselben Tage, ohne daß sie eigentlich beleidigt oder gereizt sind, von Bundesgenossen abzufallen und, ohne daß jemand sie darum bittet, wieder zu ihnen zurückzukehren. Das ist das Wesen dieses behenden, unbändigen Menschenschlages."

So war das Volk beschaffen, das um das Jahr 372 die Wolga überschritt und zunächst die dort wohnenden Alanen überfiel, welche wahrscheinlich mit ihren germanischen Nachbarn vielfach vermischt, aber keine reinen Germanen waren. Diese

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zwangen sie, sich ihnen anzuschließen und mit ihnen zwei Jahre später das Reich der Ostgoten anzugreifen.

Über die Ostgoten herrschte noch immer der uralte, gewaltige Ermanarich, und immer noch hielt das Ansehen des Völkerfürsten die mannigfaltigen Stämme seines weitausgedehnten Reiches in Gehorsam. Aber als die hunnischen und alanischen Horden in seine Marken brachen, war der mächtige Greis krank. Er siechte an einer Wunde dahin. Ein Fürst hatte ihm die Treue gebrochen. Da ließ er die Gemahlin des Verräters, Swanhild geheißen, ergreifen und von wilden Pferden zerreißen. Aber die grausame That rächten die Brüder der Ermordeten, Sarws und Hamadeo. Der alte König hatte die Gewohnheit, oft in tiefes Nachdenken versunken regungslos dazusitzen. Das benutzten die Brüder und stießen ihm, als er einstmals so dasaß, ein Schwert in die Seite. Die Wunde war nicht tödlich; aber krank und hinfällig schleppte Ermanarich seitdem sein Leben hin. Als dies der damalige oberste Anführer der Hunnen erfuhr, fiel er mit seinen Scharen in das Ostgotenreich ein. Da verzweifelte der ruhmgekrönte Greis, der sich kampfunfähig sah, an einem ehrenvollen Ausgang des Kampfes; und dieser Seelenschmerz brachte ihm den Tod. Nach einer andern Nachricht machte er seinem Leben selbst ein Ende. Er starb, hundertundzehn Jahre alt. Und nach seinem Tode sank sein großes Reich in Trümmer. Die unterworfenen Nebenvölker machten sich frei oder traten auf die Seite der Hunnen. Die Ostgoten erlagen den Hunnen und erkannten ihre Oberherrschaft an, doch so, daß sie eigene Könige behielten.

Das Andenken an den einst so gefürchteten Amaler Ermanarich, an seine Macht, an seinen grausen Zorn, dem Swanhild zum Opfer fiel, an die Rache der Brüder und an den Tod des greisen Königs hat sich in gotischen Volksliedern von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt. Die nordische Sage weiß noch vom König Jörmunrek, von der schönen strahlängigen Swanhild und von ihren Brüdern Sörli und Hamdir zu berichten, und selbst in den deutschen Volkssagen des Mittelalters spukt noch die mächtige Gestalt des „Kaisers

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ermenrich", der hier freilich zu einem feindseligen Oheim Dietrichs von Bern, d. i. Theoderichs des Großen, geworden ist, welcher in Wirklichkeit erst ein Jahrhundert nach Ermanarich lebte.

Hier wollen wir für jetzt die Ostgoten verlassen, um zuvörderst die Schicksale und Thaten ihrer westlichen Brüder, der Therwinger, weiter zu berichten.

20. Die Westgoten im römischen Reiche; Fridigern.

Die räuberischen Einfälle der Hunnen zwangen bald die Westgoten sich ihnen zu entziehen. Jene halbtierischen Wüteriche schonten weder Jungfrauen noch Kinder, und was das Schlimmste war, sie stellten sich zu keiner Schlacht. Wie Diebe brachen sie ins Land, und wenn die Westgoten sie mit den Waffen für ihre Greuelthaten strafen wollten, stoben sie schnell wie der Wind auseinander und waren alsbald verschwunden. Das ganze Volk sehnte sich nach Ruhe und Rettung vor den Abscheulichen. Man glaubte sich erst gerettet, wenn der mächtige, stark befestigte Donaustrom den Feind zurückhalte. Der gewaltige Athanarich jedoch wollte davon nichts wissen; mit seinem Gefolge und zahlreichen auserwählten Mannen zog er in die nördlichen Gebirge von Siebenbürgen, wo dichte Waldungen Schutz gewährten, um von hier aus durch plötzliche Überfälle die Hunnen zu züchtigen. Die größere Hälfte der Westgoten aber, darunter sämtliche Christen, sammelten sich unter der Anführung der Fürsten Fridigern und Alawiv am Ufer der Donau. Es war eine ungeheure Menschenmasse, die wehrhaften Männer allein 200 000. Sie flehten durch Gesandte den Kaiser Valens demütig um Aufnahme ins römische Reich an und gelobten dafür, friedliche Gäste zu sein und Waffenhülfe zu leisten. Valens hielt es für vorteilhaft, dem Staate soviele tüchtige Krieger zu gewinnen; er hoffte sich ein unüberwindliches Heer zu verschaffen. Er übersah daher die Gefahr, die immerhin die Aufnahme einer so gewaltigen Menschenmenge für das

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reich bringen konnte, und gab die Erlaubnis, daß das ganze Westgotenvolk die Donau überschreiten und sich in der Provinz Thracien ansiedele. Doch sollten sie vor dem Betreten des römischen Bodens die Waffen abliefern und einige adelige Jünglinge als Geiseln stellen. Nun setzte eine Menge von Schiffen, Nachen und hohlen Baumstämmen ohne Unterbrechung viele Tage und Nächte hindurch die Goten über den Strom. Die Beamten, welche die Zahl der Übergesetzten aufschreiben sollten, gaben diese Arbeit bald auf, da sie sie nicht ausführen konnten. Mit der Ablieferung der Waffen wurde es auch nicht genau genommen. Viele bestachen die habgierigen Römer, die ihnen die Waffen abnehmen sollten, und behielten also ihre Wehr. Das fruchtbare, aber wenig angebaute Thracien wurde von der neu eingewanderten Volksmasse angefüllt.

Der Kaiser befahl, seinen neuen „Bundesgenossen" Lebensmittel zu mäßigen Preisen zu reichen, und es wäre vielleicht alles so gut abgelaufen, wie Valens hoffte, hätten nicht die kaiserlichen Beamten, die Statthalter Lupicinus und Maximus, ebenso schändlich als thöricht, diese Gelegenheit benutzen wollen, um sich auf Kosten der Goten zu bereichern. Diese beiden Männer trifft die Schuld an dem furchtbaren Unglück, das bald über das oströmische Reich hereinbrach.

Lupicinus und Maximus ließen den Goten nicht nur schlechtes Fleisch von Schafen und Rindern verkaufen, sondern bald auch verreckte Hunde und Katzen, und diese elende Nahrung erhielten die Goten um so hohe Preise, daß sie, als ihnen ihre geringen Kostbarkeiten, ja auch die Sklaven ausgingen, nur um nicht Hungers zu sterben, ihre Söhne und Töchter hergeben mußten, die die habgierigen Kaufleute als Zahlung forderten und an die sittenlosen Herren in den römischen Städten verhandelten. Kein Wunder, daß unter so traurigen Umständen die beklagenswerten Goten, die sich, rings von Überfluß umgeben, dem äußersten Elend preisgegeben sahen, anfingen zu murren und Drohungen laut werden zu lassen. Die Statthalter merkten bald die gärende Unzufriedenheit; es wurde ihnen vor der Menge doch bange,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und sie beschlossen daher, die Fremdlinge in verschiedene Gegenden zu verteilen, um sie bei einem Aufstande schneller einzeln unterdrücken zu können. Um dies geräuschlos auszuführen, bot Lupicinus Soldaten auf, die er aus den Uferbollwerken an der Donau ziehen mußte. Das machten sich viele Ostgoten zu nutze, die auf der Flucht vor den Hunnen waren und schon seit einiger Zeit jenseit der Donau standen, ohne für ihre Bitte um Aufnahme in das römische Reich Gehör zu finden, da den Kaiser schon seine Gastfreiheit gegen die Scharen Alawivs und Fridigerns reuen mochte. Jetzt, als diese Ostgoten die Donaubefestigungen von Besatzungen entblößt sahen, fügten sie rasch eine große Anzahl kunstloser Flöße zusammen und fuhren herüber in die römische Provinz, wo sie sich festsetzten.

Die Goten in Thracien hatten schon längst eingesehen, daß die Freundschaft der Römer eine zweifelhafte Wohlthat war; sie sahen sich wie eine Herde Schafe zur Schur geführt. Und dennoch mäßigten sich diese starken Helden; noch Schlimmeres mußte geschehen, bis die treuherzigen Deutschen zum äußersten gereizt das Schwert aus der Scheide rissen und sich fürchterlich rächten. Die Statthalter selbst gaben dazu den Anlaß, da sie sich nicht anders mehr zu helfen wußten, als indem sie das verratene Volk seiner Führer beraubten. Zu diesem Zwecke ohne Zweifel luden sie einst die Fürsten Fridigern und Alawiv nebst andern Vornehmen zu einem glänzenden Gastmahl nach der Stadt Marcianopel ein. Mit großem Gefolge ritten die Edlen hin, mußten es aber vor den Thoren der Stadt lassen und nur von einer geringen Anzahl begleitet zu dem Palaste des Lupicinus ziehen. Als man nun hier beim Mahle saß, entstand draußen vor der Stadt ein Streit zwischen dem fürstlichen Gefolge und den römischen Kriegern. Die Goten wußten, daß hinter den Thoren ein mit Lebensmitteln reichlich versehener Markt lag, und sahen sich mit Unwillen ausgeschlossen; denn nicht einmal Einkäufe durften sie machen. Wie Feinde oder Verbrecher wurden sie bewacht; ihre Bitten, sie einzulassen, sie seien ja Unterthanen und Bundesgenossen des Kaisers, wurden mit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hohn zurückgewiesen. Die boshaften Bemerkungen der Römer reizten den Ingrimm der Goten, es kam zu heftigen Scheltreden. Schließlich konnten die Beleidigten sich nicht länger bändigen; die Schwerter wurden aus der Scheide gerissen, es entstand ein Handgemenge, mehrere Römer wurden erschlagen. Ein geheimer Bote brachte dem Lupicinus während der Tafel die Nachricht hiervon. Der Wein hatte bereits die Sinne des Schwelgers umnebelt; er hielt es nun an der Zeit, seinen ruchlosen Plan auszuführen, und erteilte deshalb heimlich den Befehl, den kleinen Teil des Gefolges, dem man den Eintritt in die Stadt gewährt und der, von den Fürsten getrennt, in einem andern Teil des Palastes geschmaust hatte, niederzumetzeln. Es geschah; die Wehrlosen wurden zusammengehauen.

Inzwischen hatte Lupicinus den Fürsten nicht verhehlen können, daß ein blutiger Zusammenstoß zwischen seinen Kriegern und ihren Mannen vor dem Stadtthore erfolgt sei; in den Augen des tückischen Mannes mochte Fridigern den Mordplan lesen. Das Todesgeschrei des treuen Gefolges mag an sein Ohr geschlagen sein. Kurz, er fühlte, daß er verraten sei und nur ein kühner Entschluß ihn retten könne. Da sprang er von der Tafel auf, indem er schrie, nur er könne den Aufruhr stillen, den andern Fürsten zurief, ihm zu folgen, und das blanke Schwert in der Hand aus dem Palast stürzte. Durch die erstaunten Römer hindurch liefen die Deutschen zu ihren Rossen, und ehe jene sich besannen, was geschah, sprengten sie durch die Straßen dem Thore zu, erreichten es glücklich und wurden von ihren Getreuen mit lautem Jubel empfangen. Bald waren die Germanen den Augen der Römer entschwunden.

Das Gefühl der Freude darüber, daß die Fürsten gerettet waren, machte dem der Wut und des grimmigsten Schmerzes Platz, als man die Niedermetzelung der treuen Gefolgsleute im kaiserlichen Palast erfuhr. Der schändlichste Bruch des Gastrechts, das auch dem wildesten Barbaren heilig ist, war von den Römern verübt worden. Gegen ein so treuloses Volk glaubten die Goten sich aller Verbindlichkeit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entledigt. Sie trugen die Kunde der greulichen That in alle Gaue, und überall ertönte der dumpfe Klang der Stierhörner, die den Aufruhr verkündeten, die zum Rachekampf riefen. Hastig hatte der erschrockene Lupicinus ein Heer zusammen gerafft, mit dem er, unbesonnen genug, aus dem festen Marcianopel herausrückte. Bald stieß er auf die Goten, machte halt und ordnete die Seinen. Jetzt stürmten die Goten, zum „Eberkopf" geordnet, ingrimmig gegen die Front der Römer an, und schon der erste Anprall entschied den Kampf. Die Römer vermochten der ungeheuren Wucht des Stoßes nicht stand zu halten. Im blutigen Gewühl verloren sie sämtliche Feldzeichen; fast alle Kriegsobersten und der größte Teil des Heeres kamen um. Lupicinus aber floh, während die andern sich noch wehrten, in gestrecktem Laufe der Stadt zu und rettete so sein schmachbedecktes Leben.

Einen glänzenden Sieg hatten die Goten erfochten. Den Gefallenen wurden die Rüstungen und Waffen genommen, die den Siegern hochwillkommen waren. Die Hungersnot hörte auf, denn man nahm jetzt einfach das, was den gerechtesten Bitten solange schnöde verweigert worden war. Die Römer flüchteten sich überall hinter die Mauern ihrer Städte, denn die Goten, deren lange zurückgehaltener Grimm jetzt keine Grenzen kannte, verschonten keinen, der einen römischen Namen führte. Wie schnell hatte sich das Blatt gewendet! Die armen Hülfeflehenden, die mit Hohn Abgewiesenen, denen man ihre eignen Kinder in schmählicher Ausnutzung ihrer Not abgeschachert hatte, die waren jetzt die Herren des offenen Landes bis zur Donau. Nach kurzer Zeit rückten die Goten gegen die Stadt Adrianopel und suchten sie durch Sturm zu nehmen. Aber trotz eines Mutes, über den selbst die Römer erstaunten, vermochten sie gegen die starken Befestigungswerke und die großen Schleudermaschinen der Belagerten nichts auszurichten. Mit tiefem Verdruß erfüllte es diese Tapfern, wenn hier und dort ihre Genossen sanken, von heimtückischen Schützen, die sicher hinter den Mauern saßen, getroffen, ohne daß sie die wackern Kampfbrüder rächen konnten. Da sah Fridigern ein, wie zwecklos und entmutigend es sei, länger

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vor der Stadt zu liegen, und zog deshalb ab mit den Worten: „Wir wollen nicht mit Mauern kämpfen, sondern mit Menschen.“ Man wird weder ihm noch seinen Getreuen aus diesem Abzug einen Vorwurf machen, wenn man bedenkt, daß die römischen Festungsmauern an die dreißig Fuß hoch waren und durch die stärksten Wurfmaschinen verteidigt wurden.

Fridigerns Scharen zerstreuten sich nun plündernd über die offenen Gefilde von Thracien, da die Fürsten glaubten, der Kaiser werde aus Erbarmen mit seinem eignen Lande einen billigen Frieden mit ihnen suchen. Ihre Zahl nahm von Tag zu Tag zu; denn aus allen Teilen der angrenzenden Provinzen strömten Goten und Männer von andrer Herkunft, ja selbst arme Römer herbei, die unter der Mißhandlung der Reichen und dem Druck der Steuern geseufzt hatten. Sie wurden freudig aufgenommen, da sie am besten vermochten, den Goten die verborgenen Schlupfwinkel, Gruben und Kellerräume zu zeigen, in denen die Römer ihre Kostbarkeiten und Lebensmittel aufgespeichert hatten. Brand und Mord wütete in ganz Thracien, und an der Donau plünderten gleichzeitig ostgotische und hunnische Heerhaufen das unglückliche Land. Dahin hatte die verruchte Habsucht römischer Beamten das römische Reich gebracht.

21. Die Schlacht bei Adrianopel und weitere Kämpfe.

Wie erschrak Kaiser Valens, als er von diesen Ereignissen hörte! Rasch schloß er Frieden mit den Persern, die in Kleinasien einzufallen drohten, und schickte die Legionen nach Europa herüber. Die Goten schlugen sich inzwischen mit verschiedenen römischen Heeren herum, immer ehrenvoll, aber ohne großen Erfolg. Beide Teile erlitten schwere Verluste. Endlich, im Sommer des folgenden Jahres 378, kam Valens an der Spitze seiner Legionen von Konstantinopel her auf der Straße nach Adrianopel gezogen. Er wollte beweisen, daß er seinem Neffen Gratian, seinem viel bewunderten Mitregenten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Westen des Reiches, an Feldherrntüchtigkeit nicht nachstehe, und womöglich die Goten bezwingen, ehe Gratian ihm zu Hülfe käme. Ebenso eifrig wünschte Fridigern eine Schlacht zu liefern, bevor Verstärkung für die Feinde einträfe.

Am 9. August brach das kaiserliche Heer mit Sonnenaufgang auf, die Goten aufzusuchen. Das Gepäck ließ man dicht bei Adrianopel zurück. Anderthalb Meilen mußten die schwergewappneten Krieger auf schlechtem Wege im Schnellschritt marschieren, und dabei stieg die Sonne immer höher und schien heiß herab. Es war um Mittag, als sie die kreisförmige Wagenburg des gotischen Heeres erblickten. Unter dröhnendem Kriegsgesang ordneten sich die Goten. Die römischen Feldherrn stellten ihre Reihen so auf, daß die Reiter das Vordertreffen bildeten und dahinter erst das Fußvolk stand. Da, als die Römer das Signal zum Beginn des Kampfes jeden Augenblick erwarteten, schritt aus dem gotischen Heerhaufen eine Gesandtschaft hervor, die um Frieden bat. Dem Kaiser erschienen aber die Gesandten nicht vornehm genug, er verlangte, daß die edelsten Fürsten selbst kämen als Bürgschaft, daß das Anerbieten ernsthaft gemeint sei. Die Gesandten kehrten um. Es verging wieder eine Zeit. Mittlerweile standen die ermüdeten Legionen im Sonnenbrande hungrig und mit trocknen Kehlen da. Der schlaue Fridigern verzögerte nämlich nur darum den Anfang des Kampfes, weil er erst die Ankunft einer ostgotischen Reiterschar, die ihm Hülfe zugesagt hatte, abwarten wollte. Daher entsandte er noch einmal einen Boten, mit der Bitte, der Kaiser möchte etliche vornehme Männer ins Gotenlager schicken, die er seinem Volke gegenüber für Geiseln ausgeben könnte; die Bürgschaft dafür, daß sie unversehrt blieben, nehme er auf sich; anders könne er den Wunsch des Kaisers nicht erfüllen. Jetzt siegte bei dem wankelmütigen Valens die Bedenklichkeit über die Entschlossenheit. Er zeigte sich bereit, wenigstens einen seiner Großen hinübergehen zu lassen, und der kühne Richomer, ein Franke von Geburt, erbot sich dazu freiwillig. Während er aber auf das gotische Lager zuschritt, änderte sich plötzlich die Sachlage durchaus. Die beiden Führer der römischen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vorhut hatten sich thöricht genug in ein Handgemenge mit den gegenüberstehenden Feinden eingelassen und mußten sich mit blutigen Köpfen zurückziehen, ein übles Vorzeichen für den Erfolg der Schlacht. Das Getümmel hinderte Richomer weiter vorzuschreiten; und in demselben Augenblicke sausten auch die ostgotischen Reiter aus den Bergschluchten schnell wie der Blitz herbei. Fridigern hatte seinen Zweck erreicht, die Römer hatten durch nutzlose Verhandlungen die beste Zeit verloren.

Von allen Seiten begann nun die Schlacht. Vor dem furchtbaren Anstürmen der Goten wichen gleich anfangs die Römer zurück. Aber die ermutigenden Zurufe der Feldherren brachten sie wieder zum Stehen, und das Schlachtgewühl schwoll wie eine Feuersbrunst an. Wütend stießen die feindlichen Reihen aufeinander. Der linke Flügel der römischen Reiter drang fast bis zur Wagenburg vor, aber er blieb ohne Unterstützung und wurde deshalb von den allenthalben einstürmenden Goten erdrückt. Das Fußvolk stand nun ohne Deckung da, und so eng waren die Scharen zusammengedrängt, daß die Soldaten kaum das Schwert ziehen und die Hände rühren konnten. Der Himmel war von Staubwolken verhüllt, betäubendes Geschrei erfüllte die Luft. Überall brachten die Geschosse Verderben, weil keiner sie kommen sah und sich decken konnte. Flucht war in der fürchterlichen Enge unmöglich. Die Felder füllten sich mit Leichenhaufen. Die Seufzer der Sterbenden klangen schrecklich an die Ohren der Gesunden. Schwarzes, geronnenes Blut bedeckte den Boden weithin, und der Fuß der Streiter glitt auf dem schlüpfrigen Schlamm aus.

Die Sonne neigte sich zum Untergang. Mit neuer Wut stürmten die Goten heran, da war es mit der Widerstandskraft der unglücklichen Römer zu Ende. Wem seine Glieder noch gehorchten, der wandte sich zur Flucht. Es waren nur elende Trümmer des Heeres, die flohen. Die ganze Armee war nicht nur geschlagen, sie war vernichtet. „Seit dem Unglückstage von Cannä," ruft der Geschichtschreiber Ammian aus, „hat unser Staat keine größere Niederlage erlitten." Kaiser Valens, der tapfer mitgefochten hatte, wurde in der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

allgemeinen Flucht mit fortgerissen; in der grenzenlosen Verwirrung, im Dunkel der mondlosen Nacht ist der bedauernswerte Herrscher umgekommen. Sein Leichnam wurde nirgends gefunden, denn keiner wagte an den folgenden Tagen das Schlachtfeld zu betreten, auf dem noch einzelne Gotenschwärme die Gefallenen ausplünderten. Einige gemeine Soldaten, die den Kaiser auf der Flucht unter sich erblickten, behaupteten, er sei, von einem Pfeil getroffen, zusammengebrochen. Andre berichteten später, er sei nicht sogleich gestorben, sondern verwundet in eine Hütte in der Nähe des Schlachtfeldes geschafft und von einigen Getreuen notdürftig verbunden worden. Feinde, die nicht wußten, wer in der Hütte war, seien herangekommen, hätten aber die verrammelte Thür nicht erbrechen können, da hätten sie, um nicht lange Zeit zu verlieren, Stroh und Holz zusammengetragen und es angesteckt, und so sei die Hütte mit dem Kaiser und allen andern, die darin waren, verbrannt. Nur einer sei aus dem Fenster gesprungen und habe sich den Goten ergeben; später soll er glücklich entflohen sein und das Ende des Kaisers erzählt haben. Der Kaiser, der so elend ums Leben kam, war fünfzig Jahre alt geworden und hatte vierzehn Jahre das schwere Amt des Herrschers geübt. Er war kein großer Mann, aber daß er im ganzen ein wackrer Fürst, voll redlichen Bemühens das Rechte zu thun, gewesen, kann ihm niemand abstreiten.

Bei Anbruch des folgenden Tages gingen die Sieger in dichten Haufen auf Adrianopel los. Sie wußten, daß die höchsten Beamten, die kaiserlichen Insignien und der Staatsschatz dort geborgen waren; deshalb suchten sie die Stadt um jeden Preis zu nehmen, schlossen sie noch im Lauf des Vormittags ein und begannen trotz dem Widerspruch des verständigen Fridigern sie von allen Seiten zu stürmen. Als ob sie in die Schlacht eilten, so liefen die tollköpfigen, siegestrunkenen Helden gegen die steinernen Mauern, ohne Deckung, ohne Belagerungsmaschinen, während die Belagerten aus sicherm Versteck ihre todbringenden Geschosse auf sie niedersandten. Ein großer Haufe flüchtiger Soldaten und Troßknechte hatte nicht mehr in die Stadt hineinkommen können

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und leistete nun, in den Gärten und Villen vor der Mauer, den heftigsten Widerstand. Mutig hielten sie sich so bis in den Nachmittag hinein. Da plötzlich gingen 300 von ihnen in geschlossener Masse zu den Goten über, wurden aber sofort von diesen umzingelt und — wahrscheinlich aus Mißverstand — sämtlich niedergehauen. Die übrigen hatten nun einen verzweifelten Stand, und sie wären gewiß alle verloren gewesen, wenn nicht auf einmal schwarzes Gewölk am Himmel aufgezogen und ein schweres Gewitter ausgebrochen wäre. Unter zuckenden Blitzen und krachendem Donner zu kämpfen erschien den Germanen, obwohl sie zur Hälfte Christen waren, nach dem heiligen Glauben der Väter eine Sünde wider die Gottheit; denn wenn die Himmlischen sprachen, geziemte dem Erdensohne in ehrerbietiger Stille zu verharren. Deshalb zogen sich die Belagerer nach ihrer Wagenburg zurück. Von hier entsandten sie einen Boten mit einem Schreiben in die Stadt, in welchem sie die Römer zur Übergabe aufforderten. Der Gesandte wurde aber abgewiesen, und man benutzte die Zeit dazu, die Thore von innen mit großen Steinblöcken zu verrammeln, die schadhaften Stellen der Mauern auszubessern, die Schleudermaschinen an den gefährdetsten Punkten aufzufahren und Gefäße mit Wasser in hinlänglicher Menge auf den Wällen aufzustellen, um die Krieger zu erfrischen, die bei dem letzten Kampfe von grimmigem Durst gequält worden waren.

Die Goten erkannten allmählich die Schwierigkeit ihres Unterfangens; immer wieder mußten sie sehen, wie die Tapfersten unter ihnen von schweren Wurfgeschossen zerschmettert dahinsanken und wie ihre Reihen sich nach und nach lichteten. Da beschlossen sie das Dunkel der Nacht als Schirm zu benutzen. Nach Mitternacht stürmten sie, von ihren Fürsten geführt, mit einer Todesverachtung, die an Wahnsinn grenzte, die verrammelten Thore. Freilich konnten jetzt in der Finsternis die Belagerten ihre Geschosse nur aufs Geratewohl entsenden; aber bei solch dichter Masse mußten sie trotzdem treffen. Da kamen einige der Wagehälse auf den Gedanken, den Verteidigern ihre Geschosse wieder zurückzuschleudern. Mit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Händen faßten und mit den gewaltigen Armen schwangen diese Riesen die schweren Mauerpfeile über die Thore zurück, Geschosse, die von der hohen Mauer herab Maschinen, von mehreren Männern bedient, oder doch mehrere Männer mit vereinten Kräften, auf sie niedergeschmettert hatten. Die Römer trauten ihren Sinnen nicht, als sie das tolle Beginnen merkten. Da draußen schienen keine Menschen, sondern Giganten zu lärmen. Doch wußten die Schlauen bald Rat; sie feilten den Verband an zwischen der furchtbaren eisernen Spitze und dem hölzernen Schaft des Geschosses; wenn nun dieses abgeschleudert war und draußen aufschlug, zersprang der Verband, und die Spitze fiel ab; diejenigen dagegen, welche ihr Ziel — den Körper des Feindes — trafen, wirkten darum nicht minder verderblich. Trotz aller Verluste stürmten die Goten indes immer von neuem gegen die Thore und Mauern. Aber alles war vergebens, und als sie sich spät in der Nacht niedergeschlagen und traurig in ihre Wagenburg zurückzogen, machten sie sich untereinander bittere Vorwürfe, daß sie nicht dem klugen Rate Fridigerns gehorcht, sondern von ihm die Belagerung und Bestürmung der Stadt eigensinnig verlangt hatten.

Den Rest der kurzen Sommernacht hindurch hatten sie genug damit zu thun, an den Wunden ihre Heilkünste zu üben. Bei Tagesanbruch aber beschlossen sie, nach langem Beraten und heftigem Hin- und Herreden, weiter zu ziehen, das offne Land zu verheeren und dadurch die Feinde zu einem günstigen Frieden zu nötigen. So rückten sie langsam vorwärts nach Südost, unterwegs alles verwüstend und niederbrennend. Da ihnen nirgends eine bewaffnete Macht entgegentrat, wandten sie sich bald nach Konstantinopel, fanden aber diese Stadt mit tüchtigen Verteidigern besetzt. Eine Reiterschar von Saracenen, einem ganz wilden asiatischen Volksstamm aus Arabien, war frisch angekommen und stürzte sich sogleich in den Kampf, als eben die Goten zum ersten Mal vor der Stadt erschienen. Ein hartnäckiger Streit entspann sich, der lange ohne Entscheidung blieb, bis ein unerhörter Zwischenfall die Goten entmutigte. Einer der Saracenen, mit großem Haarschopf, nackt bis auf einen Schurz um

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Lenden, stürzte mit heiserem Kampfgeschrei und mit geschwungenem Dolch mitten unter die Germanen, tötete einen von ihnen, schlug ihm den Kopf ab und sog, zurücksprengend, mit tierischem Behagen das warme Blut aus dem Hals des Enthaupteten. Dieser scheußliche Anblick entsetzte die Goten so, daß sie sich damit begnügten, die herrlichen Vorstädte von Konstantinopel, die außerhalb der Stadtmauer lagen, auszuplündern. Dann wälzten sich ihre Scharen über die volkreichen Landschaften der Halbinsel nach dem adriatischen Meere bis an den Fuß der julischen Alpen.

22. Die Westgoten und Theodosius der Große.

Es schien, als sollte das römische Reich zuerst in seinen östlichen Teilen unter den Stößen der Germanenvölker zusammenbrechen; aber das Schicksal hatte es anders bestimmt. Noch über ein Jahrtausend haben in Konstantinopel „römische Kaiser" residiert, während das damals wenig gefährdete Rom schon nach einem Jahrhundert die alte Kaiserkrone einem deutschen Fürsten zu Füßen legte. Daß das östliche Reich damals dem Zusammenbruch entging, das hatte es einer rettenden Handlung des westlichen Kaisers Gratian zu danken. Dieser fühlte sich zu schwach, die Zügel des wankenden Reichs allein zu führen, zumal seine Gegenwart in Gallien wegen der immer wiederholten Einfälle der Deutschen nötig schien; da wählte er zum Mitkaiser einen Mann, dem er durch ein ungerechtes Urteil drei Jahre zuvor den Vater entrissen hatte, den Theodosius, den die dankbare römische Welt nachmals „den Großen" genannt hat. Er hat Gratians Vertrauen glänzend gerechtfertigt und alle auf ihn gesetzten Erwartungen erfüllt. Als er die Ernennung zum Kaiser des östlichen Römerreichs erhielt, war er erst einunddreißig Jahre alt.

Des Theodosius erste Sorge war es, die Goten unschädlich, ja womöglich dem Reiche nützlich zu machen. Mit straffer Manneszucht und glänzenden Versprechungen dämpfte er den Geist der Unordnung, der im römischen Heere ein-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gerissen war. Nur in kleinen Gefechten, wo er sicher den Sieg zu erringen hoffte, stärkte er das Selbstvertrauen der Entmutigten. Er that den Verheerungen der Goten Einhalt, legte in die Städte starke Besatzungen, die durch häufige Ausfälle die Goten schädigten, und raubte so den siegestrunkenen Germanen allmählich ein gutes Teil ihres Selbstvertrauens. Zwar drangen sie unter ihrem Führer Fridigern bis nach Griechenland. Doch großer Siege konnten sie sich nicht mehr rühmen, weil die Römer entscheidende Kämpfe vermieden. Den Geist der Eintracht, der bis jetzt die verschiedenen Stämme zusammengehalten und der allein den tapfern und klugen Fridigern auf der Höhe seiner Macht erhalten hatte — denn eine amtliche oder gar königliche Gewalt von Rechts wegen besaß er nicht —, diesen Geist der Einigkeit, dem die Goten vor allem ihre glänzenden Erfolge verdankten, wußte Theodosius mit Schlauheit zu lähmen. Der gewaltige Gotenführer starb gegen das Ende des Jahres 380, und da kein hervorragender Mann an Fridigerns Stelle trat, so handelte von nun an jeder Fürst nach eigenem Gutdünken.

Es wäre vielleicht um die Einigkeit der Westgoten gethan gewesen, wenn nicht gerade jetzt der greise Athanarich, der früher mit Valens gekriegt hatte und vor dem Hunnensturm in die Berge von Siebenbürgen gewichen war, aus seiner Verborgenheit hervorgekommen wäre. Fridigerns Tod mochte den hochbetagten Fürsten dazu veranlassen, noch einmal die Führerschaft über das ganze Volk der Westgoten zu suchen. Und sein Ruhm war unvergessen bei den Goten wie bei den Römern. Als nun der alte „Richter der Therwinger" seine Berge verließ und sich dem verwaisten Volke zeigte, da jauchzte ihm fast alles zu. Die meisten Stämme vereinigten sich unter ihm und hoben ihn als ihren König auf den Schild. Der greise Held nahm die Wahl an; aber zu neuen Siegen wollte er die Seinen nicht mehr führen. Das Alter hatte das ungestüme Germanenblut abgekühlt; mit wahrer Weisheit erkannte er, daß der höchste Ruhm eines Herrschers ist, seinem Volk einen segensreichen Frieden zu verschaffen. Darum verletzte er am Ende seiner Tage einen alten Eid, den er einst

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschworen und zeitlebens gehalten hatte: niemals über die Donau zu gehen, und bot dem Kaiser freundschaftliche Annäherung an. Nichts konnte diesem erwünschter sein. Er zeigte die größte Zuvorkommenheit und lud ihn höflich ein, nach Konstantinopel zu kommen, um daselbst über das Wohl beider Völker zu verhandeln und alle Streitigkeiten beizulegen. Athanarich nahm die Einladung an. Einige Meilen vor der Stadt kam ihm Theodosius mit großem Gefolge entgegen und empfing ihn auf das Ehrenvollste, er der „Herr des Erdkreises den fellbekleideten Barbaren." Nebeneinander ritten die beiden Gewalthaber in glänzendem Zuge in die von Menschen wimmelnde Stadt ein. Sahen die Römer mit Neugier und Staunen auf den breitschultrigen, hochgewachsenen Alten mit langem Bart und Haupthaar, so betrachtete wiederum der Gote mit Bewunderung die Pracht der Kaiserstadt. „Nun sehe ich also wirklich," rief er aus, „die ganze Herrlichkeit dieser Stadt, von der ich so viel erzählen hörte, ohne es glauben zu wollen!" Die stattlichen, reichgezierten Häuser, die schöne Umgebung mit den lachenden Gärten und Villen, der Hafen mit seinen unzähligen Schiffen, das Gewoge der zahllosen Menschenmenge aus allen Teilen des Reichs und die in Reih und Glied aufgestellten Legionen erfüllten ihn mit der größten Bewunderung, so daß er, hingerissen von all den niegesehenen Herrlichkeiten ausrief: „Wahrlich, der Kaiser ist ein Gott auf Erden, und wer gegen ihn die Hand aufhebt, verwirkt durch eigne Schuld sein Leben."

Nur sehr kurze Zeit sollte der alte König der Westgoten sich der Freundschaft des Kaisers und der hohen Ehrenerweisungen erfreuen. Fünfzehn Tage schon nach seinem Einzug in Konstantinopel erlag er (am 25. Januar 381) einer Krankheit. Seine Goten hatten mit Staunen gesehen, wie der Kaiser ihrem Fürsten bei seinem Einzug eine Bildsäule errichten ließ, wie er ihn ganz als einen Ebenbürtigen behandelte und mit Freundschaftsbeweisen überhäufte; sie staunten nicht weniger, als sie jetzt sahen, wie ihr König noch im Tode von den Römern geehrt wurde. Die Pracht des Leichenbegängnisses war beispiellos, und der Kaiser schritt selbst im

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zuge vor der Bahre einher. Er that dies alles, um die Herzen der biedern Goten auf seine Seite zu ziehen. Sicherlich that es dem Stolz dieser Helden wohl, daß der Herrscher der gebildeten Welt ihren König so ganz als seinesgleichen betrachtete und so offen zeigte, welchen hohen Wert er auf die Freundschaft des Gotenvolkes legte. Die meisten aus Athanarichs Gefolge traten nach dem Ableben ihres „Alten" in den Dienst des Kaisers, der ihren toten Herrn so schön geehrt hatte; sie wurden nun des Römers „Trost und Heergesind". Zahlreiche Mannen traten in das kaiserliche Heer, dessen Hauptstärke sie nun bildeten. Die Westgoten wählten vor der Hand keinen neuen König, sondern lebten eine Zeitlang unter gleichberechtigten Fürsten. In Thracien siedelten sie sich als „Verbündete" des Kaisers an, erhielten von diesem beträchtliche Jahrgelder und leisteten ihm dafür Heeresfolge. Das von Athanarich abgeschlossene Bündnis ward feierlich erneuert. „Der Kaiser hat uns lieb!" das war die innige Überzeugung dieses treuherzigen Volkes, und deshalb hatte es ihn auch lieb, so lange er lebte, und selbst Edelinge aus hocherlauchtem Geschlecht, wie Alarich der Balte, hielten es für keine Erniedrigung, in seine Dienste zu treten. Wie dem rechtlichen, so auch dem religiösen Leben der Goten gegenüber beobachtete er eine kluge Duldsamkeit. Hatte er — der katholische Christ — doch den alten Athanarich, der mit unerschütterlicher Treue dem Wodansglauben seiner Väter anhing, als seinen verehrten Freund begrüßt; und so berief er auch fast gleichzeitig den ehrwürdigen Ulfilas mit vielen anderen arianischen Bischöfen zu jener allgemeinen Kirchenversammlung zu Konstantinopel, bei der der große Schöpfer der Gotenbibel sein Glaubensbekenntnis niederlegte.

23. Alarich, der König der Westgoten, und Stilicho.

Kaum war Theodosius, der Freund der Goten, (395) gestorben, als das Band zwischen Römern und Westgoten wieder zerriß. Der Kaiser hatte auf seinem Sterbebette das Reich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unter seine beiden jungen Söhne Arcadius und Honorius geteilt; jener sollte den Osten, dieser den Westen beherrschen. Aber nicht die beiden neuen Kaiser waren es, die nun die Geschicke der Völker lenkten; sondern zwei viel mächtigere Gestalten traten in den Vordergrund der unruhigen Zeit, auf römischer Seite der Wandale Stilicho, der höchste Beamte des weströmischen Reiches, auf germanischer der Westgotenkönig Alarich.

Schon seit Jahrhunderten bestanden die römischen Heere zu ihren besten Teilen aus Deutschen; und damals waren nicht nur die tapfersten Krieger, sondern auch viele der tüchtigsten Feldherren Männer germanischer Herkunft. Ja selbst hohe Staatsämter wurden oft von Deutschen bekleidet, die sich thatkräftiger und, was die Hauptsache war, zuverlässiger als die erschlafften und verdorbenen Römer zeigten. Sie ehrten die Kaiser, nach heimischer Sitte, als ihre Gefolgsherren, denen sie mit unverbrüchlicher Treue ergeben waren. Natürlich erfuhren auch sie den Einfluß Roms, sie oder mindestens ihre Kinder wurden römisch und christlich erzogen und nahmen römische Sprache und Sitten an. So war auch Stilicho, von väterlicher Seite dem Wandalenvolke entsprossen, in römischer Umgebung aufgewachsen und der feinen römischen Bildung teilhaft. Und dennoch hat er das germanische Wesen nie verleugnet; die Grundzüge seines Charakters waren deutsch, insbesondre die bewundernswürdige Treue, die er seinem Herrn, dem unwürdigen Kaiser Honorius, bewiesen hat. Er war ein Liebling des Theodosius gewesen, der dem edlen, schönen und klugen Manne im Heer und Staat die höchsten Ämter vertraute und ihm sogar seine Tochter Serena zur Gemahlin gab. Der sterbende Kaiser hatte ihm den Oberbefehl über alle Heere des Reiches und den Schutz über seine beiden Söhne, insbesondre die Beratung des Honorius, übergeben, und er hätte dazu keinen Würdigern wählen können. Das westliche Reich hat Stilicho dreizehn Jahre hindurch regiert und zu seiner Rettung das Menschenmögliche gethan; und wenn er auch seine Kraft gerade gegen seine eignen Stammesgenossen, die Germanen, wenden mußte,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so kann dies doch die Teilnahme nicht schwächen, die er als ein echter, treuer Germane verdient.

Sein erster Nebenbuhler war der Gallier Rufinus, den Theodosius vor seinem letzten Kriegszuge zum Hüter des Ostreiches bestellt hatte. Er war ein leidenschaftlicher, ehrgeiziger Mann und voll Neid gegen seinen jüngern Genossen. Zwar hatte Stilicho freiwillig die Kriegsmacht und den Schatz des Reiches mit ihm geteilt und ihm die Leitung des Arcadius überlassen, die Oberaufsicht über den ganzen Staat dagegen nie beansprucht; trotzdem fürchtete Rufin, daß dies geschehen könne, und suchte deshalb Stilicho zu beseitigen.

Die Freigebigkeit und das Wohlwollen des Theodosius hatte seine Verbündeten, die Westgoten, in Frieden erhalten. Jetzt wo sie der Geiz des Rufin und die Untüchtigkeit des Arcadius und das Mißtrauen beider reizte, wurden sie des römischen Kriegsdienstes müde und wollten wieder ein freies Volk sein. Sobald sich daher ein Mann fand, der die Menge durch sein Ansehn und seinen Rat zu leiten vermochte, brach die Bewegung unaufhaltsam los. Dieser Mann war Alarich, ein herrlicher Held, aus dem erlauchten Geschlechte der Balten d. h. der Kühnen, in Jugendschönheit prangend und mit hohem Geist begabt, rasch an That und klug im Rat, kurz ein Mann so recht nach deutschem Herzen. Durch tapfre Waffenhülfe hatte er sich den Dank und die Anerkennung des Theodosius erworben. Jetzt sah er sich auf einmal mit Geringschätzung behandelt. Da warf er den römischen Soldatenmantel ab und fragte sein Gefolge, ob es noch länger sein Blut für die schwachen, hochmütigen Römer vergießen wolle. Und nicht nur das Gefolge, sondern das ganze Volk, das nach Freiheit dürstete, jauchzte dem kühnen Edeling zu und hoben ihn auf den Schild als König der Westgoten. In großer Versammlung der Fürsten und Freien war er gewählt und dem Volke gezeigt worden. Von allen Seiten donnerten die Heilrufe und klirrten die zusammengeschlagenen Waffen der Mannen. Alle schwuren ihm den Treueid.

Der junge König beschloß sogleich, die Kraft seiner Goten durch einen kühnen Heereszug zu prüfen und zu stärken, und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diesen Beschluß billigten alle. In hellen Haufen zogen sie (395) geradeswegs auf Konstantinopel los. Rufin war in der größten Verlegenheit; denn es fehlte ihm augenblicklich an den nötigen Truppen. Deshalb suchte er Verhandlungen anzuknüpfen. Der mächtige Minister kam selbst in das gotische Lager, und zwar, um dem Nationalstolz der Feinde zu schmeicheln, sogar in germanischer Tracht, zeigte sich sehr nachgiebig und sparte weder Zahlungen noch Versprechungen. Alarich nahm die Anerbietungen an und hob die Belagerung auf. So wandten sich die Goten von Konstantinopel westwärts und durchzogen die Küstenstriche von Thracien, Macedonien und Thessalien. Dort, wo das Gebirge dicht an das Meer herantritt, wo einst Leonidas mit seinen Tapfern den Hunderttausenden des Xerxes halt gebieten konnte, dort hätte auch der Ansturm der Goten leicht aufgehalten werden können. Allein die damaligen Griechen waren nicht mehr die Helden von Thermopylä und Salamis. Ihrer ruhmvollen Vorfahren uneingedenk zogen sich die dort aufgestellten Truppen, sobald sie vom Herannahen der Goten hörten, zurück. Ungehindert schritten diese durch die Thermopylen und ergossen sich über die Gefilde Böotiens. Dörfer und Städte gingen in Flammen auf; nur die starken Mauern von Theben widerstanden. Jetzt ging der Zug gegen Athen. Alarich glaubte die berühmte Stadt ohne große Mühe einnehmen zu können; doch war er nicht so ungebildet, daß er die Heimatstätte so vieles Schönen und Edlen nicht gern geschont hätte. Bevor er daher zum Sturm schritt, erließ er die Aufforderung an die Athener, sich zu ergeben. Gern waren diese dazu bereit; durch ein bedeutendes Lösegeld retteten sie ihre Stadt. Feierlich ritt Alarich, der blondlockige Germane, von einem stattlichen Gefolge begleitet, in die Heimat der Miltiades, Themistokles und Perikles, in die alte glorreiche Mutterstadt der antiken Bildung ein. Er ward ehrenvoll empfangen, ließ sich ein Bad nach griechischer Weise bereiten, nahm ein glänzendes Gastmahl ein, das die vornehmsten Athener ihm und den Seinen anboten, und zog dann, reich mit Geschenken beladen, wieder ab. Auch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das ganze Stadtgebiet von Athen blieb von Plünderung und sonstiger Unbill verschont.

Von Attika drang Alarich nach dem Peloponnes vor. Megara, der Isthmus von Korinth, Argos und Sparta fielen ohne Widerstand in die Hände des Siegers. Manche kostbare Kunstwerke nahmen die Goten mit sich, aber nur solche aus wertvollem Metall; denn sie verstanden noch nicht die Kunst, sondern nur den Stoff zu schätzen. Genau so hatte der Römer Mummius vor einem halben Jahrtausend gethan, der bei der Eroberung Korinths ausrufen ließ: jeder Soldat, der ein Kunstwerk zerbreche, müsse ein neues machen. Während nun Rufin nicht imstande war der Gotennot zu steuern, eilte der wackere Stilicho vom fernen Rhein, wo er die Franken zurückschlug, zum Schutze Griechenlands herbei. Er hätte den aufrichtigsten Dank verdient. Aber der mißgünstige Rufin ärgerte sich über seines Nebenbuhlers rühmlichen Eifer. Er wußte daher den schwachen Knaben Arcadius zu beschwatzen, daß er dem Stilicho befehlen ließ, den griechischen Boden zu räumen, und Stilicho gehorchte mit schwerem Herzen. Da wurde der verhaßte Rufin ermordet; noch an seinem Leichnam ließ der Pöbel seine Wut aus. Sein Nachfolger, der neue Minister Eutropius, bewies sich zwar nicht minder feindselig gegen den Regenten des Westreiches; dennoch scheute er sich nicht, die so verletzend zurückgewiesene Hülfe Stilichos nun selbst anzurufen, und es ist ein glänzendes Zeichen für die Uneigennützigkeit des edlen Mannes, daß er dem Hülferufe unverweilt Folge leistete. Schnell führte er sein Heer auf einer Flotte nach dem Isthmus. Das stark befestigte Korinth hatte allein von allen Städten des Peloponnes einen kräftigen Widerstand gegen Alarich versucht. Jetzt eilte Stilicho herbei, es zu entsetzen, aber zu spät. Er fand die Stadt in Trümmern. Doch gelang es ihm, die Goten nach der Grenze zwischen Elis und Arkadien zurückzudrängen. Alarich hatte keine Flotte, dazu brachen infolge des ungewohnten Klimas verheerende Krankheiten unter den Seinigen aus und verminderten die Zahl seiner Streiter. Am Berge Pholoë, bei den Quellen des Penëus schien eine Entscheidung bevor-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zustehen. Stilichos Heer schloß die Goten in einem Thale ein; Verschanzungen wurden aufgeworfen, um sie auf einen immer engern Raum zusammenzudrängen, zuletzt wurde sogar das Wasser des Flusses abgeleitet. Hunger und Durst sollte die Goten entmutigen und schwächen; am Ende mußten sie sich, wie Stilicho glaubte, ergeben. Aber in der äußersten Bedrängnis gelang es dem schlauen Alarich dennoch, zu entkommen; auf welche Weise, darüber wissen wir nichts Sicheres. Kurz, er zog mit aller seiner Mannschaft, mit Beute und Gefangenen, mit Weibern, Kindern und Wagen durch das feindliche Land bis nach Korinth. Ehe Stilicho nachrückte, waren die Goten über den Isthmus geschritten und befanden sich in völliger Sicherheit. Rasch bot jetzt Alarich dem Arcadius Frieden an und erlangte ihn (397). Stilicho mußte nach Italien zurückkehren. Die Westgoten erhielten einen großen Strich Landes an der westlichen Küste der Balkanhalbinsel, nämlich die Landschaft Illyrien und einen Teil von Epirus, und nannten sich wieder Verbündete des Kaisers. Alarich aber schaltete in seinem Gebiete unbeschränkt. Seine nächste Sorge war, seine Goten mit guten Waffen zu versehen; und dazu mußten die kaiserlichen Fabriken im ganzen Ostreiche helfen, indem sie lieferten, was Alarich befahl. Wahrlich, er nahm mit seinem waffenstarrenden Volke eine bedrohliche Stellung ein, zumal er sich von seinem Gebiete aus, an der Grenzscheide beider Reichshälften, jederzeit ebenso gut auf den Westen wie auf den Osten stürzen konnte. Der elende Eutropius wurde übrigens bald darauf auf Befehl seines Kaisers hingerichtet.

Große Festfreude herrschte in Rom. Eine gefährliche Empörung in Afrika war glücklich unterdrückt, und der junge Kaiser Honorius feierte seine Hochzeit mit der Tochter Stilichos, Maria. Aber der kaiserliche Gemahl war ein kindischer Knabe, dessen Gedanken über Bogenschießen, Reiten und Hühnerzucht nicht hinausschweiften. Dazu war er wetterwendisch, launenhaft und furchtsam. Wie hätte es der edlen Jungfrau gelingen sollen, das Herz dieses schwachsinnigen Weichlings zu fesseln. Ungeliebt ist sie neun Jahre später ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

storben. Und während der schwache Jüngling sich geistlosen Vergnügungen hingab, schweiften Stilichos Gedanken von einer Stelle der römischen Grenzmark zur andern. Bald sollten die Römer schrecklich aus ihren Festträumen aufgerüttelt werden.

Die Westgoten hatten ihre Überlegenheit über die Römer erkannt; sie wollten nicht länger das, wenn auch noch so leichte Joch Ostroms tragen. Auch fühlten sie sich in ihrer neuen Lage zwischen den beiden Reichshälften unbehaglich. Sie mußten fürchten, die Kaiser würden einmal gemeinsame Sache machen und sie von zwei Seiten zugleich angreifen. Nun hatten sie den schönen Süden kennen gelernt; das herrliche, vielgepriesene Italien winkte als verlockendstes Ziel in nächster Nähe. So überschritt Alarich im November 401 mit seinem trefflich gerüsteten Kriegsvolk die Pässe der südlichen Alpen, schlug die römischen Truppen, die sich ihm entgegenstellten, belagerte eine Zeitlang vergebens das starke Aquileja und zog dann verheerend durch die Ebenen Venetiens. Klug hatte er den Zeitpunkt zu seinem Einfall gewählt; denn Stilicho, der einzige Mann, den er fürchtete, schlug sich in den Donauländern mit aufständischen Völkern herum. Da erhielt er die Kunde von Alarichs Erscheinen. Rasch dämpfte er den Aufstand und beruhigte die von dort drohenden Germanen. Um jeden Preis mußte Italien gerettet werden, das Mutterland des Reiches. Er rief die römischen Legionen aus Britannien und den Kern der rheinischen Heere zur Verstärkung heran; er durfte nicht zögern, die nördlichste Reichsprovinz und die Rheingrenze preiszugeben. Gegen Ende des Winters überstieg er mit großer Heeresmacht in mühseligem Marsch die Alpen und gelangte in die Po-Ebene gerade noch zur rechten Zeit, um den Vernichtungsschlag vom Reiche abwenden zu können. Alarich war über den Po gegangen und gegen Rom vorgedrungen; als er aber hörte, daß der Kaiser nach Mailand geflohen sei, kehrte er um, um sich seiner Person zu bemächtigen. Dadurch glaubte er den Krieg mit einem Schlage beendigen zu können. Eben wollte er die Belagerung Mailands beginnen, da kam dem verzagten Honorius Hilfe. Stilicho täuschte die von Alarich ausgestellten Wachen und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bahnte sich in kühnem Laufe den Weg mitten durch die gotischen Wagen und Streiter, die gerade einen Kreis um die Stadt schließen wollten. Dies bewog Alarich, von der Belagerung abzustehen. Seine Fürsten rieten, heimzukehren und die gemachte Beute in Sicherheit zu bringen; der König wollte davon nichts wissen, zog sich aber nach Westen bis zur Stadt Pollentia zurück. Hier kam es zur Schlacht. Am Flusse Tanaro lagerten sich die Heere gegenüber.

Es war am Ostertage des Jahres 402, als Alarich seinem alten Gegner standhalten mußte. Die Goten glaubten offenbar nicht an die Möglichkeit, daß Stilicho den heiligen Tag durch Waffenlärm entweihen werde. Ruhig feierten sie als fromme Christen die Auferstehung des Herrn. Aber was kümmerte den großen Staatsmann die Warnung ängstlicher Seelen, in einem Augenblicke, wo es galt, das Reich zu retten? In seiner Hand ruhte Roms Schicksal. Die Stunde war günstig, er mußte sie nützen. Auf seinen Befehl stürzten sich seine alanischen Reiter mit großem Ungestüm auf die nichtsahnenden Goten. Diese wichen betroffen zurück. Aber Alarich sammelte und ermutigte sie wieder; und nun hielten sie mit gewaltiger Kraft stand und schlugen die Alanen und die nachfolgenden Römer in die Flucht. Erst als Stilicho seine besten Truppen, die Legionen aus Britannien und vom Rhein, ins Treffen führte, kam der Kampf zum Stehen. Am Abend des blutigen Tages zogen sich die Goten zurück und überließen einen Teil ihrer Wagen und ihrer Beute den Feinden. Aber die Verluste auf Seiten der Römer waren so bedeutend, daß Stilicho vor der Hand keinen neuen Angriff wagen konnte. Erst im Sommer kam es bei Verona zu einer zweiten Schlacht. Die Goten wurden von zwei Seiten zugleich angegriffen, ihr König selbst geriet in Lebensgefahr. Ein eigentlicher Sieg wurde zwar von Stilicho nicht erfochten; doch zog sich Alarich nach den östlichen Alpenpässen zurück und bot Stilicho einen Vertrag an. Der große Staatsmann aber zögerte nicht, ihm denselben zu gewähren, und zwar unter sehr günstigen Bedingungen. Mit Beute und Gefangenen kehrte

Generated on 2019-10-21 14:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Alarich nach Illyrien heim. Wie klug Stilicho gehandelt hatte, sollte sich bald zeigen.

Das Jahr 403 verlief zwar ohne äußere Kämpfe, aber im folgenden Jahre brach eine schreckliche Gefahr über das gequälte Land Italien herein. Ein zahlloser Völkerschwarm war von der Donau her gegen die Alpen aufgebrochen. In ungeheurer Masse sammelten sich Wandalen, Burgunden, Ostgoten und andre Scharen unter der Führung eines verwegenen Mannes, des Ostgoten Radagais. Er war noch Heide wie der größte Teil seiner wilden Heerhaufen und hatte gelobt, alle römischen Kriegsgefangenen dem Wodan zum Opfer darzubringen. Ohne Widerstand überstieg der Schwarm die Alpen und ergoß sich wie ein uferloser Strom über Norditalien. Verzweiflung ergriff die Römer. Beinahe wünschten sie sich den Alarich zurück; denn dieser war doch wenigstens Christ und vermied unnützes Blutvergießen. Der Kaiser Honorius flüchtete sich aus Rom hinter die Sümpfe und Mauern von Ravenna, von wo er müßig der allgemeinen Not zusah. Nur Stilicho verlor den kalten Mut nicht, und ihm gelang die Rettung. Das Volksgewimmel des Radagais — nach der geringsten Angabe 200 000 Mann — war vor Florenz zum Stillstand gekommen. Vergebens erschöpften auch hier die Germanen ihre Kräfte gegen römische Befestigungswerke, da sie die Kunst der Belagerung nicht verstanden. Und nun rückte Stilicho heran und zwang sie von der Stadt abzuziehen. Er drängte sie in die Berge von Fäsulä, umgab sie mit Schanzwerken und hielt sie dicht umlagert, bis sie, vom Hunger gezwungen, einen verzweifelten Ausfall machten. — Aber die wilden Scharen, die keine andre Kriegskunst kannten als wütend dreinzuschlagen, zerschellten an den meisterhaft geführten Truppen Stilichos. Radagais selber wurde getötet. Die führerlosen Reste seiner Völker irrten in den Gebirgen umher, wo sie teils verhungerten, teils von den Schwertern der Römer niedergehauen wurden. Trotzdem wurden so viele gefangen, daß man sie um ein Spottgeld — den Mann für ein Goldstück — in die Sklaverei verkaufte. Zwölf-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tausend Goten ergaben sich in geschlossener Masse und wurden von Stilicho sofort in römische Dienste genommen.

So zerstob die fürchterliche Lawine, welche die römische Welt zu verschütten drohte, vor der meisterlichen Feldherrnkunst und der unermüdlichen Kraft des großen Stilicho. Er hatte die Wiege des Reiches, Italien, gerettet. Aber in Gallien wankte der Bau der römischen Herrschaft in seinen Grundfesten. Die Hauptmasse der Wandalen nebst andern großen Völkerscharen hatten die Gaue der Alemannen und Franken am Rhein und Main durchbrochen und am 1. Januar 406 den Grenzstrom zwischen Gallien und Deutschland überschritten. Da keine Legionen da waren, ihn zu verteidigen, so ergossen sich die wandernden Scharen plündernd über Gallien und verheerten es drei Jahre lang. Während dieser Verwirrung drangen nun auch Alemannen, Franken und Burgunden in das schutzlose Land und setzten sich am linken Rheinufer fest. Und gleichzeitig stand in Britannien ein Empörer auf, der auch nach Gallien herüberkam und großen Anhang fand. So tobte überall der Kampf in dem wichtigen Lande, das dem Reiche so lange ein unübersteigbarer Wall gegen die Westgermanen gewesen war. Nur Stilicho hätte es zu retten vermocht, aber dieser wurde durch unselige Verhältnisse am kaiserlichen Hofe in Italien zurückgehalten. Inzwischen drangen die Wandalen mit ihren Waffengenossen — Alanen und Sueben — über die Pyrenäen ein und verlosten unter sich diese letzte römische Provinz in Westeuropa, die bisher von Germanen unberührt geblieben war. Um dieselbe Zeit brachen die Westgoten unter Alarich aus ihren unsicheren Wohnsitzen in Illyrien nach Norden auf und bemächtigten sich der römischen Provinz Noricum, deren Grenzen nördlich die Donau von Passau bis Wien, südlich die Ostalpen bildeten. Von der italienischen Grenze sandte Alarich Boten an Honorius mit dem Verlangen, der Kaiser solle ihm die Provinz förmlich abtreten und viertausend Pfund Goldes zahlen, dafür wolle er gute Freundschaft halten. Stilicho setzte es durch, daß dieses Anerbieten angenommen wurde. Hätte das Reich auch noch die Westgoten zu Feinden bekommen, es wäre

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schon damals zusammengebrochen. Kein Opfer schien zu groß, um Alarichs Freundschaft zu erhalten.

Stilicho fühlte dennoch, daß der Boden unter seinen Füßen zu wanken begann. Die Schmeichler am Hofe umgarnten den schwächlichen Honorius immer mehr; eine schlau angelegte, weitverzweigte Hofintrigue brachte dem besten Manne Roms den Untergang, dem man es nicht verzeihen konnte, daß er ein Germane war. Ein gewisser Olympius, ein scheinheiliger Heuchler, war die Seele der nichtswürdigen Umtriebe, die gegen den großen Mann angesponnen wurden. Dem dummen Kaiser brachte er den Wahn bei, Stilicho strebe für sich und seine Familie nach dem Throne. Da beschloß man den Tod desselben Helden, der Italien zweimal vom Untergang gerettet hatte. Das edle Opfer der schnöden Bande durchschaute bald das ganze Gewebe von Lüge und Neid; Stilicho entwich mit wenigen Begleitern nach Ravenna. Inzwischen hatte der Kaiser selbst das Todesurteil des Mannes unterschrieben, dem er alles verdankte und in dessen Hände sein sterbender Vater ihn befohlen hatte. Briefe kamen in Ravenna an, in denen den kaiserlichen Truppen daselbst der Befehl erteilt wurde, den „Verräter" gefangen zu nehmen. Das erfuhr indes Stilicho, sobald er die Stadt betreten hatte. Er flüchtete sich in eine nahe Kirche. Trotz der Dunkelheit der Nacht und einem stürmischen Unwetter hielten seine wenigen Getreuen mit gezogenen Schwertern am Altare die Wache um den geliebten Herrn. Es wurde Morgen, und kaiserliche Soldaten drangen in die Kirche. In Gegenwart des Bischofes schwuren sie, daß Stilichos Leben geschont werden solle. Da verließ der Verratene die heilige Freistatt und folgte den Schergen. Als sie aber vor der Kirche waren, zeigte ihr Anführer ihnen einen kaiserlichen Befehl, in welchem Stilicho wegen seiner „Verbrechen gegen den Staat" zum Tode verurteilt war. Eine Anzahl Germanen hatte sich vor der Kirche versammelt; diese und das kleine Gefolge Stilichos rissen jetzt die Schwerter aus der Scheide, um ihren Landsmann und Freund zu retten. Aber der hochherzige Mann wehrte ihnen und gebot Ruhe. Und auch jetzt noch gehorchten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie ihm. So hielt der Edle ohne Murren dem Todesstreich stille. Es war am 23. August des Jahres 408, als das Reich sich selbst seines besten Schutzes beraubte, des größten Feldherrn und des edelsten Menschen, den es vielleicht seit Jahrhunderten besessen hatte. Auch gegen seine Verwandten und Anhänger begann eine blutige Hetze. Ja, die Soldaten des Olympius stürzten sich sogar, aller Menschlichkeit vergessend, auf die Frauen und Kinder der in römischen Diensten stehenden Söldner. Die armen, ahnungslosen Wesen waren in verschiedenen Dörfern und Städten Oberitaliens einquartiert. Plötzlich sahen sie sich überfallen und wurden niedergemetzelt. Als die Männer und Väter der so scheußlich Gemordeten die Schreckenskunde hörten, erhoben sie sich — etwa 30000 Krieger —, verließen in geschlossenen Scharen das verruchte Land, indem sie schwuren wieder zu kommen und schreckliche Rache zu nehmen, und gingen zu Alarich. So verlor Italien nach dem Feldherrn auch noch die Hälfte des Heeres. Furchtbar sollte es büßen für die begangenen wahnsinnigen Frevel.

24. Alarichs Siegeszug und Ende.

Alarich, der schlaue Fürst, hatte alle die unsinnigen und ruchlosen Vorgänge in Italien beobachtet. Die zu ihm übergegangenen Söldner baten ihn nicht umsonst um Beistand bei dem Rachewerke, das sie ihren hingewürgten Weibern und Kindern gelobt hatten. Die Ermordung Stilichos, seines Beschützers, löste alle Verbindlichkeiten gegen Rom; der Vertrag, den er mit jenem geschlossen hatte, galt nichts mehr. Die römische Kriegsmacht war ihres Führers beraubt und um die Hälfte zusammengeschmolzen, seine eigene ansehnlich verstärkt. Eine bessere Gelegenheit zur Ausführung seiner Pläne konnte er sich nicht wünschen. Ohne Zögern brach er im Spätjahr 408 auf, überschritt die Alpen, zog an Aquileja vorbei, setzte über den Po und rückte dann, ohne Widerstand zu finden, über die Apenninen gerades Wegs auf Rom los, indem er den Kaiser in Ravenna gar nicht beachtete.

Seit mehr als 600 Jahren hatte Rom keinen Feind vor

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seinen Thoren gesehen. Wie anders lagen jetzt die Dinge als zu Hannibals Zeit! Damals hatte die Not erst die ganze Größe der römischen Bürgertugend bewährt, Senat und Volk hatten einander in der erhabensten Vaterlandsliebe überboten. Jetzt gerieten die entarteten Nachkommen jener alten Römer in lächerlichen Zorn über die dreisten Barbaren, die sich unterstanden, im Angesicht der ewigen Stadt zu erscheinen. Und als Alarich den Hafen und alle Straßen sperrte, so daß kein Stück Vieh hineinkonnte, als der Hunger anfing zu nagen, da brach zwar auch der wütende Ingrimm der Römer aus, aber nicht gegen den Feind kehrte er sich, sondern gegen ein hülfloses, gramgebeugtes Weib. Einsam und verlassen lebte in Rom des edlen Stilicho Witwe Serena, die Tochter des großen Theodosius. Der blödsinnige Pöbel beschuldigte sie, sie habe aus Rache für die Ermordung ihres Mannes die Goten herbeigerufen, und forderte mit tollem Geschrei den Tod der unglücklichen Frau. Und der Senat war feige genug, das Urteil zu fällen. Die Witwe des Retters Roms wurde erwürgt. Die Lage der Stadt wurde durch diese schändliche That nicht gebessert. Wohl hätte die Bevölkerung, die mehr als eine Million betrug, einen großen Angriff auf die sehr in die Breite gezogenen Reihen der Feinde unternehmen können, wenn noch ein Rest des altrömischen Heldentums in ihr gelebt hätte. So aber wurde die große Zahl der Einwohner ihnen selbst zum Verderben. Denn die Lebensmittel gingen rasch zu Ende, die entsetzliche Hungersnot und infolge deren eine tödliche Seuche raffte Tausende dahin. Da die Begräbnisplätze vor den Mauern lagen, konnten die Toten nicht begraben werden. Die Luft war mit den gräßlichen Dünsten der Fäulnis erfüllt. Endlich beschloß man mit Alarich zu unterhandeln. Zwei Gesandte des Senats sollten dem Gotenkönige sagen, die Bürger wünschten den Frieden, wenn sie ihn unter billigen Bedingungen erlangen könnten. Alarich ließ sie vor sich und hörte sie ruhig an. Der menschliche Empfang machte sie beherzter, sie wagten die kühne Bemerkung, wenn Alarich ihnen keine günstigen Bedingungen gewähre, werde er bald einsehen, mit welchem tapfern und zahllosen Volke er es zu thun habe. Da aber

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

blickte Alarich sie voll Verachtung an und sagte kalt: „Je dichter das Gras, desto leichter das Mähen." Dann lachte er laut auf. Die römischen Boten erblaßten und schauten stumm zur Erde. Nach einer Weile sagten sie, was er denn verlange. Hart versetzte der König: „Wollt ihr Frieden haben, so müßt ihr alles Gold und Silber, ferner alles kostbare Gerät und alle Sklaven deutscher Abkunft herausgeben." Einer der Boten rief auf diese Worte verzweiflungsvoll aus: „O König, wenn du alles nimmst, was willst du uns denn übrig lassen?" „Euer Leben," erwiderte Alarich. Zitternd zogen sich die beiden Gesandten zurück und überbrachten die Antwort den Bürgern, die vor Verzweiflung fast sinnlos wurden.

Indes waren die Worte des jungen Helden nicht so schlimm gemeint. Er wollte nur den Römern die Lächerlichkeit ihres Hochmutes recht klar vor Augen halten. Diesen Zweck hatte er erreicht. Eine zweite Gesandtschaft, die bald darauf erschien, brachte keine Prahlereien, sondern demütige Bitten vor, die sich an Alarichs Milde und Großmut wandten. Da stimmte er seine Forderungen herab. Er verlangte jetzt 5000 Pfd. Goldes, 30 000 Pfd. Silber, 4000 seidene Gewänder, 3000 Purpurdecken und 3000 Pfd. Gewürze. Freilich wurde es den Römern schwer, selbst diese Forderungen zu befriedigen. Da man so viel edles Metall nicht aus der erschöpften Staatskasse und den Beiträgen der Bürger, die mit ihrem Gut zurückhielten, aufbringen konnte, so mußte man die Schätze, die einst in bessern Tagen von der Kriegsbeute den Göttern geweiht und in den Tempeln niedergelegt worden waren, angreifen und selbst einige goldene und silberne Götterbilder einschmelzen. Damals kam auch die Bildsäule der Virtus d. h. der männlichen Tüchtigkeit in den Schmelztiegel; diese Tugend selbst war bei den Römern längst geschwunden.

Alarich hob nun die Belagerung auf und schlug nördlich von Rom, in Etrurien, sein Winterlager auf. Hier liefen ihm 40 000 Sklaven deutscher Abkunft zu, die meist aus den Scharen des Radagais stammten. Sie fanden freundliche Aufnahme und verstärkten Alarichs Heer beträchtlich. Dabei hielt der König aber streng auf gute Mannszucht. Große Wagen-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

züge mit Lebensmitteln fuhren in das ausgehungerte Rom. Eine gotische Schar griff eine solche Karawane an, mußte aber von Alarich schwere Strafe erleiden; denn was er versprochen hatte, das wollte er auch halten. Der Vertrag mit Rom bedurfte indes noch der Bestätigung des Kaisers. Auch hatte der König verlangt, daß die Römer seine Verhandlungen mit Honorius unterstützten. Wirklich schickte der Senat Gesandte nach Ravenna, die im Namen Alarichs einen feierlichen Frieden erwirken wollten. Aber obgleich der Gotenkönig mit furchtbarer Macht mitten im Lande stand, der Kaiser selbst kein Heer hatte und Not an allen Enden war, wies der einfältige Honorius doch alle Vorstellungen ab. Auch als Alarich seine Forderungen mäßigte und nur die Abtretung von Noricum, Getreidelieferungen und die Stellung eines Oberbefehlshabers aller römischen Heere, welche Stilicho bekleidet hatte, verlangte, blieb der Kaiser hartnäckig bei seiner Weigerung.

Endlich war die Geduld des Gotenkönigs erschöpft, und er beschloß durch die That zu zeigen, daß nicht Honorius, sondern Alarich Herr von Italien sei. Er zog zum zweiten Male vor Rom, besetzte Portus, die Hafenstadt Roms, und befahl von hier aus dem Senat und dem Volke, von Honorius abzufallen und einen Kaiser seiner Wahl, den Stadtpräfekten Attalus, anzuerkennen. Die Aussicht auf neue Hungersnot bewog den Senat, Alarichs Geheiß zu erfüllen. Der König wurde in die Stadt eingeladen und ließ dem Attalus den Purpur anlegen. Dafür mußte der neugeschaffene Kaiser seinen Beschützer zum Oberfeldherrn des Reiches ernennen. Indes sollte sich Attalus der neuen Würde nicht lange erfreuen. Als er eigensinnig den Rat Alarichs verschmähte und auch gegen diesen den Herrn spielen wollte, dachte der König, es sei besser, den Menschen in sein Nichts zurückzustoßen und ließ ihn vor einer großen Versammlung vornehmer Römer und Goten seiner Würde für verlustig erklären. Die kaiserlichen Abzeichen aber sandte er als Zeichen freundlichen Willens an Honorius. Die Schwester desselben, die schöne Placidia, war den Goten in die Hände gefallen. Sie wurde mit höchster Ehrfurcht behandelt, mußte aber beim Heere bleiben. Das

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

that sie indes nicht ungern; denn Alarichs Schwager, der in jugendlicher Schönheit strahlende Athawulf, gewann sie lieb, und sie erwiederte seine Zuneigung auf das zärtlichste.

Alarich hatte die Hand zum Frieden geboten; sie wurde abermals zurückgestoßen. Jetzt aber war seine Langmut gänzlich zu Ende. Er brach sofort nach Rom auf, und diesmal kam er, um zu plündern; denn auf andere Weise meinte er den blödsinnigen Trotz des Kaisers nicht züchtigen zu können. In der Nacht nach dem 24. August des Jahres 410 nahm er die ewige Stadt nach kurzer Belagerung ein. Einige Sklaven öffneten ihm ein Thor und ließen die Goten eindringen. Der dumpfe Ton der Stierhörner weckte fürchterlich die Schläfer. Die Plünderung begann; aber es war doch keine von der Art, wie sie früher die Römer selbst unzähligen Städten bereitet hatten. Nicht blinder Zerstörungswut und Mordlust überließen sich die Goten; ja, man muß ihre Mäßigung bewundern. Das Leben Unschuldiger ward verschont und die Heiligkeit der Kirchen geachtet. Auch den Arianern war Rom ein heiliger Ort. Hier hatten ja die großen Apostel Paulus und Petrus Zeugnis für den Heiland abgelegt. Ein Gote trat in die Wohnung einer alten Frau und verlangte von ihr alles Gold und Silber, das sie besitze. Da führte sie ihn zu einem Schranke, der mit kostbaren Altargefäßen angefüllt war. Erstaunt betrachtete der Gote den Schatz. „Diese heiligen Gefäße," sprach die Alte, „gehören dem Apostel Petrus. Rührst du sie an, so mußt du die Gottlosigkeit auf dein Gewissen nehmen. Ich selbst besitze keine Schätze." Der Krieger überbrachte die Kunde von den Kostbarkeiten seinem Anführer, und dieser fragte bei Alarich an, was er thun solle. Sogleich erließ der König den Befehl, den Schatz samt seiner Hüterin ungefährdet in die Kirche des Apostels zu bringen. Eine große Gotenschar nahm die Kleinode und die Frau in ihre Mitte und schritt, mit gezogenen Schwertern sie beschützend, durch die Straßen nach der Kirche. Unterwegs schlossen sich zahlreiche katholische und arianische Christen, Römer und Goten, dem Zuge an und geleiteten die heiligen Gegenstände unter Absingen frommer Lieder nach dem Ort ihrer Bestimmung. Das vermochte die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Religion und eines Königs starker Wille. Daß Alarich während der Plünderung einer riesigen Stadt seine Krieger von rohen Thaten und unnötigem Blutvergießen zurückzuhalten vermochte, beweist, in welchem Ansehen der König stand; und daß er solche Schonung überhaupt wünschte, das legt ein schönes Zeugnis für diesen großen Helden und edlen Menschen ab.

Reich mit Schätzen beladen verließen die Goten am 28. August, nachdem sie drei Tage in Rom verweilt hatten, die gedemütigte Stadt. Wehklagen und zornige Drohungen erschollen, wohin die Kunde vom Fall des heiligen Roms drang. In Trauer versunken war das ganze Reich. Nur der elende Kaiser Honorius mit seiner ebenso elenden Umgebung bewahrte seine Gemütsruhe. Der Höfling, der die Aufsicht über die kaiserlichen Hühner führte, war der erste, der seinem Gebieter die Unglückskunde brachte. „Ach, Herr," rief er, „Roma ist verloren." Da schrie der Kaiser laut auf und sagte traurig: „Wie ist das nur möglich? Sie hat ja noch eben erst aus meiner Hand gefressen." Er hatte nämlich seiner Lieblingshenne den Namen Roma gegeben. Da begriff der Beamte erst, was der Kaiser meinte, und sprach: „Herr, ich rede nicht von einem Vogel, sondern von deiner Hauptstadt, die die Goten eingenommen haben." Das tröstete den Kaiser, und er sprach erleichtert: „Ach, guter Freund, ich glaubte schon, meine Henne, die Roma, wäre mir gestorben." Solch ein blödsinniger Wicht war dieser Honorius.

Inzwischen verfolgte Held Alarich seinen Siegeslauf durch Italien weiter. Fast alle Städte, an denen er vorüber zog, ergaben sich; die andern wurden geplündert. In der reizenden Landschaft Kampanien mit ihren prächtigen Villen und schattigen Gärten ließen es sich die gotischen Häuptlinge wohl sein. Auf schwellenden Polstern, in kühlen Sälen oder unter rauschenden Bäumen streckten sie die riesigen Glieder und tranken aus goldenen Schalen den köstlichen Wein des Südens, von Söhnen und Töchtern vornehmer Römer bedient. Nach dem langen Umherziehen und den verlustreichen Kämpfen gönnte der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

König ihnen die Ruhe, während er selbst neue, kühne Pläne in seinem Innern erwog.

Langsam zogen die Goten weiter bis zur Südspitze Italiens, wo die Meerenge von Messina die Insel Sicilien vom Festlande trennt. Dieses gesegnete Eiland wollte Alarich seiner Herrschaft unterwerfen und von dort aus die Provinz Afrika, Italiens Kornkammer, in seine Gewalt bringen. Aber dieser Erfolg war dem Helden nicht beschieden. Mitten in seiner Siegeslaufbahn ereilte ihn ein früher Tod. An einer Krankheit starb der gewaltige Fürst. Sein Leben war ein unablässiges Mühen für die Größe seines Volkes gewesen; jetzt, wo die Früchte seiner Sorgen und Arbeiten endlich reifen wollten, wurde er hinweggerafft. Darum weinten seine Goten, als sie dem toten Herrscher ein wunderbares Begräbnis bereiteten. In Calabrien, unweit der Stadt Cosenza, fließt ein kurzer, aber wasserreicher Fluß, der Busento. Diesen lenkten sie aus seinem Bette ab und ließen durch römische Gefangene auf dem Grunde eine tiefe Grube ausgraben. Hier hinein senkten sie unter heißen Thränen, ernste Klagelieder singend, den Leichnam des geliebten Königs mit vielen Schätzen, schütteten die Grube wieder zu und leiteten das Wasser des Flusses in sein altes Bett zurück. Die Gefangenen aber, die bei der Arbeit geholfen hatten, wurden getötet. Kein Römer sollte erfahren, wo der edle Held von seinen Thaten ausruhte, keiner die Stätte entweihen, die durch den toten Leib des großen Königs geheiligt war.

25. Tagesleben eines westgotischen Königs fünfzig Jahre nach Alarich.

Zum Nachfolger ihres verehrten Herrschers wählten die Goten einmütig seinen Schwager, den durch wunderbare Schönheit und hohe Geistesgaben ausgezeichneten Athawulf. Dieser führte sein Volk aus Italien nach Gallien, dessen südwestlichen Teil er eroberte. In der Stadt Narbonne feierte er im Jahre 411 seine Hochzeit mit Placidia, der lieblichen Schwester des Honorius, worüber der alberne Bruder der-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

selben wütend war. Auch über die Pyrenäen drang der kühne Herrscher. In Barcelona schlug er sein Hoflager auf. Hier war ihm ein großer Schmerz beschieden. Seine geliebte Gemahlin hatte ihm ein Knäblein geboren. Die Eltern hofften beide, dieses Ereignis werde den Honorius zur Versöhnung bewegen. Da aber starb das Kind, und die weinenden Eltern legten die kleine Leiche in einen silbernen Sarg und setzten sie in einer Kirche zu Barcelona bei. So sank ihnen ein lieber Besitz und eine schöne Hoffnung ins Grab. Und kurze Zeit danach fiel der hochsinnige König selbst durch tückischen Mord, im Jahre 415. Sein Nachfolger, der tapfere Walja, eroberte fast ganz Spanien. Dieses Land hatten bis dahin die Wandalen besetzt, die sich für jetzt in die unzugänglichen Gebirge im Nordwesten zurückzogen. Walja schenkte es dem Kaiser Honorius. Dadurch ließ sich dieser endlich versöhnen und trat nun den Westgoten das südwestliche Gallien förmlich ab. Hier gründete Walja im Jahre 419 ein mächtiges Reich, das nach seiner Hauptstadt das Westgotenreich von Tolosa (Toulouse) genannt wird und bald auch die spanische Halbinsel umfaßte. Von der ruhmvollen Teilnahme der Westgoten an der Besiegung des schrecklichen Hunnen Attila im Jahre 451 werden wir später ausführlich berichten. Unter dem großen König Eurich (466--484), dem mächtigsten Herrscher seiner Zeit, hat das Reich seine höchste Blüte erreicht. Der Frankenkönig Chlodwig entriß 507 dem Nachfolger Eurichs Alarich dem Zweiten die meisten Länder in Gallien, worauf die westgotische Macht fast ganz auf Spanien beschränkt war. Zur Hauptstadt wählten die Könige Toledo. Lange Zeit war das Reich noch stark und geachtet. Endlich zerfiel es und wurde im Jahre 711 eine Beute der aus Afrika hereinbrechenden Araber. In der Schlacht bei Xeres de la Frontera verlor der letzte König Roderich Reich und Leben.

Über einen der Westgotenkönige, die das Reich in seiner ersten Blüte beherrschten, den Vorgänger des großen Eurich, ist uns eine anziehende und sehr anschauliche Schilderung seiner Persönlichkeit erhalten. Es ist der kluge und tapfere König Theodorich der Zweite (453—466), dessen äußere Er-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

scheinung, Lebensweise und Charakter der gleichzeitige Dichter Apollinaris Sidonius in einem Briefe an seinen Bruder folgendermaßen beschreibt: „Schon oft hast du mich aufgefordert, weil der Ruhm des Gotenkönigs so weit unter den Völkern verbreitet ist, ich möchte dir seine Gestalt und Lebensweise schildern. Ich erfülle gern diesen Wunsch, soweit der eng bemessene Raum eines Briefes es zuläßt. Denn der Mann ist es wert, auch von denen gekannt zu werden, die ihm weniger nahe stehen; so hat ihn Gott und die Natur mit allen Gaben gesegnet. Seine Sitten aber sind so beschaffen, daß selbst die Mißgunst auf seine Macht seine Vorzüge nicht zu schmälern vermag. Was seine äußere Gestalt anlangt, so ist sein Leib schön gewachsen, nicht übermäßig lang, doch über das Mittelmaß hinausragend. Der Scheitel seines Hauptes ist rund, das lockige Haar von der glatten Stirn zurückgestrichen, der Nacken weniger fleischig als sehnig. Über die Augen schwingen sich starke, bogenförmige Augenbrauen; und wenn er die Augen schließt, so reichen die langen Wimpern ein gutes Stück auf die Wangen hinab. Die Ohren werden, wie es die Sitte des Volkes will, ganz verdeckt durch die niederwallenden Locken. Die Nase ist sehr schön gebogen, die Lippen fein und nicht weit nach den Mundwinkeln ausgedehnt. Den Bart läßt sich der König täglich durch einen Diener scheren, nur an den schmalen Schläfen wächst er dicht hervor. Kinn, Kehle und Hals sind nicht fett, aber saftreich, zart und weiß und, näher betrachtet, mit jugendlicher Röte durchschimmert; denn der König errötet oft, aber nicht aus Zorn, sondern aus Bescheidenheit. Seine Schultern sind rund, die Oberarme stark, die Unterarme hart, die Hände breit, die Brust hoch, der Leib nicht vorgedrängt. Auch alle übrigen Teile des Körpers zeigen das schönste Ebenmaß, die Schenkel und Waden sind kräftig, kleine Füße tragen die starken Glieder. Sein Tageslauf aber ist in folgender Weise eingeteilt. Frühe vor Tagesanbruch schon versammeln sich einige Geistliche bei ihm, dann wird vor ihm und einem ausgewählten Gefolge ein Gottesdienst gehalten, dem er mit großer Aufmerksamkeit folgt. Den übrigen Teil des Morgens nimmt die Sorge für die Verwaltung seines

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reiches in Anspruch. Dabei steht neben dem Thronsessel der Waffenträger des Königs. Seine Leibwache, nach gotischer Sitte mit Pelzen bekleidet, wird, um jede Störung zu vermeiden, im Vorzimmer aufgestellt, das nur durch einen Vorhang von dem größeren Raume getrennt ist. Die Stimmen von innen werden draußen nur als ein leises Murmeln vernommen. In den Saal zu dem Könige haben die Gesandten fremder Völker Zutritt; diese hört er aufmerksam an und spricht wenig. Von den Geschäften, die verhandelt werden, verschiebt er die wichtigen, wenn sie reifliche Überlegung erfordern; die andern macht er rasch ab. Um die zweite Stunde (um acht Uhr morgens) erhebt er sich von seinem Sitze und geht in die Schatzkammer oder in den Stall, um sich am Anblick seines Hortes oder seiner Rosse zu erfreuen. Ist eine Jagd angesagt, so hält er es nicht der königlichen Würde für angemessen, den Bogen selbst zu tragen; sondern wenn er einen Vogel oder ein wildes Tier erblickt, so streckt er seine Hand nach hinten und der dienstthuende Knabe reicht ihm schnell den Bogen mit ungespannter Sehne. Denn wie er es für knabenhaft hält, den Bogen in ein Behältnis geschlossen zu tragen, so dünkt es ihm weibisch, sich ihn gespannt geben zu lassen. Er spannt ihn selber, und dann mag er zielen, wonach er will, er wird niemals fehlen. Wenn die Stunde des Mahles gekommen ist, das sich an gewöhnlichen Tagen von dem eines andern Goten nicht unterscheidet, so trägt kein keuchender Diener eine Menge schweren Silbergeschirres für die Speisenden auf. Gesprochen wird während der Mahlzeit nur von ernsthaften Sachen. Das Tafelzeug ist teils purpurn gefärbt, teils von weißem Leinen. Die Gerichte bestehen aus nicht eben kostbaren, aber schmackhaft zubereiteten Speisen; das Geschirr zeichnet sich durch Sauberkeit, nicht durch Gewicht aus. Selten werden die Becher geleert; denn man trinkt mehr, um den Durst zu stillen, als um dem Trunk zu frönen. So verbindet sich in allem öffentliche Pracht mit häuslicher Sparsamkeit und königlichem Anstand. Von dem Glanz der Gastmähler an festlichen Tagen schweige ich, denn diese sind niemandem unbekannt. Nach Beendigung des Mahles überläßt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich der König zuweilen einem kurzen Mittagsschlaf. Dann belustigt er sich eine Weile am Brettspiel. Er faßt die Würfel schnell, schüttelt sie langsam und wirft sie dann mit irgend einem Scherzwort hin. Bei guten Würfen schweigt er und lacht bei schlechten; wenn sie aber weder gut noch schlecht sind, ärgert er sich. Er sucht keinen Gewinn, noch fürchtet er Verlust; bloß durch Zufall, ohne Geschicklichkeit zu gewinnen, ist ihm zuwider. Es ist, als ob er im Spiel ein Bild des Krieges erblickte. Die Teilnehmer am Spiel bittet er zu vergessen, daß er der König sei, und sich frei und zwanglos zu bewegen. Er will nicht gefürchtet sein. Großen Spaß bereitet es ihm, wenn ein Mitspieler, der verloren hat, seinen Verdruß und Ärger nicht verbergen kann. Dann ist er stets in der besten Laune, und dann ist es auch an der Zeit, ihn zu bitten, wenn man eine Gunst von ihm zu erhalten wünscht; wer eine Bitte auf dem Herzen hat, der bringt sie in solchen Augenblicken vor. Ich selbst habe oft, wenn ich etwas von ihm wollte, mit Vergnügen verloren; denn was ich im Spiele verlor, das gewann ich dann vielfältig wieder. Nach dem Spiel, von der neunten Stunde an (um drei Uhr nachmittags), widmet sich der König wieder den Herrschersorgen, die auf ihn eindringen. Es nahen sich jetzt alle die, welche ihm eine Sache vorzutragen haben, und dies dauert fort bis zur Stunde der Abendmahlzeit, an der nur seine Freunde teilnehmen. Zuweilen, doch nicht häufig, werden während des Abendessens auch Spaßmacher hereingelassen, die aber keinen der Gäste durch ihre Witze verletzen dürfen. Von Gesang und Saitenspiel liebt er nur die Art, durch welche der Mut belebt wird. Sobald er sich dann erhebt, ruft er die nächtlichen Wachen in den Königshof. Bewaffnete stehen bei den Eingängen des königlichen Hauses und hüten den Schlummer des Herrschers."

Man erkennt aus dieser Schilderung leicht, daß die Lebensweise der Westgoten sich seit den Tagen Athanarichs und Fridigerns bedeutend verfeinert, aber doch nicht die frische, einfache Art der germanischen Heimat völlig eingebüßt hatte.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

26. Attila, der Hunnenkönig.

Die Westgoten hatten durch Gründung des Reiches von Toulouse endlich Ziel und Rast für lange Zeit gefunden. Aber die Stürme, die das Römerreich erschütterten, hörten deshalb nicht auf und trieben es allmählich dem Untergange zu. Westgallien war an die Westgoten verloren gegangen, und es währte nicht lange, da breitete sich die Herrschaft der westgotischen Könige auch über Spanien aus. In Ostgallien hatten sich in der Gegend von Worms die Burgunden angesiedelt, im Norden breiteten sich die Franken immer mehr aus. Etwas später wurde Britannien eine Beute der Sachsen und Angeln. An der mittleren Donau schauten die Rugen und andre Völkerstämme begehrlich nach römischem Gebiet herüber. Nordafrika, Italiens Kornkammer, ging an die Wandalen verloren. So sah sich das unglückliche Rom auf allen Seiten von Feinden umgeben, eine wertvolle Provinz nach der andern wurde ihm entrissen. Der morsche Staat wäre schon damals gänzlich zusammengebrochen, wenn nicht ein hochbegabter Mann, der Kriegsmeister Aëtius, unermüdlich für ihn thätig gewesen wäre und das Allerschlimmste abgewendet hätte. Auch dieser kraftvolle und scharfsinnige Staatsmann, dem Stilicho nicht unähnlich, nur nicht so edel und uneigennützig, war wahrscheinlich kein geborner Römer, sondern von germanischer Abkunft: Sein Vater stammte aus dem Gotenlande an der Donau. In seinen Knabenjahren war Aëtius einst als Geisel in die Hände des Helden Alarich gekommen. Der König gewann den frischen, lebhaften Knaben lieb und unterrichtete ihn wie einen eigenen Sohn im Waffenhandwerk. Später wurde Aëtius an den Hof des Hunnenkönigs Ruga vergeiselt. Hier lebte er mehrere Jahre, machte sich mit hunnischer Sprache und Sitte wohl vertraut und knüpfte Verbindungen an, die er später zu nützen verstand. Durch eine so wechselvolle und erfahrungsreiche Jugend erwarb sich Aëtius eine erstaunliche Arbeitskraft, sicheres Urteil und kluge Geschmeidigkeit. Er war von mittlerer Größe, kräftig und gewandt, ein kühner Reiter, erfahren in allen Geschäften

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Kriegs und des Friedens. Gemeine Leidenschaften lagen ihm fern; nur gewaltig herrschsüchtig war er.

Der elende Honorius war gestorben. Sein Neffe und Nachfolger Valentinian der Dritte, dem vorigen Kaiser in allen Stücken ähnlich, fand an Aëtius eine starke Stütze. Fast dreißig Jahre hindurch hat dieser treu am Steuer des Reichs gestanden, bis auch er, wie einst Stilicho, durch seinen eignen undankbaren Herrn fiel. Nachdem er die Würde des Oberfeldherrn aller weströmischen Heere erlangt hatte, griff er mit hunnischen Reiterscharen, die er in Sold genommen, den Burgundenkönig Gundahari (Gunther) an, der die Grenzen seiner Herrschaft auf Kosten der Römer mächtig ausgedehnt hatte. In einer fürchterlichen Schlacht im Jahre 437 fiel Gundahari mit seinen beiden Brüdern und dem größten Teile seines Volkes. Das Ereignis ergriff auch die Gemüter der umwohnenden deutschen Stämme. Überall sagte und sang man von der Todesnot der Burgunden, und so entstand ein Teil der großen Nibelungensage, die noch in dem fast achthundert Jahre später gedichteten Nibelungenlied so gewaltig an das Herz des Hörers greift.

Dieser Krieg und viele andre, die der tapfere Aëtius ausfocht, waren indes nur Vorspiele zu dem großen Kampfe, durch dessen glückliche Beendigung er der Retter Europas werden sollte, zu dem Kampfe gegen den Hunnenkönig Attila. Seit die Westgoten sich über die Donau auf römischen Boden zurückgezogen hatten, wird nur sehr Weniges über das Volk berichtet, das durch seinen Einbruch in Europa die Völkerwanderung veranlaßt hatte. Die Ostgoten waren trotz der hunnischen Oberherrschaft unverfälschte Germanen geblieben. Sie behielten ihre alten Wohnsitze und ihre angestammten Herrscher; diese aber waren dem hunnischen König zur Heeresfolge verpflichtet. Im ganzen war das Hunnenjoch für sie nicht schwer. Etwa seit dem Jahre 430 stand das Ostgotenvolk unter drei Herrschern; es waren drei Brüder aus dem erlauchten Geschlecht der Amaler oder Amelungen, Walamir, Theodemir und Widemir. Walamir war der älteste; er ließ in edler Uneigennützigkeit seine beiden jüngeren Brüder an der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herrschaft teilnehmen, die sich ihm doch freiwillig unterordneten. So gaben sie dem Volke ein herrliches Beispiel echt brüderlicher Eintracht und Liebe. Der bedeutendste von den dreien aber war Theodemir, der hauptsächlich die Kriege seines Bruders führte und der Vater des später so berühmten Königs Theoderich wurde. In die Zeit nun, wo die drei Amaler in schöner Einigkeit an der Spitze des Ostgotenvolkes standen, fällt die Regierung des gewaltigen Hunnenkönigs Attila.

Wenn wir auch lange nichts von den Hunnen hören, so hatte doch dieses wilde Reitervolk sich nicht etwa in friedliche Ackerbauer verwandelt. Es waren noch die rohen Nomaden vom Jahre 375, die Ammian so anschaulich geschildert hat; Kriege zu führen gehörte zu ihren Lebensbedürfnissen. Nur kehrten sie ihre Waffen gegen Völker, von denen wir aus dieser Zeit keine Nachrichten besitzen. Erst zu Anfang der dreißiger Jahre des fünften Jahrhunderts kommt gewisse Kunde von einem mächtigen Hunnenkönig Ruga, vor dem der Kaiser in Konstantinopel zitterte. Aber sein Stern ist erblichen vor dem blutigen Gestirn seines Neffen Attila, der ihm gemeinsam mit seinem Bruder Bleda im Jahre 433 in der Herrschaft folgte. Ein lose gefügtes Reich, das von der Wolga und dem Schwarzen Meere bis in das heutige Deutschland und das mittlere Donaugebiet reichte, und ein buntes Völkergemisch, das aus Hunnen und Slaven, aus Ostgoten, Gepiden, Rugen und andern deutschen Stämmen bestand, gehorchte den Brüdern, von denen der ältere Bleda vor dem jüngeren Attila weit zurücktrat.

Der Name Attila ist deutsch und bedeutet „Väterchen", und auch Attilas Vater Mundiuch trägt einen germanischen Namen. Dies beweist, daß die vornehmsten Hunnen vielfach die edlere deutsche Sitte und Sprache anzunehmen bemüht gewesen sein müssen. Nur die Volksmasse schloß sich gegen jede Bildung ab. Seinem Äußeren nach war Attila freilich ein echter Asiate, von kurzem Wuchse, breiter Brust, großem Kopf, häßlichem Gesicht und gelblicher Farbe, mit kleinen Augen, aufgestülpter Nase und dünnem Bartwuchs. Aber sein kleines Auge spähte scharf umher, und seine Haltung war stolz und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

selbstbewußt. Er wußte sich zu mäßigen und erschien seinen Völkern als ein gerechter, ja ein gütiger Herr, aber in seinem Zorn war er furchtbar und gegen Feinde kannte er kein Erbarmen. Die Völker, deren Ahnen vor diesem Mann einst zitterten, nannten ihn später nicht mit Unrecht die Gottesgeißel, und er hörte es gern, wenn man sagte, er habe das Schwert des Kriegsgottes in den Händen. Ein Hirt, so erzählte man sich nämlich, bemerkte, daß ein Kalb aus seiner Herde hinkte. Er fand eine Schnittwunde im Fuß des Tieres, konnte keinen Grund der Verletzung entdecken und folgte den Blutspuren. Da stieß er zuletzt auf ein Schwert, worauf das Kalb beim Weiden getreten war. Er grub es heraus und trug es alsbald zu Attila. Dieser erklärte freudig, es sei das Schwert des Kriegsgottes, durch das ihm der Sieg über alle Völker der Welt verbürgt werde.

Schon als Attila noch gemeinsam mit Bleda regierte, erschreckten die Hunnenkönige den schwachen oströmischen Kaiser Theodosius den Zweiten, den Nachfolger des Arkadius, wiederholt durch plündernde Einfälle in sein Reich und durch Forderung ungeheurer Summen, die als Jahrgelder für angeblich geleistete Waffenhilfe, gezahlt werden mußten. Als vollends Attila seinen Bruder, der seinen hochfliegenden Entwürfen entgegenstand, getötet und das ganze Hunnenreich unter seinem Zepter vereinigt hatte, vermehrten sich die Quälereien, durch die der erbarmungslose Kriegsherr die Oströmer heimsuchte. Im Jahre 447 drang er unter einem nichtigen Vorwande bis zu den Thermopylen vor, verwüstete das Land auf das schrecklichste und schlug die Römer in einer blutigen Schlacht. Der Friede brachte neue Schmach für das Kaiserreich. Nur mit neuen unermeßlichen Summen konnte er erkauft werden. Trotzdem hatte der gute Theodosius keine Ruhe. Der Hunnenkönig machte sich den grausamen Scherz, durch wiederholte Gesandtschaften über irgend welche Beleidigungen oder Nachteile, die ihm durch die Römer zugefügt worden seien, den armen Kaiser zu quälen. Das Ende war jedesmal, daß die hunnischen Boten mit reichen Gaben an Attila beladen heimkehrten, durch welche Theodosius den

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

grimmigen Feind bei gnädiger Laune zu erhalten hoffte. Römische Vornehme begleiteten im Auftrage des Kaisers zuweilen die Hunnen. Dies geschah unter anderm auch im Jahre 448, wo ein Geschichtschreiber, Namens Priscus, bei einer solchen Gelegenheit mit andern kaiserlichen Beamten ins Hunnenland reiste und an Attilas Hof kam. Dort hat er allerlei Merkwürdiges gesehn und gehört und nachträglich einen Bericht über diesen Aufenthalt geschrieben. Die Residenz Attilas, die in Ungarn zwischen der Donau und der Theiß lag, schildert er als ein sehr großes Dorf mit hölzernen Hütten. Sogar der Palast des Königs war aus Holzstämmen gebaut. Daneben aber stand ein steinernes Badehaus, das sich Attila von römischen Kriegsgefangenen hatte errichten lassen. Wie der gefürchtete Herrscher als friedlicher Richter seines Volkes waltete, das beschreibt Priscus folgendermaßen: „Ich näherte mich dem Gebäude, in welchem Attila wohnte. Dabei kam ich unter eine große Volksmenge zu stehen; denn da Attilas Wächter und Gefolgsmannen mich wohl kannten, wehrte mir keiner, hinzuzutreten. Da sah ich, wie plötzlich der ganze Volkshaufe in Bewegung geriet und lärmend nach der Thür hindrängte, aus der Attila hervortreten sollte. Der König schritt, von dem Goten Hunigais, seinem Ratgeber, begleitet, aus dem Hause, mit ernster Miene, während aller Augen auf ihn gerichtet waren. Vor dem Palaste blieb er stehen, und nun näherten sich ihm viele Leute, die miteinander in Streit lagen. Er hörte sie an und gab jedem seinen Spruch. Nachdem er so Gericht gehalten hatte, ging er wieder in sein Haus zurück und ließ Gesandte barbarischer Völker zum Empfange vor."

Sehr merkwürdig ist die Schilderung eines Gastmahls, zu dem Priscus mit andern west- und oströmischen Gesandten von Attila eingeladen worden war. Sie zeigt uns unter anderm, wie stark am Hofe des Hunnenkönigs germanische Sitte und Sprache das wilde, rohe Asiatentum durchdrungen hatten. Edle Goten bildeten die nächste Umgebung Attilas. „Wir traten," so berichtet Priscus, „zur bestimmten Stunde (etwa um drei Uhr nachmittags) in den Palast und gleich-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeitig mit uns die weströmischen Gesandten. Auf der Schwelle blieben wir dem König gegenüber stehen, und die Mundschenken boten uns nach dem Landesbrauch einen Becher Weins, damit wir, ehe wir Platz nähmen, auf das Wohl des Wirtes tränken. Nachdem wir dies gethan hatten, wies man uns Sessel an, auf denen wir sitzend essen sollten." Die Römer pflegten nämlich bei ihren Mahlzeiten zu liegen. Man hat hier übrigens nicht an eine große Festtafel zu denken, sondern, wie aus dem folgenden hervorgeht, an kleine Tische, an denen je drei bis fünf Personen saßen und die erst vor den Sitzenden aufgestellt wurden. Doch wir lassen Priscus weiter erzählen. „Alle Sessel," so fährt er fort, „standen längs der Wände des Saales und zwar auf den beiden Langseiten, rechts und links. An der einen Schmalseite, der Thür gegenüber, erhob sich ein Ruhebett, zu dem wenige Stufen hinaufführten und auf dem Attila saß. Hinter ihm stand ein zweites, noch mehr erhöhtes Lager, das wie jenes mit weißem Linnen und bunten Teppichen bedeckt und ebenfalls allein für den König bestimmt war. Die vornehmsten Gäste saßen auf der Seite, die Attila zur Rechten lag; die andern, zu denen auch wir gehörten, auf der linken Reihe. Zu Attilas rechter Hand saß zunächst der Gote Hunigais auf einem Sessel zur Seite des Ruhebettes, ihm gegenüber zwei Söhne des Königs ebenfalls auf Sesseln. Der älteste Sohn Ellak aber hatte seinen Platz mit auf des Vaters Ruhebett, doch nicht unmittelbar neben jenem, sondern ein gutes Stück abseits; auch schlug er aus Ehrfurcht vor dem Vater beständig die Augen nieder. Über uns, auf der linken Seite, saß ein edler Gote, Namens Berich, der unter den Hunnen großes Ansehen genoß.

Als wir alle nach dem Range Platz genommen hatten, kam der Mundschenk des Königs und bot zuerst seinem Herrn eine Schale mit Wein. Attila nahm sie und winkte dabei dem zu, der ihm an Rang zunächst stand. Wer durch solchen Gruß geehrt wurde, erhob sich und durfte sich nicht eher setzen, als bis der König von dem Wein genippt, er selbst aber die Schale ausgetrunken und sie dem Mundschenken zurückgegeben hatte. Während Attila stets sitzen blieb, bezeigten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihm alle auf gleiche Weise ihre Ehrfurcht, je nachdem die Reihe an sie kam. Sie standen auf, nahmen den Becher, sprachen den Heilwunsch auf den König und tranken. Auch uns begrüßte der König in der geschilderten Weise, und wir erwiderten nach der Sitte des Hofes. Nachdem aber diese Ehrentrünke abgethan waren, entfernten sich die Schenken, und nun begann das Mahl. Zuerst wurde dem Könige ein Tisch vorgesetzt, dann den andern, je einer für drei, vier oder fünf Gäste, von denen jeder sich von den Gerichten zulangen konnte, ohne von seinem Sessel aufzustehen. Nun trat zuerst der Truchseß Attilas herein, der eine Schüssel mit Fleisch trug; nach ihm kamen Diener, welche Brot und Zukost auf die Tische setzten. Für uns und die Barbarengäste waren leckere Gerichte zubereitet und wurde alles auf silbernen Schüsseln aufgetragen; für den König selbst aber kamen nur hölzerne Teller, und darauf lag nichts als Fleisch. Dem entsprach seine Mäßigkeit in allem. Die Gäste tranken aus silbernen und goldenen Bechern, sein Trinkgefäß war von Holz. Ebenso schlicht war seine Kleidung; sie zeigte keinen andern Schmuck als den der Sauberkeit. Auch sein Schwert und die Bänder der Barbarenschuhe und das Riemenzeug seines Rosses waren nicht wie bei den andern Hunnen mit Gold, Edelsteinen und sonstigem Zierat geschmückt.

Als die Speisen des ersten Ganges verzehrt waren, erhoben wir uns und durften uns nicht eher wieder niederlassen, als bis nach der früheren Ordnung jeder einen vollen Becher mit Wein auf Attilas Wohlsein geleert hatte. Nachdem ihm auf diese Weise Ehre erwiesen worden war, setzten wir uns wieder, und es wurde für jeden Tisch ein zweiter Gang aufgetragen, der andre Speisen enthielt. Und als wir von diesen genug gegessen hatten, standen wir abermals auf, tranken und setzten uns wieder, wie vorher.

Inzwischen ward es Abend, und man zündete Fackeln an. Jetzt traten zwei Goten vor Attila und trugen Gesänge vor, in denen sie die Siege und die kriegerischen Tugenden des Herrschers und andrer Helden besangen. Mächtig war die Wirkung: mit leuchtenden Augen sahen die Gäste auf die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sänger; viele weinten, die jüngeren vergossen Thränen freudigen Ruhmverlangens und edler Bewunderung, die Greise aber weinten vor Schmerz, wenn sie an ihre alten Kämpfe dachten und daß sie nun kraftlos und vom Alter zur Ruhe gezwungen waren. Nach den Sängern trat ein hunnischer Narr auf, der allerlei Seltsames, Unsinniges und Albernes herschwatzte und durch seine Possen ein allgemeines Gelächter erregte. Zuletzt kam ein Maure herein, ein buckliger, mißgestalteter Zwerg, der seit zwanzig Jahren in der Welt herumzog. Er war einst König Bledas Günstling gewesen, war diesem entlaufen, aber wieder zurückgebracht worden. Dieser Maure, Zerkon war sein Name, trat also jetzt auf und rief durch seine Erscheinung, seine Possen und seine aus Lateinisch, Griechisch und Gotisch spaßhaft gemengten Reden die größte Heiterkeit hervor. Doch Attila blieb ernst, und sein Antlitz zeigte nicht die mindeste Veränderung; selten gab er durch eine Bewegung oder ein kurzes Wort seine gute Laune kund. Nur als sein jüngster Sohn Ernak eintrat und sich dem Vater näherte, zog dieser ihn an sich, fuhr ihm liebkosend über die Wange und sah ihn liebevoll und mit leuchtenden Augen an. Als ich, überrascht hierüber, mich an einen meiner Nachbarn wandte, der ein wenig Latein sprach, und ihn nach dem Grunde der Zärtlichkeit Attilas fragte, vertraute mir der Barbar unter dem Siegel der Verschwiegenheit, Wahrsager hätten dem Könige prophezeit, daß sein Geschlecht in allen seinen übrigen Kindern untergehen und nur in diesem Ernak fortleben werde; deshalb liebe er in diesem Kinde die einzige Bürgschaft für das Fortbestehen seines Geschlechtes. Das Gelage zog sich bis tief in die Nacht hinein; da glaubten wir uns endlich dem Trinken nicht mehr hingeben zu dürfen und entfernten uns."

Zwei Jahre nach der Reise des Priscus ins Hunnenland sank der gutmütige, aber unfähige Theodosius der Zweite ins frühe Grab (450). Ihm folgte ein tapferer Kriegsmann mit Namen Marcian auf den Thron des Ostreiches. Dieser verstand das kaiserliche Ansehen besser zu wahren als sein schwacher Vorgänger. Als Attila von ihm in drohenden

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Worten Auszahlung des von Theodosius zugestandenen Tributs forderte, gab Marcian zur Antwort: „Für meine Freunde habe ich Gold, für meine Feinde nur Eisen." Attila war so selbstbewußte Sprache nicht gewöhnt, er stutzte und — beschloß, das oströmische Reich, das offenbar unter einem tüchtigen Herrscher stand, sich einstweilen selbst zu überlassen und seine unersättliche Ruhm- und Ländergier durch einen Eroberungszug nach dem Westen zu befriedigen. Denn das weströmische Reich war so geschwächt und von allen Seiten bedroht, daß er sich einen raschen, glänzenden Erfolg versprach.

27. Die Völkerschlacht auf den katalaunischen Gefilden.

Ganz Europa wollte der schreckliche Hunnenkönig seiner Herrschaft unterwerfen. Wäre ihm das gelungen, so würde es um die ganze christliche Bildung, um die edlen Schätze des griechisch-römischen Altertums und um die fernere Entwicklung der germanischen Völker geschehen gewesen sein. Die tapferen Westgoten und der kluge Aëtius haben sich das unsterbliche Verdienst erworben, Attilas Unterfangen zu vereiteln. Und das kam so. Das reiche Gallien sollte nach Attilas Willen zuerst in die plünderungslustigen Hände der Hunnen fallen. Da nun aber die Westgoten den westlichen Teil dieses Landes besaßen und Attila nicht mit ihnen und den Weströmern zugleich kämpfen wollte, so versuchte er die beiden Staaten, die damals in Frieden miteinander lebten, zu entzweien, um dann einen nach dem andern vernichten zu können. Aber seine Versuche scheiterten an der Vorsicht des Aëtius und der Biederkeit des Westgotenkönigs Theoderich des Ersten. Als die arglistigen Umtriebe Attilas bekannt wurden, schlossen beide Männer ein Schutz- und Trutzbündnis für ihre Staaten ab und rüsteten ihre Streiter zu dem drohenden Entscheidungskampfe. Auch die westlichen Stämme der Barbaren, die Reste der Burgunden und — freilich nur ungern — der Alanenkönig Sangiban, der in Mittelgallien, um Orleans herum, ein Reich hatte, schlossen sich ihnen an. Attila muß von dem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bündnis Roms mit den Westgoten Kunde erhalten haben; denn er suchte jetzt einen Vorwand, um mit Rom zu brechen. Man erzählt, Honoria, die schöne, aber leichtsinnige Schwester des Kaisers Valentinian, habe dem Hunnenherrscher heimlich ihre Hand angetragen. Attila verlangte nun Honoria zum Weibe und drohte, wenn sie ihm nicht ausgeliefert werde, so werde er sie sich holen und ihr Erbe, nämlich das weströmische Reich, in Besitz nehmen. Natürlich wurden seine Forderungen abgewiesen, und nun spielte Attila den Beleidigten und sammelte seine Völker zum Kriege. Aus allen Gauen seines weiten Reiches vom Schwarzen Meere bis zur Ostsee, von der Wolga bis nach Mitteldeutschland hinein, strömten, seinem Aufgebote folgend, unermeßliche Scharen zusammen. Die geringste Angabe spricht von 800 000 Mann. Den Kern des Völkerheeres bildeten die Hunnen, Ostgoten und Gepiden. Aber auch Slaven und kleinere Germanenstämme, selbst Thüringer und Ostfranken, mußten sich ihm anschließen. Der König der Ostgoten, Walamir, und der der Gepiden, Ardarich, die Attila vor allen wert hielt, mußten als Ratgeber stets in seiner Nähe weilen. Langsam wälzte sich die ungeheure Völkerlawine die Donau aufwärts über Passau und Regensburg dem Rheine zu, der im Frühling 451 überschritten wurde. In zwei Hauptmassen rückte man vor, deren jede viele Meilen weit sich ausbreitete. Das feste Metz wurde in der Nacht vor Ostern gestürmt und eingenommen. Es war ein gräßlicher Ostermorgen, der den unglücklichen Bürgern aufging. Sie wurden größtenteils niedergehauen, die übrigen samt dem Bischof in die Sklaverei fortgeschleppt; die Stadt ging in Flammen auf. Ein gleiches Schicksal erlitt Reims. Unter fürchterlichen Verwüstungen zogen die Massen weiter über Châlons nach Orléans. Welcher Wahnsinnige hätte daran denken können, sich dem ungeheuren Strome entgegenzuwerfen? Nur feste Mauern gewährten einigen Trost. Der Bischof Anianus von Orléans hatte von Aëtius Zusicherung schneller Hilfe erhalten. Jetzt bot der kluge und fromme Mann alles auf, um die Bewohner der Stadt durch geistlichen Zuspruch und das Beispiel der Mannhaftigkeit zu stär-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ken, bis die Hilfe käme. Aber Woche um Woche verging und der ersehnte Retter wollte noch immer nicht erscheinen. Wütend lärmten die stürmenden Feinde vor den Mauern und Thoren. Schon bebten die Befestigungswerke von den Sturmböcken der Hunnen, schon wich ein Thor, und die ersten Feinde drangen in die Stadt ein. In heißem Gebete lag der Bischof auf den Knien, um ihn kniete jammernd seine Gemeinde. Siehe! da zeigte sich auf der Landstraße eine dunkle Wolke! Es war Aëtius und der Westgotenkönig Theoderich mit seinen jungen Heldensöhnen Thorismud und Theoderich. Mit Windesschnelle eilten ihre tapferen Scharen herbei und rückten im Laufschritt von der entgegengesetzten Seite wie die Feinde in die Stadt ein. Nach kurzem, aber heißem Kampfe hatten sie die Hunnen wieder hinausgeworfen, verrammelten von neuem das Thor und brachten der bedrängten Stadt neue Vorräte, frischen Mut und viele tausend tapfere Arme. Überrascht hob Attila die Belagerung auf und zog sich an der Loire nach der Seine und Marne zurück. Offenbar war sein Heer nicht im besten Zustande. Selbst ein so gewaltiger Herrscherwille, wie der seine, konnte die bunten Scharen seiner Völker nicht völlig in Ordnung und Zucht halten. Erst in den weiten Ebenen der Landschaft Champagne, auf den sogenannten katalaunischen Gefilden, machte er halt und sammelte seine ganze Streitmacht zum Entscheidungskampfe. Das eigentliche Schlachtfeld war eine Ebene, die den Namen Campus Mauriacus führte und etwa eine Meile von der Stadt Troyes lag. Hier entbrannte im Juli des Jahres 451 eine der fürchterlichsten Schlachten, von denen die Geschichte meldet, und in der römische Kriegskunst und deutsches Heldentum Europa von der asiatischen Gewaltherrschaft rettete, wie einst Mut und List der Griechen bei Marathon und Salamis. Erst um die dritte Stunde des Nachmittags gab Attila den Befehl zum Angriff. Die Opferpriester hatten nichts Gutes verkündet, und der König wollte, wenn er Unglück hätte, die einbrechende Nacht zu seinem Schutze benutzen.

In der Mitte der Ebene zwischen beiden Heeren, so berichtet der gotische Geschichtschreiber Jordanes, war eine sanft anstei-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gende Anhöhe; dieses Punktes suchten sich die Kämpfer von beiden Seiten zu bemächtigen. Von der östlichen Seite her rückten die Hunnen an, von der westlichen die Römer und Westgoten; um den noch unbesetzten höchsten Teil der Bodenschwellung entbrannte zuerst der Kampf. Auf dem rechten Flügel der Verbündeten stand König Theoderich mit seinen Westgoten, auf dem linken Aëtius mit den römischen Legionen. Die Alanen unter ihrem König Sangiban hatte man in die Mitte gestellt, mit kluger Vorsicht; denn da auf seine Treue wenig Verlaß war, so schnitten sie ihm die Möglichkeit der Flucht ab und zwangen ihn zum Kampfe, indem sie ihn von allen Seiten umgaben. Das Heer der Hunnen war so aufgestellt, daß in der Mitte Attila mit den Tapfersten seines Volkes stand; denn auf seine Sicherheit bedacht, umgab er sich mit dem Kern seines Heeres. Die beiden Flügel bildeten die verschiedenen Völker und Stämme, die er seiner Herrschaft unterworfen hatte. Unter ihnen zeichnete sich das Heer der Ostgoten aus, geführt von den drei Amalungen Walamir, Theodemir und Widemir. Auch die Gepiden waren in großer Anzahl unter Attilas Scharen, geführt von ihrem Könige Ardarich, den Attila um seiner oft erprobten Treue und Weisheit willen neben Walamir vor allen übrigen Fürsten zu seinem Vertrauten gemacht hatte. So fest baute Attila auf ihre Treue, daß er es wagen durfte, sie im Kampf ihren Stammesvettern, den Westgoten, gegenüberzustellen. Die übrigen Könige und Führer der verschiedenen Völkerschaften harrten gleich Trabanten auf jeden Wink Attilas. Ein Blick seines Auges genügte, daß jeder mit Furcht und Zittern und ohne Murren an seinen Platz trat und alles ausführte, was ihm befohlen ward. Aber er, der König der Könige, der über allen stand, war auch für alle besorgt; er erwog bei sich den Plan der Schlacht und lenkte die Bewegung der Massen.

Es entstand also, wie gesagt, zuerst ein Kampf um den höchsten Teil des Schlachtfeldes. Attila schickte die Seinen dahin ab, um die Anhöhe zu nehmen; aber Thorismud, der Westgotenprinz, und Aëtius kamen ihm zuvor und warfen

Generated on 2019-10-21 14:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

von ihrer vorteilhaften Stellung herab die anstürmenden Hunnen mit leichter Mühe zurück. Da Attila sah, daß durch diesen Verlust sein Heer in Bestürzung geriet, hielt er es für angemessen, seine Scharen durch eine Ansprache zu ermutigen. Er sagte etwa folgende Worte: „Nach so vielen Siegen brauche ich euch eigentlich nicht erst anzufeuern, als ob ihr Neulinge im Kriege wäret. Was ist euch so zur Gewohnheit geworden, als der Krieg? Und was kann es Süßeres geben für einen Tapferen, als mit eigner Hand Rache zu üben? Ja, es ist eine Lust, sein Herz an Rache zu sättigen. Darum frisch, die Feinde angegriffen! Verächtlich sind sie, fürwahr, zwieträchtige Völker, die die Angst vor uns zusammengetrieben hat. Fürchtet ihr die Römer, die Erbärmlichen, mit ihren leichten Waffen? Sie sinken schon hin, wenn sie in die Schlachtreihen treten. Laßt sie stehen, — sie fallen von selbst! — und werft euch auf die Alanen und Westgoten! Da ist der Sieg am schnellsten zu holen, wo der Kern der Feindesmacht steht. Sind die Sehnen zerschnitten, so sinken die Glieder zusammen; der Leib kann nicht aufrecht stehen, wenn man ihm die Knochen herausgezogen. Zeigt eure Beherztheit! bewährt eure Schlauheit! Sättigt euch am Blute der Feinde! Fürchte doch keiner Tod und Verwundung! wem der Tod bestimmt ist, den ereilt er auch daheim auf dem Lager; wer aber Sieger sein soll, den trifft kein Geschoß. Denkt an eure Ahnen! sie hatten noch keine Waffen, und doch stoben die Völker vor ihnen in alle Winde. Ich selbst will zuerst meinen Speer auf die Feinde schleudern. Wer aber müßig bleibt, wo Attila kämpft, der ist ein Toter.“ Durch diese Worte begeistert stürmten alle in die Schlacht.

Wohl konnte den Mutigsten das Herz erzittern vor solchem Kampf, doch die Gegenwart des Königs ließ selbst den Zagenden alles Zaudern vergessen. Bald kämpfte Mann gegen Mann; ein fürchterliches Handgemenge entbrannte, hin und her wogte der Streit, gewaltig, wechselvoll, hartnäckig, unmenschlich; von keiner Schlacht erzählt das Altertum, die dieser zu vergleichen wäre. Größere Thaten und erschütterndere Ereignisse hat keine Zeit erblickt. Wie ältere Leute er-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zählen, schwoll ein Bächlein, das zwischen niedrigen Ufern durch jenes Gefilde fließt, zu einem reißenden Gießbach an, aber nicht durch Regengüsse, sondern von dem Blute, welches den Wunden entströmte. Wer eine Wunde erhalten hatte und brennenden Durst davon empfand, der schlürfte da das mit Blut vermengte Wasser. In dieser Schlacht ward auch der alte König Theoderich, während er durch die Reihen der Seinigen sprengte und sie zu kühnem Mut entflammte, vom Pferde gerissen. Unter den Füßen seiner über ihn wegstürmenden Goten hauchte der noch rüstige Greis sein Leben aus, nachdem er länger als dreißig Jahre die Geschicke seines Volkes mit kräftiger Hand und weisem Rate gelenkt hatte.

Da trennten sich die Westgoten von den Alanen und stürmten, voll Schmerz über ihres Königs Fall, noch ingrimmiger auf die Scharen der Hunnen ein, und fast hätten sie den Attila selbst getötet, wenn er nicht vorsichtig geflohen und sich mit den Seinigen in seine Wagenburg zurückgezogen hätte. So gebrechlich auch diese Schutzwehr war, so fristete sie doch jetzt denen das Leben, denen kurz zuvor kein Wall und keine Mauer widerstehen konnte. Thorismud aber, König Theoderichs Sohn, der mit Aëtius jene Anhöhe genommen und die Feinde von dort verjagt hatte, geriet im Dunkel der Nacht, während er wähnte, zu den Seinigen zu kommen, unter die Wagen der Feinde. Er wehrte sich mannhaft, wurde aber am Kopfe verwundet und vom Pferde herabgerissen. Doch sein Gefolge half ihm aus der Not und führte ihn aus dem Kampfe. Auch Aëtius war in der Verwirrung, die die Nacht mit sich brachte, von den Seinigen abgekommen und trieb mitten unter Feinden umher. Er soll sie ängstlich gefragt haben, ob den Goten nicht ein Unglück zugestoßen sei; doch ward seine Frage glücklicherweise im Getöse der Schlacht überhört. Endlich fand er sich wieder zu dem Lager der Seinigen und verbrachte den Rest der Nacht unter dem Schutz ihrer Schilde.

Als am nächsten Morgen die Sonne aufging, da sah man rings das Gefilde mit Leichen übersäet. Die Hunnen wagten keinen neuen Angriff, und deshalb schrieben Aëtius und die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Westgoten sich den Sieg zu. Sie wußten, daß Attila nicht das Schlachtfeld geräumt haben würde, wenn er nicht ungeheure Verluste erlitten hätte. Aber obgleich er überwunden war, so that er doch nicht dergleichen. Zwar blieb er in seiner Wagenburg, doch ließ er die Waffen erklirren und die Heerhörner erschallen, als drohte er mit einem Angriff, einem Löwen gleich, der, den Jagdspeer in der Seite, den Eingang seiner Höhle bewacht und es nicht wagt, auf die Jäger loszuspringen, aber doch unaufhörlich mit seinem Gebrüll die Herzen zurückschreckt. So ängstigte der große Kriegsfürst seine Überwinder noch von seiner Wagenburg aus.

Goten und Römer traten nun zu einer Beratung zusammen und überlegten, was sie dem besiegten Attila gegenüber beginnen sollten; und man beschloß, ihn von allen Seiten einzuschließen und auszuhungern, da er keine Getreidevorräte hatte. Denn eine Bestürmung des hunnischen Lagers schien nicht ratsam, weil der König seine gefürchteten Bogenschützen zwischen und auf den Karren der Wagenburg aufgestellt hatte, die mit ihrem Pfeilregen jeden Angriff vereitelt hätten. Man erzählt, daß der König auch in dieser verzweifelten Lage seine Seelenstärke bewahrt und aus Pferdesätteln einen Scheiterhaufen habe errichten lassen, mit dem Vorsatze, sobald die Feinde eindringen sollten, sich in die Flammen zu stürzen, damit niemand die Freude habe, ihn zu verwunden oder ihn, den Herrn so vieler Völker, in seine Gewalt zu bringen.

Während man so die Hunnen umzingelt hielt, suchten die Westgoten ihren König, die Söhne ihren Vater, über das ganze Schlachtfeld. Und sie fanden ihn zuletzt nach langem Umherirren mitten in dem dichtesten Haufen der Leichen und ehrten ihn, wie es wackeren Männern ziemt, indem sie ihn unter Trauergesängen vor den Augen der Feinde begruben. Zwischen den Schrecken des Schlachtfeldes erwiesen die Goten mit ihren rauhen Stimmen dem toten König die letzte Ehre und weinten Thränen, wie sie so tapferen Helden nachgeweint werden sollen. Denn wohl traf dieser Tod die Goten schmerzlich, aber er war auch ehrenvoll, wie selbst die Hunnen bezeugten, und wohl dazu angethan, den Stolz der Feinde zu

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beugen, da sie unthätig zusehen mußten, wie der Leichnam des edlen Herrn mit allen königlichen Ehren bestattet ward. Und nachdem die Westgoten ihrem hehren König die geziemende Totenfeier dargebracht hatten, erwählten sie unter dem festlichen Klirren der zusammengeschlagenen Waffen nach alter deutscher Sitte den jungen Helden Thorismud zu ihrem neuen Gebieter, der den sterblichen Resten des geliebten Vaters als guter Sohn das letzte Geleite gegeben hatte. Er war ein wackerer Held und brannte vor Verlangen, seinen tiefen Schmerz an den Hunnen zu rächen; deshalb war die erste Frage, die er an den ihm an Klugheit und Alter überlegenen Aëtius that, was man nun weiter mit dem Feinde beginnen solle. Aëtius aber wollte die Hunnen nicht völlig vernichten, denn er fürchtete, daß dann die Westgoten dem römischen Reiche zu mächtig werden würden, und dachte die Hunnen vielleicht noch einmal gegen die Goten zu benützen. Daher riet er dem jungen König, in seine Heimat zurückzukehren und die väterliche Herrschaft zu übernehmen, damit nicht seine Brüder die Schätze des Vaters an sich rissen und sich des Königshortes bemächtigten; denn wenn dies geschehe, so stehe ihm ein schwerer und, was schlimmer sei, ein unnatürlicher und unseliger Kampf bevor. Thorismud durchschaute nicht die Tücke dieses Rates, sondern glaubte, Aëtius wolle nur seinen und seines Volkes Vorteil; er ließ daher vom Kampfe mit den Hunnen ab und kehrte nach Toulouse zurück.

In jener weltberühmten Schlacht aber, in welcher die tapfersten Völker der Erde sich miteinander maßen, sollen auf beiden Seiten 165 000 Streiter gefallen sein, ungerechnet 15 000 Gepiden und Franken, die vor der eigentlichen Feldschlacht aufeinander stießen und einander zusammenhieben, indem die Franken auf römischer, die Gepiden auf hunnischer Seite kämpften. Im Volk aber ging geheimnisvolle Kunde, die Geister der Erschlagenen stünden zur Nachtzeit aus den Gräbern auf und schlügen in den Lüften noch einmal die Schlacht, die sie als Lebende bestanden. Als Attila den Abzug der Goten erfuhr, argwöhnte er zuerst eine Kriegslist der Feinde und hielt sich noch längere Zeit vorsichtig im Lager.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber es blieb alles still, und alsbald erhob sich sein kühnes Herz zu neuen Siegeshoffnungen, und das Vertrauen auf sein altes Glück kehrte ihm wieder. Fast ungestört zog er sich mit den immer noch ansehnlichen Trümmern seiner Heerscharen zurück, während sein rastloser Geist auf eine Erneuerung des Kampfes im nächsten Jahre sann.

28. Attilas letzte Thaten und sein Tod.

Eine ungeheure Gefahr für die ganze europäische Christenwelt war durch die Umsicht des Aëtius und den Heldenmut der Westgoten abgewendet worden. Aber es war nicht klug gewesen, den immer noch gewaltigen Herrscher der Hunnen entkommen zu lassen. Er war geschwächt, aber nicht vernichtet. Und nun brannte er vor Begierde, die Scharte auszuwetzen, die dem „Schwerte des Kriegsgottes" geschlagen worden war. Als er daher mit den Trümmern seiner Heeresmassen wieder in seine Residenz zwischen Donau und Theiß zurückgekehrt war, begann er sogleich das Werk der Vergeltung vorzubereiten, und es verging kein Jahr, da stand der Gewaltige schon wieder drohend an der Grenze des weströmischen Reiches. Diesmal brach er in Italien ein, und so plötzlich war er erschienen, daß Aëtius keine Zeit mehr hatte, zum zweitenmale Rettung zu bringen, denn er weilte fern in Gallien. Nachdem Attila die blühende Stadt Aquileja im Norden des adriatischen Meeres dem Erdboden gleich gemacht hatte, zog er durch die Fluren Venetiens. Die Einwohner flüchteten sich größtenteils auf die kleinen, schwer zugänglichen Inseln der Lagunen an der sumpfigen Küste, wo aus armseligen Fischerhütten allmählich eine Stadt entstand, das später so berühmte Venedig. Ganz Oberitalien lag in kurzer Frist verwüstet und besiegt zu Attilas Füßen. Jetzt beschloß er, gegen Rom zu ziehen. Doch machte ihn eine üble Weissagung bedenklich, die prophezeite, wer sich an Rom vergreife, der sei dem Tode verfallen, wie das Schicksal Alarichs deutlich beweise. Da nahte dem Hunnenkönig eine ehrfurchtgebietende Gesandtschaft; an ihre Spitze trat der Bischof von Rom, Leo der Erste, nachmals der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Große zubenannt, vor den gewaltigsten Herrscher der Erde. Er hatte ihm nichts entgegenzusetzen, als die Hoheit seines Wesens und die unwiderstehliche Kraft seiner Rede. Aber Gott wirkte Großes in einem schwachen Greise. Der Erfolg war wunderbar: Attila bewilligte sogleich den erbetenen Frieden und ging über die Alpen in seine Heimat zurück. Freilich wäre es auch einem Leo schwerlich gelungen, ihn zur Umkehr zu bewegen, wenn dem König nicht eine solche Bitte willkommen gewesen wäre, weil sie seiner ernsten Stimmung und seiner Überlegung entgegen kam. Die Kriegsbeute konnte nur jenseits der Alpen sicher geborgen werden, Attilas Scharen waren durch Seuchen geschwächt, Aëtius konnte unverhofft herbeieilen, die Hunnen verlangten nach der Heimat. Mit Widerstrebenden einen Kampf im Feindeslande zu wagen schien selbst einem Attila bedenklich. So kam ihm denn im Grunde Leos Bitte gelegen, und er kehrte heim. Aber Ruhe kannte der Mann nicht, der dazu geboren war, die Welt zu erschüttern. Sofort begann er neue Rüstungen. Diesmal sollte das östliche Römerreich vor ihm zittern. Aber ein Größerer gebot dem Unersättlichen Einhalt. Nur ein Jahr war seit dem Zuge nach Italien vergangen, da schlug in der hölzernen Königsstadt in Ungarn lauter Festjubel urplötzlich in Trauer und Wehgeheul um. Der große Völkerfürst hatte nach der rohen asiatischen Sitte seinen zahlreichen Frauen eine neue beigesellt. Es war ein germanisches Mädchen, nach alter Überlieferung eine burgundische Fürstentochter. Ihr Name war Hilde. Die rauschende Lust des Hochzeitsmahls verstummte. In der Nacht ruhte der König, vom Weine schwer, in tiefem Schlafe auf dem Lager. Er lag auf dem Rücken, das heiße Haupt tief nach hinten übergebeugt. Da brach ein Blutstrom hervor, der sich sonst bei ihm durch die Nase zu ergießen pflegte. Diesmal aber staute er sich vor dem Schlunde, und so fand der Trunkene durch Ersticken einen schmählichen Tod. Als am nächsten Morgen der König nicht aus dem Schlafgemach trat und eine Stunde nach der andern verging, ohne daß er sich zeigte, da ahnten seine Hunnen das Unheil und erbrachen die Thür. Und sie fanden den Entseelten,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ohne Wunde, in seinem Blute, und neben ihm, in den Schleier gehüllt, zitternd und weinend, die junge Frau. Da schnitten sie sich nach der Sitte des Volkes einen Teil ihres Haupthaares ab und zerrissen ihre häßlichen Gesichter durch klaffende Wunden, damit der große Kriegsheld nicht mit weibischen Thränen, sondern mit Männerblut betrauert werde.

Unbeschreiblich war der Eindruck, den die Kunde vom Tode des Gewaltigen allenthalben hervorrief. Die Völker Europas atmeten auf, wie von einem schrecklichen Alp befreit. Und so groß wie die Freude bei andern Nationen, so unermeßlich war Trauer und Schmerz bei seinem eigenen Volk. Auf einem freien Felde wurde der Leichnam unter einem seidenen Zelte öffentlich aufgebahrt. Auserlesene Reiter ritten um dieses Zelt im Kreise herum und priesen in Trauergesängen ihres großen Herrschers Thaten. Dann feierten sie an dem offenen Grabhügel ein Totenmahl mit ungeheurem Trinkgelage. Und als es tiefe Nacht ward, da übergaben sie im Stillen den Leichnam der Erde. Zuerst legten sie ihn in einen goldnen Sarg, diesen in einen silbernen und diesen wiederum in einen eisernen. In das Grab warfen sie außerdem erbeutete Waffen, kostbaren Pferdeschmuck und mancherlei prächtige Zierde der Männer. Und damit nicht menschliche Habsucht die Schätze berühre, töteten sie alle Sklaven, die bei der Aushöhlung und Zuschüttung des Grabes geholfen hatten.

Die riesige Gestalt des Hunnenkönigs stand den Völkern noch lange vor der Seele. Bei Galliern, Römern, Griechen und Slaven wurde Seltsames von ihm erzählt. Aber auch die Germanen vergaßen ihn nicht. Noch in der Sage des Mittelalters steht er ehrfurchtgebietend da. Etzel heißt er in den deutschen Liedern. Von seinem Tode behauptete man bald, die junge Frau habe den Gatten aus Rache ermordet. Sie sei nämlich eine Schwester jener Burgundenkönige, die durch ein hunnisches Heer oder, wie man jetzt dichtete, durch Attila selbst mit ihrem Volke den Untergang gefunden hatte. Um Vergeltung zu üben für die Schmach ihrer Brüder, habe Hilde oder Kriemhilde, wie das Volk sie nannte, dem Hunnenkönig den Dolch in die Kehle gestoßen. In unserem Nibelungen-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liede freilich rächt Kriemhilde nicht mehr ihre Brüder an Etzel, sondern ihren ersten Gemahl Siegfried an dessen Mördern, ihren Brüdern und Hagen. Aber im skandinavischen Norden erzählte man noch in später Zeit, wie Atli d. h. Attila dem tödlichen Stahl erliegt, den seine Gattin ihm in die Brust senkt, um Rache zu nehmen für ihre schändlich ermordeten Brüder. So beschäftigte der wunderbare Mann die Gemüter der Menschen noch, als er und sein Reich längst dahingesunken waren.

Die glänzende Herrschaft, die Attila aufgerichtet hatte, brach kurz nach seinem Tode zusammen. Die Germanen, welche sich der hunnischen Oberhoheit gebeugt hatten, warfen das Joch ab. Zuerst erhoben sich die Gepiden, als die Söhne Attilas über das Schicksal der einzelnen Völker, wie Herren über Knechte, entscheiden zu können glaubten, und die übrigen deutschen Stämme folgten ihrem Beispiele. In einer blutigen Schlacht am Flusse Nedao in Ungarn stürzte die hunnische Weltherrlichkeit in Trümmer zusammen. Ellak, Attilas ältester Sohn, fand einen rühmlichen Reitertod; mit ihm fielen 30000 hunnische Streiter. Die Reste des einst so gefürchteten Volkes zogen sich teils nach dem Schwarzen und kaspischen Meere zurück, teils flüchteten sie sich — unter Attilas jüngstem und geliebtestem Sohne Ernak — auf oströmisches Gebiet, wo sie als Söldner in die kaiserlichen Heere bereitwillig aufgenommen wurden. Bald verschwindet der Name der Hunnen gänzlich aus der Geschichte.

29. Ende des weströmischen Reiches; Odowaker.

Europa war von einer Gefahr befreit, vor der es achtzig Jahre hindurch gebebt hatte. Aber das weströmische Reich ging unaufhaltsam seinem Untergange entgegen. Noch zwei Jahrzehnte, und es bestand nicht mehr. Es schien, als ob es in wahnsinniger Verblendung sich selbst seiner letzten Stütze berauben müßte. Stilicho war der verächtlichen Schwäche seines Kaisers und dem Neide der Hofschranzen zum Opfer gefallen; Aëtius teilte sein Schicksal. In demselben Jahre, in welchem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Attila starb, endete der hochverdiente Mann durch den Dolch, den ihm der schändliche Valentinian selbst in das Herz stieß. Das war der Dank, den der Kaiser Westroms dem Retter der gebildeten Welt zahlte. Roms letzter großer Mann war dahin gesunken, und nun verendete Rom selbst in einem zweiundzwanzigjährigen Todeskampf, so kläglich und ruhmlos, wie es verdiente. Den kaiserlichen Mörder erreichte das rächende Schicksal bald. Ein ehrgeiziger Mann Namens Maximus, der den Kaiser hauptsächlich zur Ermordung des Aëtius verlockt hatte, stiftete zwei deutsche Gefolgsmannen des letzteren an, daß sie den Mörder auf offener Straße niederhieben (455). Durch Bestechungen verschaffte sich nun Maximus die Krone. Aber schon nach einem Vierteljahre ereilte auch ihn die Vergeltung. Valentinians Witwe Eudocia war von Maximus gezwungen worden, ihm, dem Mörder ihres Gatten, die Hand zur Ehe zu reichen. Da rief sie, um sich zu rächen, den mächtigen Wandalenkönig Geiserich, einen kühnen und listigen Helden, der 429 sein Volk aus Spanien nach Afrika geführt und hier ein blühendes Reich gegründet hatte, zur Hülfe herbei.

Nichts hätte dem beuteluſtigen Könige willkommener sein können. Sofort rüstete er eine Kriegsflotte und nahm gleich eine große Anzahl Lastschiffe mit, um die Beute bequem unterbringen zu können. Maximus dachte an keine Gegenwehr. Der Feigling suchte bei der Schreckenskunde vom Herannahen der Wandalenflotte zu entfliehen, wurde aber von dem wütenden Pöbel zu Tode gesteinigt. Inzwischen landete der furchtbare Geiserich an der Tibermündung und zog geradeswegs auf Rom los. Kein Römer dachte an Widerstand. Ohne einen Schwertstreich fiel im Juni 455 die Weltstadt mit all ihren Reichtümern und Kunstschätzen in die Hände der Wandalen. Diese plünderten die Stadt in andrer, gründlicherer Weise, als wie vor fünfundzwanzig Jahren der edle Alarich seinen Westgoten gestattet hatte. Vierzehn Tage lang hausten Geiserichs Scharen ungehindert. Zerstört aber wurde Rom nicht; nur einzelne Häuser wurden durch Brand geschädigt. Die Kirchen blieben sogar von der Plünderung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verschont. Auch die Wandalen waren ja Christen. Freilich führten sie unermeßliche Beute von dannen, unter anderm eine Menge Bildsäulen, herrliche Werke der alten Kunst, auch mehrere Tausende von Gefangenen wurden fortgeschleppt, darunter die Kaiserin Eudocia mit ihren beiden Töchtern. Die ganze Beute kam glücklich nach Karthago, der Hauptstadt des Wandalenreichs, außer einem Schiffe, auf das man gerade die schönsten Kunstdenkmäler geladen hatte. Dieses versank — ein unersetzlicher Verlust! — bei einem Sturm ins Meer. Als Beweis für den grenzenlosen Leichtsinn der Römer sei erwähnt, daß die Bürger der eben geplünderten Stadt schon nach wenigen Tagen sich in ausgelassenster Weise den beliebten Cirkusspielen hingaben, und daß der treffliche Papst Leo der Erste acht Tage später voll heiligen Eifers gegen die Gottlosen predigen mußte, die die Errettung aus Feindeshand nicht der Gnade des allmächtigen Gottes, sondern den heimlich wieder angerufenen Heidengöttern und dem Stand der Gestirne zuschrieben.

Kurze Zeit nach dem Abzuge Geiserichs erlangte ein Deutscher von vornehmer Abkunft, Namens Rikimer, die höchste Gewalt in Rom. Er war ein kühner Mann und ein trefflicher Feldherr, aber ehrgeizig und herrschsüchtig und im höchsten Maße rücksichtslos. Sich selbst die Krone aufzusetzen, dazu war er zu stolz. Er zog es vor, Männer, die ganz von seinem Willen abhingen, mit dem Purpur zu bekleiden und, wenn sie ihm nicht gehorchen wollten, wieder vom Throne zu stoßen oder zu töten. Man nannte ihn den „Kaisermacher". Dieser gewaltige Mann hat das weströmische Reich, das eigentlich nur noch aus Italien bestand, binnen sechzehn Jahren fünfmal mit sogenannten Kaisern versorgt, während er thatsächlich die Herrschaft führte, bis er 472 starb. Und darnach währte es nur noch vier Jahre, bis ein tapferer deutscher Heerführer dem letzten Schattenkaiser die Krone vom Haupte nahm und an Stelle des weströmischen Kaiserreichs ein deutsches Königreich in Italien gründete. Dieser Mann war Odowaker.

Odowaker gehörte wahrscheinlich dem kleinen ostgermanischen Stamme der Skiren an, der mit den Rugen von den Oder-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mündungen nach der Donau gewandert war, sich der Hunnenherrschaft unterworfen und nach dem Zusammenbruch des Hunnenreiches sich an der Donau niedergelassen hatte. Mit vielen andern Jünglingen des armen Völkchens verließ Odowaker seine Heimat und zog nach Italien, um dort nach der Sitte abenteuerlustiger Männer in das römische Heer einzutreten und im Waffendienst des Kaisers Ruhm und Gold zu erwerben. Arm und mit geringer Kleidung angethan, aber voll Muts und frommen Sinnes unterließ er es nicht, mit einigen Gefährten in der Zelle des heiligen Severin, des verehrten Apostels des Landes Noricum, einzukehren und um seinen Segen zu bitten. Der hochgewachsene Germane mußte sich bücken, als er durch die Thür der Hütte trat. Der Gottesmann aber erkannte in ihm etwas Ungewöhnliches und sprach mit erleuchtetem Sinne: „Du willst nach Italien ziehen? So ziehe nur hin! Jetzt bist du in schlechte Felle gehüllt, bald aber wirst du vielen reiche Gaben spenden.“ So prophezeite der Heilige dem Jüngling eine große Zukunft. Einen bessern Reisesegen konnte er sich nicht wünschen.

Gutes Mutes zog er weiter und erhielt in Italien eine Stelle unter den germanischen Hülfstruppen. Längere Zeit trug er die kaiserlichen Waffen und wurde zuletzt unter die Leibwächter des Kaisers aufgenommen, unter denen er eine hohe Stellung bekleidete. Sein Äußeres empfahl ihn, und sein heller Geist blieb nicht verborgen. Odowaker war von hoher, ehrfurchtgebietender Gestalt; sein Antlitz, dessen Züge uns einige Münzen erhalten haben, hatte edle, kräftige Formen und war mit einem starken Schnurrbart geschmückt. Seine Genossen liebten und verehrten ihn, so daß sie ihn bei einem Aufstande im Jahre 476 zu ihrem Befehlshaber und Könige wählten. Das geschah folgendermaßen. Germanen führten damals ja fast allein die römischen Waffen und hatten daher eine gewaltige Stellung im Reiche errungen. Sie hießen „Bundesgenossen“ und herrschten doch in der That über ihre angeblichen Herren und Freunde. Nun hatte im Jahre 475 der römische Feldherr Oreste s die Herrschaft über Italien an sich gerissen und seinem noch ganz jungen Sohn Romulus

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Krone aufgesetzt, welcher noch so unreif war, daß ihn das Volk spottweise Augustulus, d. h. das Kaiserchen nannte. Schon lange hatte ein sehnlicher Wunsch die Herzen der deutschen Söldner bewegt, der Wunsch nämlich, einen eigenen Herd zu besitzen. Ihre Frauen und Kinder wurden in den Garnisonen der Männer oder in deren Nähe untergebracht; eigne Wohnstätten besaßen nur ganz wenige. Das bittere Gefühl erfüllte nun alle: „Wir haben die Kraft und die Macht, und den Römern gehört aller Grund und Boden!" Da traten sie vor Orestes und forderten ein Drittel aller Ländereien Italiens für sich. Und als er sich dessen weigerte, da erhoben sie den Odowaker nach heimischer Sitte voll stolzer Siegeshoffnung auf den Königsschild. Sie waren nur eine große, aus vielen germanischen Stämmen zusammengewürfelte bunte Masse, aber die Einmütigkeit ihres Sinnes erfüllte sie mit dem Gefühl, als ob sie ein Volk, eine Nation wären.

Die Scharen verweigerten dem Orestes den Gehorsam. Dieser floh nach Pavia, Odowaker nahm die Stadt im Sturme ein und konnte seinen Kriegern die Plünderung nicht wehren. Es macht ihm Ehre, daß er später der schwergeprüften Stadt fünfjährige Steuerfreiheit bewilligte. Orestes selbst fiel in Odowakers Hände und wurde hingerichtet. Die Truppen, die dem Kaiser noch treu geblieben waren, wurden geschlagen. Nun gab Romulus seine Sache verloren und öffnete dem Sieger die Thore von Ravenna. Er entkleidete sich freiwillig des Purpurs und bat um Schonung. Von seiner Jugend und Schönheit gerührt, gewährte Odowaker sie ihm und wies ihm ein schönes Landgut in der Nähe von Neapel und ein anständiges Jahresgehalt an. So endete das weströmische Kaisertum. Odowaker ging nun auf Rom los, das ebenso wie das übrige Italien keinen Versuch der Gegenwehr machte. Eine demütige Gesandtschaft kam ihm in feierlichem Aufzuge entgegen. Die eitlen Römer waren vollkommen zufrieden, als Odowaker ihnen versprach, sie sollten wieder jährlich zwei Konsuln haben. Als er Italien völlig unterworfen hatte, nahm er die Teilung des Landes vor, die er seinen Getreuen gelobt hatte, ein schwieriges Geschäft, das die größte Be-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sonnenheit erforderte. Er verfuhr mit anerkennenswerter Gerechtigkeit und — den Italienern gegenüber — mit großer Bescheidenheit. Die Germanen waren thatsächlich Herren des Landes, sie hätten nach dem Beispiel der Westgoten und der Franken recht wohl zwei Drittel aller Ländereien für sich nehmen können. Allein sie hatten vorher von Orestes nur ein Drittel verlangt, und sie begnügten sich auch jetzt mit dieser Forderung. Die Landteilung war für Italien ein wahrer Segen. Aus den wenigen großen Gütern, die oft gerade durch ihre Größe ganz wertlos waren, weil es keine Arbeitskräfte zu ihrer Bewirtschaftung gab, wurden nun viel mehr kleinere, und es regten sich jetzt Tausende von kräftigen deutschen Händen, die das vernachlässigte Land bebauten.

Auch die Insel Sicilien unterwarf sich, soweit sie nicht von den Wandalen besetzt war, dem Söldnerkönige, und seine Herrschaft war so milde und gerecht, daß die Sicilianer bald seine getreusten Unterthanen wurden. Von den übrigen außeritalienischen Ländern hielt Odowaker nur die Provinzen zwischen den Alpen und der mittleren Donau. Seine Residenz wurde Ravenna, dessen Bürger ihn so schätzen lernten, daß sie ihm noch spät ein treues Gedächtnis bewahrt haben. Aber auch das übrige Italien wußte seine gütige und weise Regierung zu würdigen. Obgleich er Arianer war, rühmten die katholischen Geistlichen, daß er ihnen und der Kirche mehr Achtung und Güte erwiese als die früheren katholischen Herrscher. Von seiner strengen Gerechtigkeit wußte man rühmliche Beispiele zu erzählen.

Von den Kriegen, die Odowaker führen mußte, ist der wichtigste der gegen die Rugen. Diese raubluftigen Germanen bedrohten längst die Nordgrenze von Noricum von Passau bis Wien. Sie setzten zahllose Male über die Donau, plünderten und sengten und konnten nur dadurch teilweise unschädlich gemacht werden, daß die unglücklichen Bewohner der Provinz einzelne rugische Heerscharen als Besatzungen ihrer Städte mieteten. Den Krieg mit ihnen aufzunehmen, fühlte man sich viel zu schwach. Der heilige Severin allein, ein einfacher Mönch, vermochte die wilden Gesellen bisweilen zur

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Milde zu bewegen und erleichterte dadurch das harte Los der Uferbewohner, die von Rom her keine Hülfe erwarten konnten. Als nun vollends im Jahre 482 der Tod den trefflichen Mann hinwegraffte und die einzige Hand, die noch die Wunden des beklagenswerten Landes zu heilen bemüht war, verschwand, da wurden die Räubereien der Rugen frecher als je, so daß sie selbst die geringen Habseligkeiten, die der Heilige hinterlassen hatte, nicht verschonten. Odowaker, von dem man allein Rettung erhoffen konnte, scheute sich vor einem Kriege gegen die stammverwandten Räuber, deren Königsfamilie noch dazu mit der der mächtigen Ostgoten verwandt war. Erst als der oströmische Kaiser, der arglistige Zeno, selbst die Rugen zu einem großen, allgemeinen Einfall in Noricum aufwiegelte, griff Odowaker notgedrungen zum Schwert. Der Rugenkönig Feletheus war ein gutmütiger Mann und hörte anfangs öfter auf den Rat des heiligen Severin. Von ihm hätte das Land vielleicht nichts Schlimmes zu erdulden gehabt, wäre nicht seine Gemahlin Giso ein hartes wildes Weib gewesen. Sie war es, die ihren wohlwollenden Gatten zu kriegerischen Thaten anreizte und den Einfluß Severins bei ihm untergrub. Diesem Könige trat Odowaker im Jahre 487 entgegen. Das Heer setzte über die Donau und suchte die Rugen in ihrem eigenen Lande auf. Felethëus wurde besiegt und nebst seiner Gemahlin gefangen genommen. Das Gebiet der Räuber wurde nun seinerseits geplündert und verheert. Viele Rugen fielen dem Sieger in die Hände; der junge Königssohn Friedrich mußte aus der Heimat fliehen und begab sich in den Schutz seines Verwandten, des Ostgotenkönigs Theoderich. So war Noricum wieder in Odowakers Besitz. Der Sieger zog mit den Gefangenen in Ravenna ein und ließ hier das Königspaar hinrichten, ein unkluger Schritt, da er dadurch Theoderich einen Vorwand gab, für seinen getöteten Verwandten Genugthuung zu fordern. In der That schickte dieser mehrere Gesandtschaften in dieser Angelegenheit nach Ravenna, aber vergebens. So zog sich schon jetzt eine dunkle Wolke zusammen, die sich binnen wenigen Jahren über dem Haupt des Söldnerkönigs entladen sollte.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als im folgenden Jahre der entflohene Rugenprinz noch einen Aufstand ins Werk setzte, sandte Odowaker seinen Bruder Onowulf mit einem starken Heere nach Noricum. Dieser brachte den Feinden eine so schwere Niederlage bei, daß sie fast gänzlich vernichtet wurden und Friedrich mit den Trümmern seines Volkes zu Theoderich floh. Trotz diesem glänzenden Siege gab Odowaker jetzt die nördliche Hälfte von Noricum auf, da er es für unmöglich hielt, die Bewohner auf die Dauer zu schützen. Deshalb lud er alle Römer in dem Lande ein, nach Italien überzusiedeln, wo so viele Gegenden unbebaut und schwach bevölkert waren. Fast alle folgten der Aufforderung, und so gewann Odowaker dem Kernlande seiner Macht wieder viele fleißige Arme. Mit den Auswanderern schwand freilich aus der einst so wohlangebauten Provinz mit ihren stattlichen Römerstädten zugleich die römische Bildung und das Christentum. In das verlassene Land drangen von Norden her die Bajuwaren, die Nachkommen der Markomannen, ein; das Gebiet der Rugen nördlich der Donau besetzten die Langobarden. Beide Kriege waren für Odowaker rühmlich verlaufen, und doch hätte er sie lieber bleiben lassen und seine Kraft im Bunde mit dem Ostgoten Theoderich gegen den Kaiser Zeno in Konstantinopel richten sollen. Dieser sann schon lange darauf, den Emporkömmling Odowaker, dessen Machtstellung in Italien ihn tief verdroß, zu verderben. Denn nach dem Untergange des weströmischen Reiches betrachteten sich die oströmischen Kaiser als die Erben, an die das ganze ehemalige Reich fallen müsse. Zum unbewußten Werkzeug seiner Pläne hatte der Hinterlistige eben jenen Ostgotenkönig ausersehen, gegen den dann auch endlich der tapfere Held im Kampfe unterlag.

30. Theoderich der Große als Kriegsheld.

Nach dem Tode Attilas hatte auch das einst so gewaltige Volk der Ostgoten das verhaßte Hunnenjoch abgeschüttelt. Der oströmische Kaiser überließ den drei Amalerfürsten Walamir, Theodemir und Widemir, die in schöner Eintracht das Volk regierten, die ohnehin nicht zu behauptende Provinz Pan-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nonien, das Land zwischen Donau und Save. Den Königstitel führte Walamir allein. Dieser wurde einst von denjenigen Hunnen, die von Ostrom Wohnsitze rechts der untern Donau erhalten hatten, unerwartet angegriffen. Walamir konnte nicht einmal seine Brüder um Hülfe beschicken. Mit einer kleinen Schar stellte er sich zur Schlacht und schlug (454) nach heißem Ringen die Hunnen so gewaltig aufs Haupt, daß nur ein geringer Rest von ihnen übrig blieb, der sich über die Donau zurückzog. Die frohe Nachricht von seinem Siege sandte Walamir durch einen Boten an seinen Bruder Theodemir. Als der Bote aber in Theodemirs Burg kam, fand er sie schon von Freude erfüllt; denn an demselben Tage hatte die schöne Erelieva dem Fürsten ein Söhnlein geboren, an das sich große Hoffnungen knüpften. Der Vater nannte es Theoderich, und dieser Theoderich hat später seinen und seines Volkes Namen vor aller Welt berühmt gemacht.

Als er sieben Jahre alt geworden war, bat sich der Kaiser Leo in Konstantinopel ihn als Geisel und Bürgschaft dafür aus, daß die Ostgoten einen Vertrag, den sie mit Ostrom geschlossen hatten, halten würden. Ungern und nur um des Friedens willen ließ der Vater sein liebes Kind aus der Heimat nach der üppigen Kaiserstadt ziehen; doch er that es, und so kam Theoderich nach Konstantinopel. Er war ein feiner Knabe und gewann durch seine herrlichen Geistesgaben wie durch sein anmutiges Wesen bald die Zuneigung des Kaisers. Für Theoderich und für sein ganzes Volk wurden diese Erziehungsjahre — er blieb zehn Jahre in Konstantinopel — sehr bedeutsam. Denn während die Seele des Knaben rein blieb und sein Körper allen Versuchungen und Verführungen stand hielt, nahm sein lebhafter Geist die griechisch-römische Bildung in sich auf. Auf wunderbare Weise vereinigte sich in diesem Jüngling germanische Kraft und Tüchtigkeit mit dem Verständnis alles Schönen und Edlen, was das Altertum hervorgebracht hatte. Er sog in sich eine innige Begeisterung für die Herrlichkeit der klassischen Kunst und Wissenschaft, er lernte alle Staatskünste des oströmischen Hofes kennen und wurde,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

obwohl er es verschmähte, schreiben zu lernen, feiner gebildet als irgend ein andrer Germane jener Zeit. Aber seine frische, biedre Natur wurde nicht angesteckt von der Verderbnis der sogenannten gebildeten Welt; gerade die nichtswürdige Schamlosigkeit und Frechheit, mit der in Konstantinopel diese Verderbnis zu Tage trat, mag diesen durch und durch deutschen Knaben angeekelt und vor Ansteckung bewahrt haben.

Zehn Jahre lang hatten die Goten den Frieden mit Ostrom treu gehalten; zum Dank dafür sandte jetzt (472) Kaiser Leo den nun achtzehnjährigen Theoderich mit reichen Geschenken aus Konstantinopel wieder in die Heimat. Theodemir, welcher nach dem Tode Walamirs die Königsherrschaft übernommen hatte, kehrte soeben von einem siegreichen Feldzuge zurück, als er mit inniger Freude seinen Sohn empfing. Dieser lenkte die Geschicke des Gotenvolkes alsbald in neue Bahnen des Ruhmes. Gleich nach seiner Rückkehr sammelte er 6000 tapfere Streiter um sich und überfiel einen übermütigen Nachbar, den Slavenkönig Babai. Er schlug ihn und tötete ihn in der Schlacht, bemächtigte sich des Königsschatzes und kehrte sieggekrönt zurück. Darauf entriß er den Slaven die Stadt Belgrad (damals Singidunum genannt) und verleibte sie dem Reiche seines Vaters ein. Trotz dieser und andrer Siege war doch der Ertrag Pannoniens selber zu gering und die unterworfenen Grenznachbarn zu arm, um das zahlreiche Volk zu ernähren. In trägem Frieden aber als brave Bauern den Acker zu bestellen, das wäre den siegesstolzen Helden hart angekommen. Deshalb zogen sie eines Tages in hellen Haufen vor Theodemirs Burg und baten ihn mit lautem Geschrei, er möge sie irgendwohin in den Kampf führen. Da rief der weise König seinen Bruder Widemir herbei, und nachdem sie sich beraten und des Volkes Klage berechtigt gefunden hatten, beschlossen sie das Los darüber zu werfen, wer von ihnen mit seinem Teil des Volkes aus der Heimat ziehen und sein Gebiet den Zurückbleibenden überlassen sollte. Und das Los entschied, daß Widemir mit den Seinigen die heimischen Gefilde verließe. Er zog nach Italien. Der damalige Kaiser aber, erschrocken

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über solche Gäste, bewog sie durch reiche Geschenke, sich lieber nach Gallien zu wenden, wo ihre Stammesvettern, die Westgoten, sie freudig willkommen heißen würden. Widemir ging darauf ein und zog mit seinem Stamm zu den Westgoten, indem er die Oberhoheit des Königs Eurich anerkannte. Nachdem er mit diesem einen glänzenden Eroberungszug nach Spanien unternommen hatte, kehrte er später wieder zurück und vereinigte die Seinigen mit den übrigen Ostgoten, die inzwischen ihre alte Heimat in Pannonien verlassen hatten. Diese hatten nämlich doch kein Genügen in dem armen Lande gefunden und waren unter Theodemir im Jahre 474 über die Save in die oströmische Provinz Mösien eingedrungen. Bis nach Macedonien schweiften die verwegenen Helden. Erst vor Saloniki ließen sie sich durch Bitten und Geschenke bewegen, umzukehren und ruhig in Mösien zu leben. Bald darauf — noch in demselben Jahre — starb Theodemir an einer Krankheit, nachdem er vor allem Volke seinen Sohn Theoderich als Erben bezeichnet und zum König empfohlen hatte. Die Sage hat sein edles Bild in der Gestalt des weisen, mächtigen und milden Dietmar verewigt.

Nach des Vaters und ihrem eigenen Wunsche erhoben die Ostgoten den herrlichen Heldenjüngling auf den Schild. Der erst Einundzwanzigjährige, in dem das edle Blut der Amaler wallte, hatte bereits Außerordentliches geleistet, aber das war wenig im Vergleich mit dem, was er noch leisten sollte. Die nächsten dreizehn Jahre verflossen in abenteuerlichen, wechselvollen Kämpfen mit den Oströmern. Es war für den jungen König eine schwere Lehrzeit, in der er sich die Meisterschaft in allen Künsten des Feldherrn erwarb. Mehrmals sah er sich durch Verrat an den Abgrund des Verderbens gedrängt, aber immer wieder siegte seine unermüdliche Heldenkraft und sein bewundernswerter Scharfsinn über die Werke der Arglist. Endlich mußte sich der tückische Kaiser Zeno zu einem demütigenden Frieden bequemen. Er ernannte Theoderich zum Heermeister und Konsul, trat ihm neue Ländereien ab und ließ sein ehernes Denkmal vor seinem Palast in Konstantinopel aufstellen. Trotz dieser Höflichkeiten wollte er dem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gotenkönige keineswegs wohl, und dieser sah sich sehr bald nochmals genötigt, mit Heeresmacht vor die Kaiserstadt zu rücken. Endlich gelang es dem Schlauen, den gefährlichen Helden sich aus seiner Nähe zu schaffen. Auch gegen Odowaker hatte Zeno stets schmeichlerische Worte gebraucht und dabei doch unablässig darüber nachgedacht, wie er den „Barbaren", den „Tyrannen Italiens" verderben könnte. Jetzt erkannte er in Theoderich das Werkzeug seiner Pläne. Deshalb forderte er diesen auf, lieber nach Italien zu ziehen, um Odowakers angemaßte Herrschaft zu stürzen und für sich das herrliche Land zu gewinnen; das würde rühmlicher für ihn sein als sich in den Kampf mit dem rechtmäßigen Kaiser einzulassen. Theoderich nahm den Vorschlag erfreut auf. Die Schwierigkeit des Unternehmens reizte seinen Heldensinn. Einen Mann wie Odowaker, den noch keiner hatte überwinden können, zu besiegen, dabei als Bluträcher für das verwandte Königshaus der Rugen aufzutreten, das schönste Land der Erde zu gewinnen, sein Volk dort anzusiedeln, wo die alten berühmten Kaiser geherrscht hatten, dort ein Reich zu gründen, von wo aus einst das hohe Rom den Völkern geboten hatte, die Goten so gleichsam zu Erben der Weltherrschaft zu machen, das war ein Ziel, so hehr und glänzend, daß es einen hochstrebenden Geist locken mußte. Zeno aber erreichte durch den Abzug der Goten viel, ohne Hand und Fuß zu rühren, und noch dazu in jedem Falle, mochte nun Theoderich oder Odowaker Sieger bleiben. Einer von beiden mußte unterliegen, und da beide gefährlich waren, so war es schon ein Vorteil, wenn der eine den andern vernichtete. Auf jeden Fall wurde er eines lästigen und mächtigen Nachbars entledigt. Und selbst wenn Theoderich in Italien ein gotisches Reich errichtete, so nahm sich das doch besser aus; denn Odowaker hatte eigenmächtig seine Herrschaft gegründet, Theoderich dagegen kam gewissermaßen im Namen des Kaisers; als kaiserlicher Feldherr eroberte er dem Reiche eine verlorene Provinz zurück; als kaiserlicher Statthalter mochte er sie dann verwalten. Der Kaiser rettete doch wenigstens den Schein der Oberhoheit, und Theoderich war ihm noch dazu zu Dank verpflichtet.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als der Ostgotenkönig in großem Thing den folgenschweren Plan seinem Volke mitteilte und es um seinen Willen befragte, da erscholl lauter Jubel. Und noch in demselben Jahre (488) brachen die Ostgoten auf mit aller ihrer beweglichen Habe, mit Weibern und Kindern, die sie auf zahllosen Wagen mit sich führten, mit Knechten und Mägden, Rossen und Rindern. Es mögen etwa 300 000 Menschen gewesen sein. Langsam und schwerfällig bewegte sich der Zug am südlichen Donauufer aufwärts. Oft mußte man sich mit dem Schwert den Weg durch räuberische Slavenhorden bahnen. Auch die Gepiden beunruhigten die Wanderer; es kostete schwere, blutige Arbeit sie zurückzuwerfen. Dann ging es dem Lauf der Save entgegen. Der Winter, wo man rasten mußte, brach herein, Hunger, Kälte und Mangel erzeugten Krankheiten, die viele Jugendliche und Gebrechliche hinrafften. Aus sicherem Hinterhalte brachen die Bergbewohner unaufhörlich hervor. Wahrlich, es war ein dornenvoller Weg, der zum verlockenden Ziele führte. Fast ein Jahr lang dauerte die Wanderung. Da endlich neigte sich der Gebirgspfad abwärts und sie stiegen auf steilem Wege hinab zum Flusse Isonzo, der Italiens Grenze bezeichnete. Hier an der Schwelle seines Hauses trat ihnen Odowaker entgegen. Es war am 28. August des Jahres 489, als die Ostgoten in unwiderstehlichem Ansturm die unbesiegten Scharen des tapfern Söldnerkönigs in die Flucht schlugen und sich den Eintritt in Italien erzwangen. Bis nach Verona zog sich Odowaker zurück. Vor dieser Stadt, welche die Deutschen später Bern nannten, wurde am 30. September eine zweite, noch viel blutigere Schlacht geschlagen. Hoch zu Roß kämpfte Theoderich im königlichen Waffenschmuck in den vordersten Reihen der Seinigen und errang den Sieg. Und von diesem Siege und weil er später gern in Verona weilte, führt er in der Sage den Namen Dietrich von Bern. Nach furchtbaren Verlusten floh der Söldnerkönig nach Rom; aber treulos verschloß die Stadt, der er so manche Wohlthat erzeigt hatte, dem vom Glück verlassenen Herrscher die Thore. Noch nie seit einem Jahrhundert hatte sich die italienische Bevölkerung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so wohl gefühlt wie unter Odowakers milder, friedlicher Regierung. Aber er erntete keinen Dank; fast überall fiel das Volk von ihm ab.

Nur die Bürgerschaft von Ravenna und seine Söldner hielten ihm die Treue. Nach dieser Stadt eilte jetzt Odowaker und sammelte neue Kraft zum Kampfe. Am 11. Aug. 490 maßen die beiden großen Helden zum dritten Mal die Waffen; zum dritten Mal errang Theoderich den Sieg. Vom Schlachtfeld an der Adda floh der Geschlagene abermals in das feste Ravenna, das durch seine Sümpfe fast uneinnehmbar war. Theoderich folgte ihm und schloß ihn ein. Die Belagerung dauerte vom September 490 bis zum März des Jahres 493, also ungefähr zwei und ein halbes Jahr. In zahlreichen Ausfällen suchte der tapfere Odowaker die Belagerungswerke der Goten zu durchbrechen; doch immer umsonst. Der großartigste dieser Ausfälle, der einer Schlacht glich, geschah im Juli 491. Odowaker brach in der Nacht aus den Thoren und bedrohte die beiden Hauptpunkte der gotischen Stellung ernstlich. Die Goten wandten sich da, wo Odowakers Scharen am ingrimmigsten eindrangen, bereits zur Flucht, und Theoderich selbst wurde mit fortgerissen. Da trat ihm seine Mutter entgegen und sprach zürnend: „Du willst fliehen?“ Das Wort genügte, um den Sohn zur Umkehr zu bewegen, und es gelang ihm, die anstürmenden Feinde aufzuhalten und zurückzuschlagen. So furchtbar war der Kampf, daß die Sage sein Andenken bewahrte und verherrlichte. Denn dieser Ausfall ist das geschichtliche Ereignis, aus dem das Volk die ergreifende Mär von der Rabenschlacht, d. h. der Schlacht vor Ravenna, gedichtet hat. Anfangs siegte Odowaker, an dessen Stelle die Sage seltsamerweise den alten Gotenkönig Ermanarich gesetzt hat, endlich aber wurde er zurückgeschlagen. Völlig verloren war seine Sache, als es Theoderich gelang, Ravenna auch von der See her einzuschließen. Odowaker knüpfte Unterhandlungen an, und Theoderich zeigte sich zum Frieden geneigt. Seine Goten waren des langen Liegens vor der Stadt mitten zwischen ungesunden Sümpfen müde. Er gestand also Odowaker nicht nur Sicherung seines Lebens zu,

Generated on 2019-10-21 14:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

sondern bewilligte ihm auch, daß er in Ravenna ungekränkt, ja unter gleichen Ehren wie Theoderich und gemeinschaftlich mit ihm leben solle. Am 5. März 493 rückte der Sieger in Ravenna ein. Nun aber fällt ein dunkler Schatten auf des Ostgotenkönigs herrliches Bild. Mochte er Verrat des überwundenen Gegners fürchten, oder hielt er es für seine Pflicht, Blutrache zu üben für das von Odowaker getötete rugische Königspaar — wir wissen es nicht. Beides berechtigte ihn nicht, einen Mord an dem Mann zu begehen, dem er soeben erst die Hand zum Frieden gereicht hatte. Noch war der zehnte Tag seit dem Einzug der Goten nicht verflossen, als Odowaker ohne Arg in Theoderichs Palast trat, wo er wie ein Freund und Bruder aus- und einging. Da stürzten Bewaffnete mit gezückten Schwertern in die Halle. Doch stutzten sie, keiner wagte den ersten Streich auf den alten Helden zu führen. Aber nun trat Theoderich selbst herein und stieß ihm das Schwert in die Brust. „Wo ist Gott?“ rief der Sterbende. Theoderich erwiderte: „Ich that dir, wie du den Meinen thatest.“ Auch das treue Gefolge des Söldnerkönigs erlag den Schwertern der Goten; die übrigen Mannen unterwarfen sich dem Sieger.

Theoderich war sonst ein milder Mann, ein weiser und gerechter Herrscher, ein wahrer Wohlthäter seiner Unterthanen. Seine ganze lange Regierung ist alles Tadels bar und höchster Bewunderung würdig. Aber diese finstere That haftet als ein untilgbarer Makel seinem edlen, glorreichen Namen an. Kann uns etwas mit dem großen Mann völlig versöhnen, so ist es nächst seiner bewunderswerten, segensreichen Herrscherlaufbahn die tiefe Reue, die er, wie wir aus einer alten Erzählung schließen dürfen, dreiunddreißig Jahre hindurch empfunden und die ihm noch die letzten Lebenstage verdüstert hat.

31. Theoderich der Große als Friedensfürst.

Theoderich hat nicht wie andre Eroberer in unersättlicher Ehrbegier und Ländersucht die Welt mit dem Schrecken seines Namens erfüllt. Als er das Ziel erreicht, das er sich ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

steckt hatte, stieß der große Kriegsheld das Schwert in die Scheide und war von nun an unermüdlich thätig, den Ländern, die zu seinem Reiche gehörten, die Segnungen des Friedens zu teil werden zu lassen. Sogar andre Völker als das seinige erblickten in ihm einen Hort des Friedens, und selbst die Römer, die ihm nie vergeben konnten, daß er „Barbar und Ketzer", d. h. Gote und Arianer war, haben ihn gepriesen als einen zweiten Trajan, als einen der besten Fürsten, der jemals über Italien waltete. Der treffliche Geschichtschreiber Prokop sagt: „In Wirklichkeit war das Verhältnis seiner Unterthanen zu ihm ganz wie zu einem Kaiser. Seine gewaltige Hand sorgte für Gerechtigkeit allerwegen und war ein starker Schirm für Recht und Gesetz. Vor Einfällen benachbarter Barbaren bewahrte er sein Land. Seine Weisheit und Tapferkeit waren gefürchtet und geehrt weit in die Runde. Weder ließ er sich irgend ein Unrecht gegen seine Unterthanen zu schulden kommen, noch einem andern derartiges durchgehen. Nur den Teil der Ländereien, die Odowaker seinen Söldnern zugewiesen hatte, überließ er seinen Goten. So war Theoderich dem Namen nach zwar ein Gewaltherrscher, in Wirklichkeit aber ein echter Kaiser, nicht um Haaresbreite geringer als irgend einer von denen, die sonst diese Würde bekleidet haben. Und obgleich dies dem menschlichen Charakter zu widersprechen scheint, so liebten und verehrten ihn doch thatsächlich Goten und Italiener ohne jeglichen Unterschied, und als er nach einer Regierung von dreiunddreißig Jahren starb, wurde er — der Schrecken seiner Feinde — von seinen Unterthanen aufs tiefste betrauert."

Wie noch lange nach des großen Königs Hinscheiden sein Andenken selbst von den undankbaren Römern geehrt wurde und wie man mit Sehnsucht an das goldene Zeitalter seiner Friedensherrschaft zurückdachte, das bezeugt auch in schlichter Weise ein ungenannter Chronikschreiber aus dem sechsten Jahrhundert. Seiner Darstellung, in die wir ein paar anderswo überlieferte Anekdoten einschalten, sind folgende Sätze entnommen. „Theoderich war ein tapferer Mann, im Kriege wohl erfahren. Aber er war auch sonst ein vortrefflicher

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herrscher und von leutseliger Gesinnung gegen jedermann. Zu seiner Zeit genoß Italien die Segnungen des Friedens. Keine Unternehmung mißlang ihm. Die Goten nannten ihn den größten König, den sie je gehabt hätten. Doch in gleicher Weise herrschte er über die Römer wie über die Goten, und war den besten Kaisern so ähnlich, daß ihn selbst die Römer einen zweiten Trajan oder Valentinian nannten. Er verteilte freigebig Geld- und Getreidespenden und füllte durch seine tüchtige Verwaltung den Staatsschatz, den er völlig leer vorgefunden hatte; und während er selbst sich zur arianischen Sekte bekannte, ließ er doch den Römern, wie zu den Zeiten der Kaiser, ihre Gesetze und unternahm nichts gegen den katholischen Glauben. Wie unbefangen er in Sachen der Religion urteilte, beweist folgendes. Es war ein angesehener Mann an seinem Hofe und auch bei dem Könige sehr beliebt. Er war ein Katholik, und da Theoderich Arianer war, so meinte dieser Römer, es müsse dem Könige wohlgefallen, wenn er zur arianischen Lehre übertrete. So geschah dies denn. Aber als der König es erfuhr, ward er unwillig und sprach: „Wenn dieser Mann seinem Gotte nicht treu bleibt, wie wird er dann einem Menschen wie mir getreu sein?“ Darauf entließ er ihn von seinem Hofe. Nach einem kirchlichen Streit unter den Römern kam einst der König nach Rom, wo er dem heiligen Petrus so große Ehrfurcht bezeugte, als ob er Katholik wäre. Der Bischof, der Senat, das ganze Volk zog ihm unter vielen Freudenbezeugungen vor die Stadt entgegen. Er betrat hierauf die Stadt, ging in den Senat und hielt eine Rede an das Volk, in der er versprach, mit Gottes Hülfe alles das unversehrt beizubehalten, was vor ihm die Herrscher über Rom angeordnet hätten. Die Worte dieses feierlichen Versprechens ließ er auf Bitten des Volks in Erz graben und öffentlich aufstellen. Sechs Monate blieb er in Rom, dann kehrte er nach Ravenna zurück.

Obgleich Theoderich nicht einmal schreiben konnte, so war doch seine Weisheit so groß, daß heute noch im Volke gar manche Worte seines Mundes sprichwörtlich gebraucht werden. So sagte er: „Wo Gold oder ein böser Geist wohnt, das

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

läßt sich nicht verbergen." Ebenso: „Wer ein schlechter Römer ist, der will gern Gote sein, und ein schlechter Gote gern Römer." Einst starb ein Mann, der hinterließ seine Gattin mit einem Säugling. Das Knäblein wurde geraubt und wuchs in einem andern Lande auf. Als der Sohn nun herangewachsen war, kam er wieder in den Ort, wo seine Mutter lebte, die sich eben mit einem andern Manne verlobt hatte. Kaum sah sie ihn, da pries sie Gott, daß er ihr den Sohn wieder geschenkt hätte, und lebte mit ihm fröhlich dreißig Tage. Da kehrte der Bräutigam heim und fragte, wer der Jüngling wäre. Sie sprach: „Das ist mein Sohn." Kaum hatte er dies gehört, da forderte er den Mahlschatz zurück, den er dem Vater der Braut gezahlt hatte, und sprach: „Entweder sagst du, daß dieser nicht dein Sohn ist, oder ich verlasse dich." Da begann das Weib in seiner Bedängnis den Sohn zu verleugnen und sagte: „Jüngling, verlasse mein Haus! Du bist ein Fremdling, dem ich Gastfreundschaft gewährte, weil ich dich für meinen Sohn hielt." Und dabei beharrte sie. Da führte der Jüngling Klage beim Könige. Der befahl sie vor sich zu führen und fragte sie: „Ist dies dein Sohn oder nicht?" Sie antwortete: „Nein, es ist ein Fremdling." Darauf berichtete der Sohn in der Halle des Königs die ganze Wahrheit, und dieser sprach nochmals zu dem Weibe: „Ist dies dein Sohn oder nicht?" Sie antwortete: „Es ist ein Fremdling, dem ich Gastfreundschaft gewährte, da ich ihn für meinen Sohn hielt." Da fragte der König: „Und wie hoch beläuft sich dein Vermögen, Frau?" Sie sagte: „An tausend Goldstücke." Da that der König einen Eidschwur, wenn es so sei, wie sie sage, dann solle der Jüngling selbst und kein andrer ihr Ehegemahl werden. Bei diesen Worten wurde das Weib ganz bestürzt und bekannte endlich, es sei ihr Sohn. Solcher Geschichten erzählt man noch viele von der Weisheit des Königs.

Bei allen Völkern ringsum stand der König in hohem Ansehen, so daß sie sich freiwillig unter seine Oberhoheit begaben und ihn baten, über sie zu herrschen. Denn alle fühlten sich unter seiner Herrschaft wohl. Brot und Wein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

waren zu seiner Zeit wohlfeil; denn man zahlte für 60 Scheffel Weizen ein Goldstück und ebensoviel für 30 Krüge Wein. Geschäftsleute aus allen Gegenden strömten zusammen. Jeder ging seiner Beschäftigung nach, zu so später Stunde er wollte, ganz wie am Tage. Denn so streng war die Rechtspflege des Königs, daß, wenn jemand auf seinem Landgute Gold oder Silber liegen lassen wollte, es für ebenso sicher gehalten wurde, als ob es innerhalb der Stadtmauern wäre. Er führte in ganz Italien die Sitte ein, daß er keiner Stadt Thore machen ließ, und da, wo sie schon waren, wurden sie nicht geschlossen. Niemand brauchte sich vor Dieben oder Räubern zu fürchten."

Soweit der alte Chronikschreiber. Auch in der Rechtspflege, wie überall, war der König bemüht, die beiden Völker, die er beherrschte, einander zu nähern. Obenan stand ihm der Grundsatz, daß jeder nach seinem angebornen, heimischen Recht gerichtet werden müsse, der Römer nach römischem, der Gote nach germanischem Recht. Für die zahlreichen Fälle aber, in denen es gemeinsamer, für alle geltender Satzungen bedurfte, gab Theoderich ein kurzes Gesetzbuch, dessen wichtigste Bestimmungen auf römischem Recht beruhten. Mit aller Strenge untersagte er seinen Goten die Fehde, und sie zeigten für die edlen Bestrebungen des Königs so viel Verständnis, daß er sagen konnte: „Der Ruhm der Goten ist die Erhaltung des Rechtsfriedens." An alle seine Völker wendete er sich in den herrlichen Worten: „Das Recht, nicht der Arm entscheide jede Streitigkeit. Warum zur Gewalt greifen, da ihr Gerichte habt?" Und er war der Mann danach, den schönen Worten die That entsprechen zu lassen. Seine Gerechtigkeit und Weisheit war ein Gegenstand der aufrichtigsten Bewunderung seiner Völker. Mit unerbittlicher Strenge wachte er darüber, daß jedem sein Recht rasch und völlig zu teil werde. Das königliche Hofgericht war die höchste Gerichtsbehörde. Folgender Vorgang zeigt uns den König als strengen Schirmherrn der Gerechtigkeit. Eines Tags kam eine Witwe zu ihm und flehte ihn um Schutz an; seit dreißig Jahren führe sie beständig Klage gegen einen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hochgestellten Römer, und die Richter sprächen ihr kein Recht, sondern verschleppten die Sache. Da ließ der König die schlechten Richter vor sich kommen und fuhr sie an mit seiner mächtigen Stimme: „Ich lasse euch den Kopf abschlagen, wenn ihr nicht binnen zwei Tagen die Sache zu Ende bringt.“ Die Richter erblaßten, versprachen, das Gebot des Königs zu erfüllen, und thaten es auch. Aber als sie nach dem Richterspruch wieder vor den Herrscher traten, rief dieser: „Wie? Also in zweien Tagen konntet ihr der Frau ihr Recht verschaffen, und 30 Jahre habt ihr es verschleppt? Ihr habt selbst bewiesen, daß ihr des Todes schuldig seid.“ Und er ließ die Rechtsverderber enthaupten. So wie in diesem Falle zeigte er sich stets beflissen, die Schwachen und Hülflosen gegen mächtige Bedrücker zu schützen. Kein andrer Fürst hat vielleicht dieses schönste Vorrecht der Fürsten mit so verehrungswürdiger Strenge, Milde und Unermüdlichkeit geübt wie Theoderich. Er war in der That ein Vater seiner Völker.

Diese väterliche Liebe bewährte er auch durch die bewundernswerte Ausdauer und Umsicht, mit der er Bildung und Wohlstand seiner Länder zu heben suchte. Und dabei entging seinem scharfen Blick auch das Kleinste und Einzelnste, selbst die Marmorstücke nicht, die er bei seinen Reisen unbenutzt auf dem Felde liegen sah. Der tief gesunkene Ackerbau hob sich unter seiner Fürsorge überraschend schnell. Der König ließ Sümpfe austrocknen, die zerfallenen Wasserleitungen wiederherstellen. Durch Ausbesserung der Straßen, Schutz der Märkte, Herabsetzung der Zölle und Hebung der Flußschiffahrt sorgte er für den Handel. Auch der Wissenschaft nahm er sich mit edlem Eifer an, indem er bei Besetzung öffentlicher Ämter stets die gebildeteren Bewerber vorzog, den Lehrern der öffentlichen Schulen ihr vielfach verkürztes Gehalt voll auszahlen ließ und die Vornehmen anhielt, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Die bedeutendsten Gelehrten der Zeit zog er an seinen Hof und erwies ihnen alle erdenklichen Ehren, so dem feinsinnigen Boëthius und dem vielseitig thätigen Kassiodor. Jenem vertraute er gern allerlei ehrende Aufträge an, diesen stellte er an die Spitze der ganzen Staats-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verwaltung. Kassiodor hat auch eine Geschichte der Goten geschrieben, von der uns leider nur ein dürftiger Auszug, das kleine Werk des Jordanes, erhalten ist. Rührend zeigte sich der hohe Sinn des germanischen Königs besonders darin, daß er sich mit Begeisterung der Erhaltung und Wiederherstellung der Werke antiker Kunst widmete. Gar viele dieser herrlichen Denkmäler verdanken dem großen Theoderich ihre Errettung. Dankbar priesen ihn seine Zeitgenossen als „den Freund der Bauten und Wiederhersteller der Städte". In edlem Eifer rief er aus: „Das Altertum lebe unter unserm Zepter wieder auf! Die Wunderwerke der Alten sollen durch uns der Zerstörung entrissen werden. Das sei unser Ruhm!" Raub und Zerstörung von Kunstwerken wurden mit schweren Strafen bedroht. Hohe Summen seines Privatschatzes verwendete er für Wiederherstellung zerfallender Gebäude und für Errichtung neuer großartiger Bauten. Der Senat errichtete ihm in Rom zum Dank für seine Verdienste um Roms Bauten eine vergoldete Bildsäule. Aber auch in Ravenna, Pavia, Verona und andern Städten schuf der König Paläste, Kirchen, Wasserleitungen und andre nützliche und schöne Bauwerke. Eines der merkwürdigsten ist das noch bei Lebzeiten des Königs von ihm bei Ravenna errichtete gewaltige Grabmal, in dem er beigesetzt sein wollte; ein majestätischer Rundbau mit flacher Kuppel, die aus einem einzigen riesigen Felsblock gearbeitet ist.

Auch in seiner Stellung zu andern Mächten erschien Theoderich als Hort des Friedens, selbst wenn er zum Schwerte greifen mußte. Mit Konstantinopel unterhielt er ein gutes Einvernehmen und behandelte die oströmischen Kaiser mit großer Höflichkeit, aber auch mit Entschiedenheit, wenn sie sich Ungerechtigkeiten oder Übergriffe erlaubten. Am schwierigsten war seine Stellung zu dem ländergierigen, listigen Frankenkönig Klodwig, von dem unsre nächsten Kapitel erzählen sollen. Als dieser die Alemannen am linken Rheinufer geschlagen hatte, und auch die rechts vom Rhein wohnenden angriff, riefen die Bedrängten des Ostgotenkönigs mächtigen Schutz an, und Theoderich streckte schirmend seine Vaterhände über sie aus, so daß Klodwig sie nicht zu behelligen wagte.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wahrhaft erhaben sind die Worte, die der große König schrieb, als ein Krieg zwischen Klodwig und dem Westgotenherrscher Alarich dem Zweiten drohte. Er richtete folgendes Schreiben an den streitsüchtigen Franken: „Das versöhnliche Herz der Könige erhält die ersehnte Ruhe der Völker aufrecht. Darum wundere ich mich, daß dein Gemüt durch geringfügige Ursachen so erregt ist, daß du mit meinem Schwiegersohn Alarich einen schweren Krieg führen willst, über den sich alle, die euch zu fürchten Ursache haben, nur freuen werden. Ihr seid beide Könige großer Völker, beide im blühenden Mannesalter, und nun wollt ihr eure Völker gegeneinander führen zu blutigem Streit? Wahrlich, ich muß es frei heraussagen, mein Herz ist zornig darüber, daß ihr auf die erste Gesandtschaft, die ihr einander geschickt habt, sogleich zu den Waffen greifen wollt. Kraft meines Rechtes als Vater und Freund warne und bitte ich euch: steckt noch jetzt das Schwert wieder in die Scheide!“ Es gelang wirklich seinen machtvollen Worten, für diesmal den drohenden Streit zu ersticken. Aber nach einigen Jahren brach doch der unersättliche Klodwig los. Alarich verlor Schlacht und Leben. Den größten Teil der westgotischen Besitzungen in Gallien riß Klodwig an sich; Alarichs Söhnchen, Theoderichs Enkel, sollte auch für das übrige Reich des Thrones beraubt werden. Da griff der friedfertige König zum Schwert, um den Enkel zu schirmen und dem gefährlichen Nachbar halt zu gebieten. Er entsandte seinen Feldherrn, den Grafen Ibba, der die verbündeten Heere der Franken und Burgunden gänzlich schlug. Der Friede kam rasch zustande. Theoderich verleibte das Land zwischen Rhone, Durance und dem Meere seinem Reiche ein, ordnete das tief erschütterte Westgotenreich und übernahm die Schutzherrschaft darüber.

Groß war der Ruhm Theoderichs und sein Ansehen bei allen, ganz besonders bei den germanischen Völkern. Ja selbst die fernen Esthen an der Ostsee schickten durch Gesandte köstlichen Bernstein dem großen König zum Ehrengeschenk. Eine solche Macht hatte noch kein germanischer Fürst vor ihm besessen, und bis auf Karl den Großen hat sie auch keiner

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wiedergewonnen. Theoderichs Stellung glich in der That der der alten römischen Kaiser, und er empfand dies mit freudigem Stolze. Auf diese seine kaiserliche Würde und auf sein kaiserliches Ansehen stützte sich auch die Schirmherrschaft, die er über die kleineren germanischen Königreiche seines Zeitalters ausübte. Durch Geschenke und Gesandtschaften suchte er die Fürsten derselben an sich zu fesseln und sie durch Verschwägerungen zu einer großen Familie mit ihm und untereinander zu verbinden. So vermählte er von seinen Töchtern eine dem Westgotenkönige, eine andere dem Könige der Burgunden, seine schöne geistvolle Schwester Amalafrida gab er dem Wandalenkönig, seine Nichte Amalaberga dem Könige der Thüringer zur Gattin. Leider wurde ihm kein Sohn geboren. Seiner hochgesinnten und feingebildeten Tochter Amalaswintha suchte er die Krone dadurch zu sichern, daß er sie einem Angehörigen des Amalerhauses Eutharich vermählte.

So war denn Theoderich in allen Stücken das Muster eines wohlwollenden, weisen, kraftvollen Herrschers; kein größerer und besserer hat jemals über das Römerland Italien gewaltet als dieser Germane. Und dennoch trübten auch seinen Lebensabend schmerzliche Erfahrungen, wie sie so oft große Männer erleben müssen, wenn sie sehen, wie das mühselige Werk ihres Schaffens von feindlichen Mächten unterwühlt wird. Der geliebte Schwiegersohn, der tüchtige Eutharich starb im frischesten Mannesalter, und der greise König mußte den kühnen Bau seines weitläufigen Reiches, das außer Italien und den umliegenden Inseln das Alpengebiet, die Donauländer vom Rhein bis zur Save und einen bedeutenden Teil Südgalliens, mittelbar auch das westgotische Spanien, umfaßte, den Händen eines Weibes und eines Knaben, seines Enkels Athalarich, anvertrauen. Noch anderes kam hinzu, was diesen hohen, freudigen Geist in Kümmernis stürzte. Aber am schmerzlichsten traf ihn doch der Undank seiner Römer, die er seit dreißig Jahren mit allen erdenklichen Wohlthaten überhäuft hatte. Hervorragende Männer traten in geheime Verbindung mit dem oströmischen Kaiser Justinus, der als ein fanatischer Katholik gegen die verhaßten Arianer alle Mittel für erlaubt hielt. „Weg mit dem barbarischen Ketzer!“ so hieß es,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„der rechtgläubische römische Kaiser ist unser rechtmäßiger Herr!" Dies blieb dem Könige nicht verborgen. Nichts verwundet ein edles Herz tiefer als Undank. Zornig fuhr der greise Gotenkönig auf, und doch mäßigte er sich. Er, dessen ganze Herrschaft auf Duldung gegründet war, konnte es den Fanatikern nicht gleich thun. Aber ein Beispiel mußte aufgestellt werden. Ein vornehmer Römer Namens Albinus wurde hochverräterischer Umtriebe überführt. Als nun jener Boëthius, den der König vor vielen liebte und ehrte, mit keckem Trotze öffentlich erklärte, wenn Albinus schuldig sei, so sei er und der ganze Senat es auch, da ließ Theoderich den abtrünnigen Liebling verhaften und vor seinen verfassungsmäßigen Gerichtshof, den Senat, stellen. Und dieser Senat, nicht der König, verurteilte aus feiger Furcht vor dem Zorn Theoderichs, sein eigenes Mitglied zum Tode. Aber der „Tyrann" begnadigte den Boëthius zur Verbannung. Erst als die Auflehnung in Italien immer dreister ihr Haupt erhob, ließ er statt der Gnade strenge Gerechtigkeit walten und das Todesurteil vollstrecken. Auch des Boëthius Schwiegervater Symmachus, der laut über des Königs Härte schalt, wurde hingerichtet; beider Güter fielen nach römischem Gesetz dem Staatsschatz anheim. Durch diese Vorgänge wurden dem edlen Könige die letzten Lebenstage verdüstert. Trauer und Sorge umhüllte sein Haupt. Seinen größten Plan, die zwei Nationen seines Reiches zu beiderseitigem Heile miteinander zu verbinden, sah er scheitern; schnöde betrogen sah er sich von denen, die ihm alles verdankten. Sein Reich mußte er einem Weibe und einem Knaben hinterlassen. Dennoch hielt er gelassen aus am Staatssteuer, bis ihn eine Krankheit kurz nach des Boëthius Hinrichtung aufs Siechbett warf, das ihm zum Todesbett werden sollte. Reue über seine Strenge soll den zartfühlenden Mann gequält haben. Am 26. August des Jahres 526 schloß der große Völkerhirt sein Auge für immer. Er, der das Schwert so meisterlich zu führen wußte, war ein Friedensfürst gewesen, wie die Welt nur wenige gesehen hat. Nur mit tiefster Bewunderung kann, wer sein Leben betrachtet hat, von ihm scheiden. Wahrlich, er hat den Besten seiner

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeit genug gethan, und so hat er gelebt für alle Zeiten. Sein Andenken kann in der Geschichte nie vergehen. Selbst die verblendeten Römer sprachen noch in später Zeit von seiner Regierung wie von einem goldenen Zeitalter. Die ganze germanische Welt aber stellte das erhabene Bild des großen Königs in ihrem Heldensaal auf dem ersten und höchsten Platze auf. Und wie frei die Sage auch mit den geschichtlichen Thatsachen und Verhältnissen geschaltet hat, so spiegelt sie doch das Wesen Theoderichs in ihrem Dietrich von Bern im ganzen treu und richtig wieder. Langsam im Entschluß, ungern zum Schwerte greifend; aber stets sicher in der That; der letzte zum Kampfe, aber vollführend, was kein andrer vermag: so kennt ihn die Sage, und die Geschichte widerspricht ihr nicht. Sein Andenken konnte nicht sterben; ja auch ihn selbst vermochte man sich nicht gestorben zu denken. So wie später das Volk dem großen Karl oder dem Hohenstaufen Friedrich ein geheimnisvolles, zauberhaftes Fortleben zuschrieb, so dem großen Theoderich. Wodans Roß — das alte Heidentum war noch unvergessen — sollte ihn abgeholt haben zum Heldensaale des himmlischen Königs, und wenn den deutschen Völkern Gefahren drohten, dann hieß es wohl, Dietrich von Bern habe sich gezeigt auf einem schwarzen Rosse, um vor Unheil zu warnen. So treu hielt das Volk im Gedächtnis, wie der König bei Lebzeiten um seine Völker gesorgt hatte, daß es sich den längst Gestorbenen noch als einen väterlich warnenden und ratenden Geist vorstellte.

Aus allem wird sich ergeben haben, daß die Völker, von denen wir erzählen, keineswegs völlig roh waren. Auch handelte nicht ein jedes mehr nur auf eigene Hand. Sie wußten von einander und kannten ihre Zusammengehörigkeit. Bei den Helden der Völkerwanderung, bei keinem mehr als bei Theoderich, zeigt sich ein scharfer und weltumfassender Weitblick. Wenn sie auch keine eigentlich gelehrte Bildung besaßen, wenn auch die eitlen Griechen und Römer sie nach wie vor als Barbaren bezeichneten, so paßte dieser Name doch nicht mehr auf die germanischen Völker, deren Geschichte wir bis jetzt verfolgt haben. Die westgermanischen Stämme

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zwar oder die eigentlichen Deutschen waren dem Boden der alten Kultur ferner geblieben und hatten noch mehr von der alten Wildheit und Rauheit bewahrt; aber auch sie waren dem Kreise, den Theoderich um die ganze germanische Völkerwelt zu ziehen sich bemüht hatte, näher gerückt. Auch sie entzogen sich nicht dem Verkehr mit ihren Stammesverwandten, den der große König so eifrig unterhalten hatte. Sänger, Boten, Gesandtschaften zogen von einem Hofe zum andern; Gaben wurden gewechselt, Ehen und Bündnisse geknüpft. Nicht nur in Ravenna, sondern auch in Afrika bei den Wandalen, in Spanien bei den Westgoten, in Gallien bei Franken und Burgunden, in Deutschland bei Sachsen, Alemannen und Thüringern wurde von Theoderich gesungen. Seine Thaten und andre erschütternde Ereignisse der Völkerwanderung bildeten den Inhalt der neuen Lieder, welche die Sänger in allen germanischen Gauen sangen und denen die Völker hingerissen lauschten, um sie selbst zu lernen. So entstand in gewaltigen Gesängen die deutsche Heldensage. Nur ein kleiner Rest jener alten Lieder ist uns erhalten — das Hildebrandslied —, aber aus den spärlichen Trümmern vermögen wir auf die Großartigkeit und den Reichtum der verlornen Heldendichtung zu schließen, die der Völkerwanderung ihr Dasein verdankt, und deren späte, getrübte Nachklänge im Nibelungenlied und andern mittelalterlichen Gedichten noch immer ergreifend an das Herz des Hörers rühren.

32. Die Franken vor Klodwig.

Der größte Zeitgenosse des großen Theoderich war der Frankenkönig Klodwig; von allen germanischen Fürsten stand er dem erhabenen Ostgoten an geschichtlicher Bedeutung am nächsten, und doch bildete er zu jenem fast in allen Stücken den schärfsten Gegensatz, wie denn auch ihre Völker unter allen Germanenstämmen sich am unähnlichsten waren.

Die Franken, die sich in ihrem alten Gesetzbuch stolz als das tapferste Volk rühmten, das Gott selbst zum Urheber habe, das trefflich in den Waffen, fest in Friedensbündnissen,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von tiefer Weisheit im Rate, am Leibe edel, von unverletzter Schönheit und herrlichem Wuchse, kühn, rasch und kraftvoll sei, galten ihre Zeitgenossen keineswegs für so rühmenswert. Diese behaupteten vielmehr, man könne den Franken nicht trauen, weil sie mit lachendem Munde Eid und Treue zu brechen pflegten, und sie seien die gefährlichsten und unzuverlässigsten Nachbarn, die es gebe. Die fränkische Geschichte bestätigt solche Vorwürfe, denn sie ist von manchem Greuel und mancher wilden That erfüllt. Aber wenn auch den Franken die milde Hoheit der Goten und der ritterliche Geist der Langobarden fehlte, so waren sie doch von Haus aus ein tüchtiges und kerngesundes Volk, das man nicht für die Wildheit der ganzen Zeit und für die ungeheure Verdorbenheit der römisch-gallischen Welt, in die es hineingeriet, verantwortlich machen darf. Ein gewisser nüchterner, von harter Selbstsucht nicht freier Zug liegt allerdings im fränkischen Charakter, aber dieses Volk war es auch allein, das sich fähig erwies, ein dauerndes Reich zu gründen und seine deutsche Eigenart unter römischen Verhältnissen zähe zu bewahren. Indem wir die wichtigste Zeit der ältesten Frankengeschichte in diesem und dem folgenden Kapitel vorführen, kehren wir zugleich vorübergehend zur Geschichte der Westgermanen oder eigentlichen Deutschen zurück, die wir am Schlusse des 17. Abschnittes verlassen haben; denn die Franken gehörten, wie früher gesagt worden ist, mit den Sachsen, Alemannen, Thüringern und Langobarden zu den Hauptstämmen der Deutschen.

Es war um das Jahr 240, als die Römer zum ersten Mal mit Franken — der Name bedeutet die Freien — feindlich zusammenstießen. Ein Schwarm dieses Volkes war über den Rhein gegangen und hatte in Gallien lange geplündert. Als die verwegenen Räuber heimkehren wollten, trat ihnen in der Nähe von Mainz Aurelian, der nachmalige Kaiser, entgegen und schlug sie aufs Haupt. Es war das Vorspiel zu endlosen ähnlichen Ereignissen. Die Plünderungszüge wurden immer häufiger und stärker, und die besten Kaiser mühten sich ab, die Franken endgültig über den Rhein zurückzudrängen, was ihnen doch ebensowenig gelingen konnte wie bei den Ale-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mannen. Um das Jahr 290 führte ein solcher Raubzug zum ersten Mal zu dauernder Besetzung des angegriffenen Landes. Es kam nämlich ein großer fränkischer Volksschwarm über den Niederrhein und siedelte sich auf der Rheinmündungsinsel an; niemand vermochte sie wieder aus diesem Gebiet zu vertreiben. Diese Franken waren die Vorfahren des Stammes der Salier, der später unter dem ganzen Volk der mächtigste wurde. Während im Elsaß die Alemannen festen Fuß faßten, und sich von hier nach Norden und Westen ausbreiteten, strömten neue Scharen von Franken in das nordöstliche Gallien und entrissen dem römischen Reich diese wichtigen Grenzgebiete. Der früher erwähnte römische Feldherr Julian besiegte sie zwar, mußte sie aber in ihren einmal besetzten Wohnsitzen lassen. Sie versprachen Hülfsvölker zu stellen und erkannten die römische Oberhoheit an. Seitdem zeichneten sich vielfach Franken im römischen Heere, bald auch im römischen Staatsdienst als tapfere, thatkräftige und verschlagene Männer aus.

Neben den salischen Franken traten gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts die ripuarischen, d. h. die Uferfranken, als ein zweiter Hauptzweig des Stammes hervor. Sie standen, ebenso wie jene, unter mehreren Gaukönigen oder Fürsten und kämpften mit Glück und mit Unglück gegen die Römer, denen sie am Mittelrhein, von Köln aus, einen Landstrich nach dem andern entwanden. Während die Salier die Grenzen ihres Gebietes südlich der Maas bis nach Tongern und Arras vorrückten, hielten die Ripuarier südlich von ihnen einen breiten Streifen am linken Rheinufer bis nach Mainz hinauf fest. Wie die Alemannen am Oberrhein, so haben sich auch die Franken als ein Volk von ganz ungewöhnlicher Frische und Widerstandskraft bewährt. Alle Verluste schienen nur die strotzende Lebensfülle des streitbaren Volkes zu erhöhen, das ganz von der unbändigen Kriegsliebe der alten Germanen Armins durchdrungen war, wie es denn diesen an Sitte und Lebensweise noch überraschend glich. Der Gegensatz zwischen ihnen und den römisch-gallischen Bewohnern der Provinz war ein gewaltiger. Unter die äußerlich feinen und gebildeten, dabei aber entarteten und sittenlosen Romanen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

traten die wilden Waldsöhne Germaniens wie in eine andere Welt. Und je weiter die Franken in das Innere von Gallien vordrangen, desto auffallender wurde dieser Gegensatz. Denn die Franken glichen sich nicht wie die Ostgermanen allmählich der Kultur an, in die sie gerieten, sondern hielten ihre ursprüngliche Art weit zäher fest als jene. Das kam daher, weil sie den Zusammenhang mit der Heimat niemals verloren. Sie hausten zwar zum Teil auf römischem Boden, aber ihr Stammland, das sich am rechten Rheinufer an der Ruhr und Lahn aufwärts in das Innerste Deutschlands bis zu den Thüringern hin erstreckte, haben sie niemals fahren lassen; und Deutsche blieben auf drei Seiten ihre Nachbarn: im Norden die Friesen, im Nordosten die Sachsen, im Osten die Thüringer, im Südosten und Süden die Alemannen.

Das edelste Geschlecht unter den Franken war das der Merowinger, aus dem sie ihre langgelockten Gaukönige wählten. Einer dieser Merowinger war Chlogio, der um das Jahr 430 durch einen kühnen Eroberungszug die Wohnsitze seiner salischen Franken bedeutend nach Südwesten bis über Cambrai hinaus erweiterte. Gleichzeitig dehnten sich die Ripuarier durch das Moselgebiet gegen die Maas bis oberhalb Verdun aus, so daß die Maas die Grenze zwischen Ripuariern und Saliern bildete. Die südlichen Nachbarn der Ripuarier blieben die Alemannen, deren Eroberungen sich bis zur oberen Seine erstreckten. Am rechten Rheinufer breiteten sich die hessischen oder Oberfranken aus. Von Chlogios Stamm soll Merowig entsprossen sein, den die Sage zum Sohn eines Meerungeheuers macht und von dem das Geschlecht den Namen führt; und dessen Sohn wiederum war Childerich, der als ein König der salischen Franken in Tournai (Doornik) an der Schelde Hof hielt.

Von ihm, der das Gebiet der Franken wieder beträchtlich nach Westen hin erweiterte, berichtet eine alte Überlieferung folgendes. Childerich ergab sich einem schwelgerischen Leben. Darüber ergrimmten seine Franken und nahmen ihm die Herrschaft. Er entfloh und kam nach Thüringen, ließ aber daheim einen Vertrauten, der sollte sehen, ob er nicht mit milder Überredung ihm die erzürnten Herzen wieder versöhnen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

könnte. Auch hinterließ er ihm ein Zeichen für den Fall, daß er ohne Gefahr zurückkehren könne, nämlich so: sie teilten zusammen ein Goldstück; die eine Hälfte nahm Childerich mit sich, die andere aber behielt sein Vertrauter. „Wenn du mir," so sprach er zu diesem, „deine Hälfte schickst und sie mit meiner verbunden ein Goldstück ausmacht, so soll mir dies ein Zeichen sein, daß ich ohne Furcht in die Heimat zurückkehren kann." In Thüringen nun hielt sich Childerich bei dem König Bisin und seiner Gemahlin Basina verborgen. Die Franken aber wählten an seiner Statt zu ihrem König den Römer Ägidius. Und als er das achte Jahr über sie herrschte, da hatte jener vertraute Dienstmann die Franken heimlich wieder für Childerich gewonnen. Darum sandte er Boten an ihn und schickte ihm das halbe Goldstück, das er behalten hatte Alsbald kehrte Childerich heim und wurde wieder in sein Königreich eingesetzt. Da verließ Basina ihren Gemahl und kam zu Childerich. Bekümmert fragte er sie, warum sie aus so weiter Ferne zu ihm komme. Da gab sie zur Antwort: „Ich habe deine Tüchtigkeit erkannt und weiß, daß du ein Held bist. Deshalb bin ich gekommen, um bei dir zu bleiben. Wäre mir ein Mann bekannt, der wackerer wäre als du, so hätte ich danach getrachtet, sein Weib zu werden, selbst wenn er jenseits des Meeres wohnte." Über solche Rede freute sich Childerich und nahm die Frau zur Ehe. Und sie gebar ihm einen Sohn, den sie Klodwig nannten. Der ward ein gewaltiger Held.

Childerich starb nach langer und erfolgreicher Regierung zu Tournai im Jahre 481 und wurde daselbst bestattet. Sein Grab hat man im Jahre 1653 wieder aufgefunden und geöffnet. Der kostbare Inhalt des Königsgrabes ging zum größten Teil verloren, nur ein kleiner Rest wird noch in Paris im Museum des Louvre aufbewahrt. Doch besitzen wir eine genaue Beschreibung der gefundenen Gegenstände mit zahlreichen Abbildungen. Man fand zwei menschliche Schädel und den eines Pferdes, außerdem aber den ganzen Ornat und die Waffenrüstung Childerichs, nämlich Reste von Gewändern, besonders von dem Königsmantel aus golddurchwirkter Purpur-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seide, den Harnisch, die Lanzenspitze, zwei Schwerter und die Streitaxt, alles von Eisen; den Siegelring mit dem Brustbilde des Königs im wallenden Lockenhaar; ferner viele goldene und silberne römische Münzen, Arm- und Fingerringe und eine Menge Zieraten und Kostbarkeiten, mit denen das Roß, die Rüstung und der Mantel geschmückt waren, darunter mehr als dreihundert goldene, mit roten Edelsteinen verzierte Bienen, die verstreut auf den Kriegsmantel geheftet waren.

Es war gegen Ende des fünften Jahrhunderts, als ein fränkischer Prinz Namens Sigismar eine westgotische Prinzessin heiraten wollte. Den Hochzeitsaufzug sah ein fein gebildeter Römer mit an, der Dichter Apollinaris Sidonius, derselbe, der uns den Westgotenkönig Theoderich den Zweiten so anschaulich geschildert hat. Er hat auch eine genaue Beschreibung jenes Hochzeitszuges abgefaßt, die ein schönes Bild von der Tracht und dem Aussehen vornehmer Franken der damaligen Zeit giebt. Apollinaris schreibt an einen Freund: „Da du so gern Waffen und Waffenkleidung betrachtest, wäre es dir eine Freude gewesen, wenn du den königlichen Jüngling Sigismar, nach der Sitte seines Volkes als Bräutigam angethan, nach der Wohnung seines zukünftigen Schwiegervaters hättest einherschreiten sehen. Sein Roß war mit strahlendem Waffenschmuck geziert, ja es gingen ihm sogar Pferde voraus und folgten andre, die alle von Edelsteinen glänzten. Aber er saß nicht auf seinem Rosse, sondern es wurde für anständiger gehalten, daß er mitten unter seinen Begleitern zu Fuß einherschritt, angethan mit flammendem Purpur, mit rötlich glänzendem Goldschmuck und weißer Seide, während sein Haar, seine Gesichtsfarbe und seine übrige Haut diesem Schmucke entsprach. Das Aussehen seiner Genossen aber war auch im Frieden furchtbar. Ihre Füße waren bis an die Knöchel mit rauhen Schuhen umhüllt, die Knie und ein Stück des Schenkels darüber waren unbedeckt. Außerdem umgab einen jeden ein eng anschließender Leibrock von verschiedenen Farben, der aber nicht bis zu den Kniekehlen niederreichte. Die Ärmel umhüllten nur den oberen Teil des Arms. Der grünlich schimmernde Mantel stach ab von den rötlichen Gliedern.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Schwerter hingen an Wehrgehenken von den Schultern nieder und lagen dicht an die mit Pelzen umhüllten Hüften an. Die Kleidung dient bei ihnen aber nicht nur zum Schmuck, sondern auch zur Wehr. Denn in der rechten Hand trugen sie Speere, mit Widerhaken versehen, und Streitäxte, die auch zum Schleudern geeignet sind, in der linken dagegen einen Schild, dessen Fläche schneeweiß, dessen Buckel aber gelb ist. Dieser Schild bezeugt sowohl den Reichtum seines Besitzers, als die Kunst seines Verfertigers. Alles war überhaupt so beschaffen, daß das Ganze nicht nur ein Hochzeitszug, sondern auch zugleich ein Kriegszug zu sein schien." Dazu sei bemerkt, daß die Franken das blonde Haar nach vorn auf die Stirne kämmten, am Nacken aber kurz abzuscheren pflegten. Das lang herabfallende Haar war ein besonderes Ehrenzeichen des merowingischen Geschlechts. An den vollen, das Haupt umwallenden Locken, an die nie ein Schermesser kam, erkannte man schon beim ersten Anblick den König oder das Mitglied des Königshauses. Den Backenbart schoren sich die Franken glatt ab und pflegten nur den Schnurrbart zu tragen.

Neben dieses friedliche Bild stellen wir ein kriegerisches, das dem Geschichtschreiber Agathias entnommen ist. Obwohl hier Zustände aus der Mitte des sechsten Jahrhunderts beschrieben sind, so paßt doch die Schilderung auch auf die Kampfweise und die Waffen der Franken vor Klodwig. Es wird über eine Schar Franken berichtet, die nach dem Untergang des Ostgotenreichs, den wir später erzählen werden, nach Italien kamen. Durch den oströmischen Feldherrn Narses erlitten sie 554 eine vernichtende Niederlage am Casilinus bei Capua; vor der Schlacht setzten sie ganz kaltblütig ihre Waffen instand, schliffen ihre Äxte und Speere und besserten die zerhauenen Schilde aus. „Das alles ging ihnen leicht von der Hand. Denn die Bewaffnung dieses Volkes ist nur ärmlich und bedarf nicht der Hände verschiedener Handwerker; sondern wenn etwas verdorben ist, bessern die Besitzer selbst es aus. Panzer und Beinschienen kennen sie gar nicht. Die meisten gehen barhäuptig einher, und nur wenige setzen für die Schlacht einen Helm auf. Brust und Rücken sind nackt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bis an die Hüften. Von da aus gehen bis zum Knie Hosen aus Leinen oder Leder. Nur wenige sind beritten, weil sie von alters her an den Kampf zu Fuß gewöhnt und darin geübt sind. An der Hüfte herab hängt ihnen das Schwert, den Schild tragen sie auf der linken Seite. Weder Bogen noch Schleuder noch andere ferntreffende Geschosse führen sie, sondern zweischneidige Äxte und die Angonen, die sie mit Vorliebe gebrauchen. Diese Angonen sind Speere von mittlerer Größe, im Fernkampf zum Schleudern, im Nahkampfe zum Stoße gleich geeignet. Fast ganz sind diese Speere mit Eisen beschlagen, so daß nur am untersten Ende der hölzerne Schaft sichtbar ist An der Spitze aber ragen nach den Seiten hin zwei gekrümmte Widerhaken, die sich wie Angelhaken nach hinten umbiegen. In der Schlacht wirft der Franke den Ango mit großer Sicherheit. Trifft diese Waffe einen Feind, so dringt die Spitze in den Körper ein, und es ist für den Getroffenen ebenso wie für einen andern schwer, das Geschoß herauszuziehen; denn die Widerhaken, die tief im Fleisch stecken, leisten Widerstand und vermehren die Schmerzen, so daß der Verwundete, selbst wenn die Verletzung an sich nicht tödlich war, doch meistens zugrunde geht. Trifft aber die Waffe einen Schild, so bleibt sie sogleich an ihm hängen und muß mit ihm herumgetragen werden, während das untere Ende am Boden nachschleift. Man kann sodann den Speer weder aus dem Schilde herausziehen, weil dies die Widerhaken hindern, noch ihn mit dem Schwerte abhauen, weil er ganz mit Eisen umhüllt ist. Sobald überdies der Franke sieht, daß er den Schild des Feindes getroffen hat, so springt er heran und tritt mit aller Wucht auf den Speerschaft. Auf solche Weise drückt er diesen nieder; der Arm des Gegners muß erlahmt nachgeben. Haupt und Brust werden des Schutzes bar. Nun ist es dem Franken ein leichtes, den wehrlosen Feind zu töten, indem er ihm entweder mit der Axt das Haupt spaltet oder mit einem zweiten Speer die Kehle durchbohrt. So sind die Franken bewaffnet, und so ziehen sie in die Schlacht."

Wie nahe standen nach dieser Schilderung die Franken

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des fünften und sechsten Jahrhunderts in ihrer Kampfweise und Bewaffnung noch den Germanen der Urzeit! Und die weitere Erzählung des Agathias weist noch mehr Übereinstimmendes auf. Es fehlen da weder die weisen Frauen, deren Rat vor der Schlacht gehört wird, noch die alte germanische Wagenburg, noch die unbedachte Hitze, mit der sich die Krieger in den Kampf stürzten, noch das furchtbare Schlachtgebrüll der Angreifenden, noch der Schlachtkeil oder Eberkopf, in dem sie voll unbändiger Hast heranstürmen. Anderwärts wird uns noch mehr berichtet, was den altgermanischen Geist der Franken bezeugt. Nichts galt ihnen für ein größeres Unglück als ein thatenloses Leben, nichts für ein höheres Glück als der Kampf. Auch in Friedenszeiten suchten sich Männer und Knaben zum Kriege vorzubereiten. Sie übten sich beständig, ihre Äxte und Speere zu werfen, wobei sie den Treffort vorausbestimmten und wohl auch den geschleuderten Waffen nachsprangen, um sie womöglich zu erreichen, sobald sie getroffen hatte. In solchen Kampfspielen übte man die männliche Jugend und flößte ihr damit den Geist ein, der sie ihren Feinden gegenüber unüberwindlich machte.

Wie in der Urzeit, so bestand auch jetzt noch das Wirtschaftsleben der Deutschen fast nur in Landarbeit. Handel und Gewerbe waren gering, dagegen hatte sich der Ackerbau bedeutend gehoben. Das Volk wohnte meist in Dörfern zusammen. Viehzucht, Jagd und Fischfang waren zwar immer noch sehr wichtige Beschäftigungen; aber mehr und mehr wendete sich auch der freie Mann der Bestellung des Ackerbodens zu, den man besser auszunützen gelernt hatte als vordem. Selbst Gartenbau wurde getrieben Das Ackerland wurde nicht mehr von Zeit zu Zeit verteilt, sondern gehörte mit zum Sondereigentum eines jeden Hausherrn. Weide und Wald aber blieben gemeinsames Gut oder Allmende.

33. Klodwig, der Gründer des Frankenreiches.

Nach Childerichs Tode gelangte sein erst fünfzehnjähriger Sohn Klodwig zur Herrschaft. Die salischen Franken bewohn-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ten damals die später flandrischen Länder. Neben Klodwig, der wie sein Vater in Tournai hauste, herrschten in verschiedenen Gegenden noch andere salische Gaukönige. Ebenso selbständig waren die ripuarischen und Ostfranken. Von den ersten Jahren des jugendlichen Königs wissen wir nichts; aber kaum hat er das zwanzigste Lebensjahr erreicht, so steht er als vollendeter Mann da. Er war ein geborener Herrscher, von gewaltiger Körperkraft und scharfem Geiste, ehrgeizig, hinterlistig, hartnäckig, fest und vorsichtig, rücksichtslos in der Wahl seiner Mittel. Dreißig Jahre lang war er König; in fünfundzwanzigen hat er sein weltgeschichtliches Werk vollendet, die Einigung der Frankenstämme und die Ausbreitung und Gründung der Frankenherrschaft über den größten Teil von Gallien und ein gutes Stück Westdeutschlands. Er hat es vollendet mit bewundernswerter Kraft, aber auch mit abscheulicher Tücke.

Im Jahre 486 zog der zwanzigjährige König aus, um den letzten Rest des Römerreiches an sich zu reißen. Ein vornehmer Mann, Namens Syagrius, hatte sich nach dem Untergang des weströmischen Reiches an die Spitze der Gegenden und Städte, die nicht bereits einem germanischen Herrn gehorchten, gestellt. Es war das Land im nordwestlichen Gallien zwischen Seine und Loire. In Soissons hauste er als selbständiger Gebieter, so daß seine Unterthanen ihn König nannten. Doch sein Reich war von kurzer Dauer. Ohne jeden Vorwand brach Klodwig mit Heeresmacht auf und erließ nach altheidnischer Sitte an Syagrius die Aufforderung, Ort und Tag der Schlacht zu bestimmen. Syagrius stellte sich zum Kampfe unweit Soissons; als er aber sein Heer in Bedrängnis kommen sah, gab er kleinmütig seine Sache auf und floh nach Toulouse zum Westgotenkönig Alarich dem Zweiten, der ihn in seinen Schutz nahm. Allein Klodwig ging in der Vernichtung seiner Gegner gern gründlich zu Werke. Er sandte Boten an Alarich und verlangte die Auslieferung des Syagrius. Und so gefürchtet war bereits die Kriegstüchtigkeit der Franken, daß der Westgotenkönig sich scheute, ohne Not mit ihnen zu brechen, und den Flüchtling und Gast preisgab. Der Unglückliche wurde

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ausgeliefert. Klodwig ließ ihn in einen Kerker werfen und heimlich umbringen. Sein Reich nahm er in Besitz und verlegte den Mittelpunkt seiner Herrschaft von Tournai nach Soissons. Den ehemaligen Römern ließ er ihre persönliche Freiheit und ihren Grundbesitz und reihte sie der fränkischen Heerverfassung ein. Er trat ihnen gegenüber in die Stelle der früheren Kaiser und übte kaiserliche Rechte aus. Das Land wechselte nur den Herrn.

Bei der Verteilung der Kriegsbeute in Soissons ereignete sich folgender merkwürdige Vorfall, aus dem man sieht, wie sich des Königs Kampfgenossen ihm nach alter deutscher Anschauung noch fast gleich achteten und wie trotzdem der König Widersetzliche zu strafen verstand. Unter der Beute befand sich ein schöner, großer Krug, der nebst andern Kostbarkeiten aus einer Kirche geraubt worden war. Nun ließ der Bischof jener Kirche den König bitten, daß er ihm wenigstens den Krug zurückerstatte. Als darauf die ganze Kriegsbeute in Soissons zusammengebracht worden war, sprach Klodwig zu den Seinigen: „Ich bitte euch, erzeiget mir die Gunst, mir zu meinem Beuteanteil auch den Krug dort zu geben.“ Alle baten ihn, zu thun, wie es ihm gefalle. Aber ein trotziger Heermann erhob sich und rief: „Nichts sollst du haben, als was dir von Rechts wegen gehört.“ Dabei erhob er seine Streitaxt und schlug an das Gefäß. Alle erstaunten darüber, der König aber nahm den Krug und übergab ihn dem Boten des Bischofs; den Schmerz über die erlittene Beschimpfung trug er still in der Brust. Doch als ein Jahr verflossen war, ließ er das ganze Volksheer zur Musterung, zum sogenannten Märzfelde, zusammenberufen. Als er nun alle Krieger durchmusterte, traf er auch auf den Mann, der zu Soissons an den Krug geschlagen hatte, und sprach zu ihm: „Keiner trägt so schlechte Waffen wie du, weder Speer noch Schwert noch Axt taugt dir zum Kampfe.“ Und er ergriff des Mannes Streitaxt und warf sie auf die Erde. Jener bückte sich, um sie wieder aufzuheben. In demselben Augenblick aber holte der König aus und schlug ihn mit seiner Axt in das Haupt. „So,“ sprach er, „hast du zu Soissons an dem Kruge gethan.“ Der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mann war tot. Die übrigen hieß der König hinweggehen. Durch diese That machte er sich bei allen gefürchtet.

Einige Zeit danach warb Klodwig um die Hand der burgundischen Prinzessin Klothilde. Den Burgunden gehörte damals ein großer Teil des südöstlichen Galliens und der Schweiz. König Gundobad herrschte zuerst mit zwei Brüdern über dieses Reich. Aber er befleckte sich mit blutigen Greuelthaten, indem er einen dieser Brüder mit dem Schwerte erschlug, dessen Gemahlin, wie man sagt, mit einem Stein um den Hals ins Wasser werfen und ihre beiden Söhne enthaupten und deren Körper in Brunnen stürzen ließ. Von den beiden Töchtern des ermordeten Bruders machte er die eine zur Nonne, die andere, Klothilde, hielt er an seinem Hofe in strengem Gewahrsam. Klodwig sandte nun, wie die Sage berichtet, Boten in das Burgunderland und freite um Klothilde. Doch gelang es keinem, das Antlitz der Jungfrau zu sehen. Da schickte er einen vertrauten Mann, Namens Aurelian, dahin. Dieser verkleidete sich als Bettler und nahm auch Klodwigs Ring mit sich. So zog er nach Burgund und wurde als ein armer Fremdling von Klothilde gütig bewirtet. Ja, sie wusch ihm sogar, um sich einen Gotteslohn zu verdienen, die Füße. Da flüsterte er ihr zu, daß er etwas Wichtiges mit ihr zu reden habe, und sie gewährte ihm im geheimen eine Zwiesprache. Da sagte Aurelian: „Der Frankenkönig Klodwig sendet mich zu dir. Er will dich zu seiner Gemahlin erhöhen, und damit du meinen Worten traueſt, sendet er dir diesen Ring.“ Erfreut nahm sie das Kleinod, gab ihm hundert Goldschillinge zum Botenlohn und händigte ihm ihren Ring ein. „Jetzt aber,“ sprach sie, „kehre schnell heim und sage deinem Herrn, er solle unverweilt und in aller Form bei meinem Oheim Gundobad um mich werben. Denn wenn er nicht eilt, so fürchte ich, der kluge Aridius, Gundobads Ratgeber, wird vorher aus Konstantinopel zurückkehren und durch seinen Rat alles vereiteln.“ Sogleich machte sich Aurelian auf den Heimweg, begab sich schleunigst zu Klodwig und meldete ihm alles. Da schickte Klodwig Gesandte an Gundobad und bat ihn um die Hand seiner Nichte. Gundobad scheute sich, den mächtigen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mann abzuweisen, und versprach, sie ihm zu geben. Sogleich wurde der Brautkauf rechtsgültig gemacht und ein Tag anberaumt zur Übergabe der Braut. In Châlons an der Saône rüstete man alles zur feierlichen Einholung. Vornehme Franken nahmen hier Klothilde in Empfang und führten sie mit vielen Schätzen Klodwig zu. Unterwegs sagte Klothilde zu den Franken: „Wenn ihr mich zu eurem Herrn bringen wollt, so hebet mich aus der Sänfte, setzet mich auf ein Pferd und beeilt euch, so schnell als möglich aus Burgund zu kommen." Die Franken thaten also. Wie nun Aridius von dem Verlöbnis vernahm, eilte er in höchster Hast an Gundobads Hof und sprach zu dem Könige: „Dies ist der Anfang unversöhnlicher Feindschaft. Hast du vergessen, was du an Klothildens Angehörigen gethan hast? Wenn sie erst die Macht besitzt, wird sie sicherlich die Ermordung der Ihrigen rächen, und du wirst die Feindschaft der Franken für alle Zeiten zu tragen haben." Da sandte Gundobad Reisige aus, daß sie Klothilde zurückbrächten. Sie erreichten die Sänfte und die Schätze und nahmen alles in Beschlag; Klothilde aber erreichten sie nicht, denn diese war schon über die Landesgrenze geritten. Ehe sie dahin gelangt war, hatte sie ihre Begleiter gebeten, eine Meile nach beiden Seiten hin das Burgundenland mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Und als sie die Flammen allenthalben lodern sah, soll sie ausgerufen haben: „Ich danke dir, Gott, daß du mich den Anfang der Rache für meine Eltern und Brüder sehen läßt." Darauf wurde sie dem Frankenkönig zugeführt. Er vermählte sich mit ihr und hielt sie lieb und wert.

Als nun Klothilde, welche Katholikin war, dem Könige, der noch mit seinem Volke dem Wodansglauben anhing, den ersten Sohn geboren hatte, wollte sie ihn gern taufen lassen und drang unaufhörlich in ihren Gemahl, daß er sich selbst bekehre. Sie konnte nichts bei ihm selbst ausrichten, doch gestattete er ihr, den Sohn zu taufen. Die Kirche wurde herrlich geschmückt. Aber das Kind starb noch in den weißen Kleidern, in denen es das Bad der Wiedergeburt empfangen hatte. Da schwoll dem Könige das Herz vor Bitterkeit, er

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schalt sein Weib heftig und sprach: „Wäre das Kind meinen Göttern geweiht worden, es lebte gewiß noch; aber es mußte sterben, weil es im Namen deines Gottes getauft war.“ Die Königin aber dankte Gott, daß er ihr Kind gewürdigt habe, sein Antlitz zu schauen. Danach gebar sie einen andern Sohn, den sie ebenfalls taufen ließ, und als auch er erkrankte, sprach Klodwig: „Es kann ihm ja nicht anders ergehen, als seinem Brüderchen, da er im Namen deines Christus getauft ist.“ Doch auf des Herrn Geheiß ward der Knabe durch das heiße Gebet seiner Mutter wieder gesund. Und Klothilde drang unaufhörlich in den König, daß er sich bekehre, konnte ihn aber seinen Göttern nicht abwendig machen, bis endlich ein wunderbares Ereignis ihn dem Christentum gewann.

Im Jahre 496 geriet Klodwig in Krieg mit den Alemannen, die ihre Herrschaft über das ganze Rheinland ausdehnen wollten. Nach altem Bericht wurde die Entscheidungsschlacht bei Tolbiacum, jetzt Zülpich, zwischen Bonn und Aachen, geschlagen. Sie endete mit einem glänzenden Siege der Franken, der auf eine höchst merkwürdige Art errungen wurde. Klodwig war, wie gesagt, noch Heide; aber sein zuversichtlicher Glaube an die Macht seiner Götter war doch durch die Rede seiner Gemahlin erschüttert, und er hatte am Krankenbett seines zweiten Söhnchens erfahren, daß der Christengott inbrünstiges Gebet hörte und die Macht hatte, es zu erfüllen. Als nun in der Alemannenschlacht der Kampf fürchterlich tobte und die Franken nach blutigem Ringen endlich ermattet innehielten, als ihrem Heere völlige Vernichtung drohte, als die alten Schlachtgötter allem Flehen taub blieben, da in der höchsten Not brach des leidenschaftlichen Mannes starrer Mut, und er gedachte der Worte seines Weibes. Er erhob seine Augen zum Himmel und rief unter Thränen: „Jesu Christe, Klothilde sagt, du seiest der Sohn des lebendigen Gottes; Hülfe sollst du den Bedrängten bringen und Sieg denen, die auf dich hoffen. So fleh ich dich denn demütig an um deinen Beistand. Gewährst du mir jetzt den Sieg und erfahre ich so deine Macht, die das Christenvolk an dir rühmt, so will ich mich taufen lassen auf deinen Namen. Ich habe

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meine Götter angerufen, aber sie haben mich nicht erhört. Ich meine daher, ohnmächtig sind sie, da sie denen nicht helfen, die ihnen dienen. Dich rufe ich nun an, und mich verlangt, an dich zu glauben. Nur entreiße mich erst den Händen meiner Feinde." Und da er solches gesprochen hatte, da begannen die Alemannen zu wanken und wandten sich zur Flucht. Ihr König fiel, und als sie dies sahen, warfen sie die Schilde nieder und boten Klodwig Unterwerfung an. Da that er dem Kampfe Einhalt, brachte das Volk in seine Gewalt und kehrte dann fröhlich heim. Der Königin aber erzählte er, wie er Christi Namen angerufen und so den Sieg gewonnen habe. Das ganze Alemannengebiet links des Rheines fiel durch diesen Sieg in Klodwigs Hände, und auch das Neckarland ward dem fränkischen Reiche einverleibt. Die übrigen Teile des Volkes im Breisgau und davon östlich bis zum Lech und südlich in der Ostschweiz würde dasselbe Schicksal ereilt haben, hätten sie nicht einen mächtigen Schirmherrn gefunden. Theoderich der Große, der seit drei Jahren unbestrittener Herr über Italien und die östlichen Alpenländer bis zur Donau war, wandte sich in einem Schreiben an Klodwig und bat um Schonung für die Alemannen, die seinen Schutz angerufen hatten; und der Frankenherrscher war klug genug, sich nicht mit dem großen Ostgotenkönig zu entzweien. Das südliche und östliche Alemannien kam daher unter die Oberhoheit Theoderichs. Den flüchtigen Alemannen aus den nördlichen und westlichen Gebieten wies Theoderich Wohnsitze innerhalb der Grenzen seines Reiches an.

Gewaltig war der Zuwachs an Macht, den Klodwig dem Alemannensieg verdankte. Aber die wichtigste Folge dieses Sieges war doch, daß Klodwig zum katholischen Christentum übertrat. Der Christengott hatte sich ihm als den stärkern bewiesen; nun zögerte der König nicht länger, ein Christ zu werden, und zwar selbstverständlich nach dem Bekenntnis seiner Gattin und seiner römischen Unterthanen. So ließ denn Klothilde nach Klodwigs Heimkehr den Bischof Remigius von Reims holen und bat ihn, er möchte dem Könige die Botschaft des Heiles zu Herzen führen. Er unterrichtete ihn denn auch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Geheimen; denn man konnte nicht wissen, wie das Volk den Abfall von den alten Göttern aufnehmen würde. Ein ansprechender Zug aus diesen stillen Stunden ist uns überliefert. Als Remigius einst von dem Leiden und Sterben unsres Heilandes berichtete, rief Klodwig eifrig aus: „Wäre ich nur mit meinen Franken dabei gewesen! Ich hätte schon das Unrecht, das er erlitt, gerächt!“ — Als die Unterweisung beendigt war, berief der König eine Versammlung der Edelsten und legte ihnen dar, was ihm widerfahren war und was er vorhabe. Und als er geendet hatte, riefen die meisten ihm lauten Beifall zu und erklärten sich bereit, ihm zu folgen. Hocherfreut befahl Remigius das Taufbad zu bereiten. Es war am Weihnachtstag des Jahres 496. Mit bunten Decken wurden die Straßen von Reims belegt, mit weißen Vorhängen die Kirche geschmückt, das Taufbecken vorgerichtet. Weihrauchduft verbreitete sich, die duftenden Kerzen schimmerten hell. Als der König zuerst zum Taufbecken trat und vom Bischof getauft zu werden verlangte, sprach Remigius: „Beuge dein Haupt in Demut, Franke! Verehre, was du verbrannt, und verbrenne, was du verehrt hast.“ Darauf legte Klodwig das Glaubensbekenntnis auf den dreieinigen Gott ab, ließ sich taufen und wurde mit geweihtem Öl gesalbt. Außer ihm empfingen seine zwei Schwestern und dreitausend seiner Franken die Taufe.

Was Klodwig im Herzen erhoffte und was ihn zur Taufe hauptsächlich getrieben hatte, das war: Sieg mit Hülfe des stärksten Gottes. In gutem Glauben, ohne alle Heuchelei, hatte er gehandelt. Aber innerlich blieb er vom Geiste der christlichen Religion unberührt. Wilde Leidenschaft, glühender Ehrgeiz, heimtückische Hinterlist, das sind vorzugsweise die Züge seines riesigen Bildes nach wie vor der „Bekehrung“. Doch schmälert dies nicht die unendliche Wichtigkeit seines Übertrittes für die ganze Geschichte seines Volkes. Daß er sich nicht zum Arianismus, sondern zur katholischen Religion bekannte, und daß er die fränkische Nation diesem Bekenntnis zuführte, war dabei von ganz besonderer Bedeutung. So wurden nämlich die Glaubensstreitigkeiten vermieden, welche

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Sicherheit der andern germanischen Reiche gefährdete, wo die germanischen Herren als Arianer in einem unseligen Gegensatz und ewigem Hader mit den katholischen Unterthanen lagen. Klodwig durfte sich als Beschützer der katholischen Christen in ganz Gallien betrachten, und der Papst zu Rom nannte ihn nicht mit Unrecht im Gegensatz zu den „ketzerischen" Königen der Goten, Wandalen, Burgunden und andrer deutschen Völker den „allerchristlichsten König".

Bald fand Klodwig Gelegenheit, als Beschützer des katholischen Glaubens aufzutreten und unter diesem Vorwand seiner Eroberungssucht zu frönen. Im Westgotenreich wie in Burgund blickten die Katholiken hoffnungsvoll nach Paris, wohin Klodwig inzwischen seinen Herrschersitz verlegt hatte. Besonders günstig lagen für ihn die Verhältnisse in Burgund, wo das arianische Königshaus einer fast nur aus Katholiken bestehenden Bevölkerung fremd gegenüber stand; und dazu trieb ihn Klothilde, die trotz ihres Christenglaubens doch immer eine Germanin blieb, unaufhörlich zum Kampfe gegen den Mörder ihrer Eltern und Brüder an. So bot denn Klodwig ohne weitern Vorwand ein Heer gegen Gundobad auf. Im Jahre 500 kam es bei Dijon zur Schlacht. Gundobads eigener Bruder, der katholische Godegisel, ging zu Klodwig über, und Gundobad wurde geschlagen und mußte in den äußersten Süden seines Reiches, nach Avignon, fliehen. Der Frankenkönig, der ihn für völlig besiegt hielt, kehrte mit seiner Hauptmacht heim; nur eine kleine Schar ließ er dem verbündeten Godegisel zurück. Kaum aber hatte Klodwig sich zurückgezogen, als Gundobad gegen Godegisel losbrach, ihn in Vienne belagerte, diese Stadt durch List und Gewalt einnahm und seinen Bruder töten ließ. Den fünfhundert Franken, die Klodwig zurückgelassen hatte, gewährte er schlauerweise freien Abzug. Darauf brachte er ganz Burgund unter seine Herrschaft und zeigte sich gegen die Katholiken äußerst mild. Gewiß that er auch dies aus Rücksicht auf Klodwig, der, wir wissen nicht warum, diesem Kampfe ruhig zusah und mit Gundobad einen Frieden schloß, der für diesen sehr vorteilhaft war. Wahrscheinlich wünschte er sich den Dank und die Bundesgenossenschaft Gun-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dobads zu erwerben und erwarb sie auch in der That. Beide Könige schlossen einen Vertrag, durch den sich Gundobad zum Waffenbunde mit Klodwig und zu milderer Behandlung der Katholiken in Burgund verpflichtete, so daß Klodwig seine Pflicht als Schirmherr der katholischen Kirche als erfüllt betrachten konnte.

Klodwigs thatendurstige Seele brütete alsbald über neuen Entwürfen. Schon längst standen sich, seit sie Nachbarn geworden waren, Westgoten und Franken feindselig gegenüber. Seitdem nun vollends diese zum größten Teil den katholischen Glauben angenommen hatten, war die Kluft zwischen ihnen und den arianischen Westgoten unüberbrückbar geworden.

Auch das glänzende Reich, das König Eurich von der Loire und Rhone bis zur äußersten Südspitze Spaniens mit starker Hand aufgerichtet hatte, krankte an dem Zwiespalt zwischen den arianischen Germanen und den katholischen Römern, von denen die letzteren noch dazu in weit überlegener Anzahl vorhanden waren, während die Goten, über einen sehr weiten Raum verstreut, der Zahl nach gegen sie sehr zurücktraten. Nur einem so kraftvollen Herrscher, wie Eurich gewesen war, konnte es gelingen, das weitläufige Reich auch innerlich kraftvoll zusammen zu halten. Sein Sohn und Nachfolger, Alarich der Zweite, aber war zwar ein redlicher, wohlwollender und tapferer Fürst, aber ohne hervorragende Herrscherbegabung. Sorgenvoll blickte er auf die wachsende Macht der Franken. Er wußte wohl, daß seine katholischen Unterthanen mit geheimer Sehnsucht nach dem katholischen Klodwig hinübersahen und daß sie bei der ersten Gelegenheit von ihm, dem Arianer, zu dem rechtgläubigen Frankenkönig abfallen würden. Die schmachvolle Nachgiebigkeit, mit der er 486 aus Furcht vor Klodwig den unglücklichen Syagrius preisgegeben hatte, trug ihm nur Schaden ein. Klodwig hatte seine Schwäche nicht umsonst erkannt. Nur den Bemühungen Theoderichs des Großen gelang es vorderhand noch, den Ausbruch von Feindseligkeiten zu verhindern. Aber auf die Dauer vermochte selbst eines solchen Mannes Wort nicht, der Ländergier und Ruhmsucht eines Klodwig Schranken zu setzen. Ein Fieber, an dem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieser unersättliche Eroberer zu seinem großen Verdruß zwei Jahre lang krank lag, hielt ihn noch zurück. Kaum aber war er genesen, so konnten ihn keine dem Westgotenkönig geleisteten Schwüre und Freundschaftsbeteuerungen, keine Warnungen und Drohungen Theoderichs des Großen mehr abhalten. Auf dem sogenannten Märzfeld, dem großen Thing, im Jahre 507 sprach Klodwig zu den Seinigen: „Es bekümmert mich sehr, daß diese Ketzer, die Westgoten, noch einen Teil Galliens besitzen. Laßt uns aufbrechen, sie mit Gottes Hülfe besiegen und ihr Land in unsre Gewalt bringen!“ Allen gefiel solche Rede wohl, und so zog Klodwig, ohne einen besondern Grund für seinen Friedensbruch anzugeben, mit überraschender Schnelligkeit über die Loire und bemächtigte sich der Umgegend von Tours. Aus Ehrfurcht vor dem berühmten Schutzpatron dieser Stadt, dem kriegerischen Heiligen Martin, erließ er den Befehl, niemand solle aus dieser Gegend etwas andres nehmen als Futtergras und Wasser. Einer seiner Kriegsleute fand bei einem armen Manne Heu und sprach: „Ist Heu nicht Gras?“ mißhandelte den Mann und nahm ihm das Heu mit Gewalt. Die Sache kam vor den König. Der hieb den Übelthäter sofort nieder und sprach die bezeichnenden Worte: „Wie sollen wir siegen, wenn wir den heiligen Martin erzürnen?“

Die Goten mußten das ganze Land bis Poitiers preisgeben. In der Nähe dieser Stadt wollten sie in fester Stellung den Angriff der Franken und zugleich die erhoffte Hülfe Theoderichs aus Italien erwarten. Aber diese wollte nicht kommen, da der Ostgotenkönig damals gerade einen Angriff des oströmischen Kaisers befürchten mußte. Da murrten die westgotischen Großen gegen Alarich. Eingedenk ihrer Siege und der ihrer Vorfahren hofften sie auch allein die Franken überwinden zu können. Der bedächtige Alarich gab ihrer Kampflust nach, verließ seine vorteilhafte Stellung und zog dem Feinde entgegen bis auf die vokladischen Felder, d. i. die Ebene bei Voullon, drei Meilen südlich von Poitiers. Hier kam es zu einer blutigen Schlacht, in der die fränkische Wildheit den Sieg davontrug. Die Westgoten wandten sich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zur Flucht. Da beschloß ihr hochsinniger König, solche Schande nicht zu überleben. Er sprengte, nur von wenigen begleitet, dem Merowinger entgegen. Doch er stürzte vom Roß und wurde, wahrscheinlich von Klodwig selber, getötet. Zwei wackere Westgoten drangen wütend auf Klodwig ein, der nur durch seinen festen Panzer und sein schnelles Roß vor ihren Streichen gerettet wurde. Die Schlacht entschied den ganzen Feldzug. Überall wurde der Frankenkönig als der Gottesstreiter für den wahren Glauben freudig aufgenommen, die meisten Städte öffneten ihm ihre Thore. In Bordeaux überwinterte er, begab sich im nächsten Frühjahre nach Toulouse, dem alten Herrschersitz der Westgotenkönige, und kehrte dann nach Tours zurück. Sein Heer sollte im Bunde mit den Burgunden alles Land in Gallien, das noch in den Händen der Westgoten war, erobern. Diese waren in übler Lage. Sie hatten, da der rechtmäßige Thronfolger, Amalarich, noch ein Kind war, einen Verwandten des gefallenen Königs zu ihrem Herrscher erwählt. Aber Theoderich widersprach der Wahl, denn er wollte seinem Enkel Amalarich Thron und Reich retten. Endlich erschien ein ostgotisches Hülfsheer unter Theoderichs trefflichem Feldherrn Ibba. Dieser schlug die vereinigten Heere der Franken und Burgunden in einer gewaltigen Schlacht bei Arles aufs Haupt. Da hielt es Klodwig für geraten, den großen König nicht zum äußersten zu treiben. Er schloß Frieden. Theoderich vereinigte die Provence mit seinem Reiche; den Westgoten, über deren ganzes Reich er die Schutzherrschaft übernahm, rettete er in Gallien wenigstens das Gebiet zwischen den Pyrenäen und der Garonne. Alles übrige Land der Westgoten in Gallien von der Loire bis zur Garonne blieb in Klodwigs Händen. Dieser hatte mithin sein Reich ganz bedeutend erweitert, während sein Bundesgenosse Gundobad nichts erhielt, sondern sogar den südlichsten Teil seines Landes an Theoderich verlor.

Klodwig war bereits im Frühling 507 nach Tours zurückgekehrt, wo er dem heiligen Martin für seine Mitwirkung im Kriege kostbare Geschenke weihte. Ein Pferd aber, das er früher der Kirche des Heiligen geschenkt hatte, wünschte er

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jetzt wiederzuhaben und schickte deshalb hundert Goldschillinge für das Pferd. Doch dieses war nicht von der Stelle zu bringen. Das meldete man dem Könige, der sprach: „Schicket noch hundert Goldschillinge!“ Als sie nun hingesandt waren, siehe, da kam das Pferd sogleich. Da sagte der König vergnügt lachend: „Wahrlich, der heilige Martin ist ein guter Freund im Kriege, aber teuer im Handel.“ In Tours war es auch, wo ihn die Boten des oströmischen Kaisers fanden, die ihm den Konsultitel und die Würde eines Patricius überbrachten. Durch diese an und für sich leere Auszeichnung erschien nun Klodwig seinen römischen Unterthanen als der rechtmäßige, vom Kaiser selbst bestätigte Herrscher. Er legte die Abzeichen der neuen Würde, Purpurmantel und Diadem, an, bestieg sein Roß und streute auf seinem Triumphzuge durch die Stadt Gold und Silber unter das versammelte Volk aus. Darauf begab er sich nach seinem Herrschersitz Paris. Er stand auf der Höhe seiner Macht, aber auch am Ende seiner Tage. Ehe wir jedoch von dem Manne scheiden, der nur einem Theoderich an Ruhm und Macht wich, müssen wir von ihm noch einige verabscheuungswürdige Thaten berichten, durch die er sich die Alleinherrschaft über die verschiedenen fränkischen Stämme, auch über die, welche noch unter eigenen Königen standen, errang. Sie werden nicht alle der letzten Zeit seines Lebens angehören; weil sie aber innerlich zusammengehören, stellen wir sie hier am Ende von Klodwigs Geschichte zusammen. Sie zeigen, daß in des Mannes Herz, der unstreitig Großes für das Christentum gethan hat, kein Strahl des reinigenden Lichtes der christlichen Religion gefallen war.

Als Klodwig, so erzählt der treffliche fränkische Geschichtschreiber Gregor von Tours, seinen Sitz in Paris hatte, schickte er heimlich zu Kloderich, dem Sohn des ripuarischen Königs Siegbert, der zu Köln saß, und ließ ihm sagen: „Siehe, dein Vater ist alt und schwach. Stürbe er, so würde dir sein Reich und meine Freundschaft zu teil werden.“ So wurde jener zur Herrschsucht verlockt und sandte Meuchelmörder aus, die seinen Vater töteten. Darauf schickte er Boten an Klodwig und ließ ihm melden: „Mein Vater ist tot, und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein Reich und Hort sind mein. Sende etliche von deinen Leuten zu mir, so will ich dir gern schicken, was dir von meines Vaters Schätzen gefällt." Klodwig antwortete: „Ich danke dir für deinen guten Willen. Wenn meine Leute zu dir kommen, so zeige ihnen alles. Du magst es dann selbst behalten." Und als des Königs Boten zu Kloderich kamen, öffnete er ihnen den Schatz seines Vaters. Sie nahmen dies und jenes in Augenschein. Und da er sie an eine große Truhe führte, sprach er: „In diesen Kasten pflegte mein Vater seine Goldstücke zu legen." Dabei bückte er sich, um ihnen zu zeigen, wie tief die Truhe sei. Aber in demselben Augenblick zerschmetterte ihm einer der Königsboten mit der Streitaxt den Hirnschädel. So traf ihn derselbe Tod, den er ruchlos seinem Vater bereitet hatte. Danach kam Klodwig nach Köln geritten und berief das Volk zu einer Versammlung. Hier sprach er: „Hört, was sich zugetragen hat. Kloderich, der Sohn meines Blutsvetters Siegbert, trachtete nach seines Vaters Herrschaft und ließ ihn ermorden. Darauf wurde er selbst, während er seines Vaters Schätze musterte, von einem mir unbekannten Mann erschlagen. An alledem bin ich durchaus schuldlos. Da es nun aber einmal so gekommen ist, so rate ich euch: wenn es euch genehm ist, wendet euch zu mir, daß ihr sicher lebt unter meinem Schutze!" Als die Versammelten dies hörten, erhoben sie ein Freudengeschrei, schlugen mit den Speeren an ihre Schilde und machten ihn zu ihrem Könige. So erhielt er Siegberts Reich und Hort, und das Volk desselben kam unter seine Herrschaft.

Darauf wandte sich Klodwig gegen Chararich, der einen Stamm der salischen Franken beherrschte. Gegen ihn hegte Klodwig einen alten Groll. Denn als er zum Kampfe mit Syagrius gezogen war, hatte er Chararich zu Hülfe gerufen, und dieser war zwar mit einem Heere ausgerückt, hatte ihm aber keinen Beistand geleistet, sondern war während der Schlacht abseits stehen geblieben, den Ausgang des Kampfes abwartend, um sich dem Sieger anzuschließen. Deshalb suchte jetzt Klodwig ihn zu verderben. Er nahm ihn und seinen Sohn mit List gefangen und ließ ihnen die königlichen Locken abschneiden und sie zu Geistlichen weihen. Als nun Chararich darüber

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weinte, tröstete ihn sein Sohn, indem er sprach: „Am grünen Holz sind diese Zweige verschnitten; bald werden sie wieder ausschlagen und wachsen, denn der Stamm ist nicht verdorrt; und der sie verschnitt, wird umkommen.“ Dies drohende Wort wurde Klodwig hinterbracht. Da befahl er, beide zu derselben Stunde zu enthaupten, und gewann so nach ihrem Tode ihr Land und Volk und ihren Schatz.

Zu Cambrai lebte noch ein andrer salischer Gaukönig, Namens Ragnachar. Mit ihm waren seine Franken sehr unzufrieden, weil er sich den schändlichsten Lüsten ergab. Klodwig wußte das und schickte den Großen in Ragnachars Reiche goldne Armringe und Wehrgehenke — sie sahen freilich nur aus wie Gold, in Wahrheit waren sie von künstlich vergoldetem Erz — zum Geschenk, damit sie ihn gegen ihren König ins Land riefen. Und es geschah so. Klodwig zog mit einem Heere gegen Ragnachar aus, und es kam zum Kampfe. Bald sah Ragnachar die Seinigen besiegt und wollte selbst entfliehen. Da ergriffen ihn seine Großen, banden ihm die Hände auf den Rücken und führten ihn samt seinem Bruder Richar vor Klodwig. „Wie konntest du“, rief dieser, „so unser königliches Geschlecht erniedrigen, daß du dich binden ließest? Ruhmvoller wäre für dich der Tod gewesen.“ Und er erhob seine Axt und spaltete ihm damit den Kopf. Darauf wandte er sich zu Richar: „Und wenn du deinem Bruder beigestanden hättest, er wäre nicht gebunden worden.“ Und damit hieb er auch ihn nieder. Nach einiger Zeit merkten jene Großen erst, daß die Geschenke des Königs unecht waren. Da gingen sie zu ihm und beschwerten sich darüber. Er aber antwortete ihnen: „Mit Recht empfängt der falsches Gold, der seinen Herrn mit Falschheit ins Verderben lockt. Laßt euch damit genügen, daß ihr noch lebt; sonst möchtet ihr den Verrat an eurem Herrn noch teuer büßen.“ — Nachdem Klodwig die genannten Könige, seine eignen Blutsfreunde, umgebracht hatte, ließ er nach und nach auch noch die übrigen Gaukönige der verschiedenen Frankenstämme töten und verschonte selbst seine eignen Verwandten nicht, bis er seine Herrschaft über alle Franken ausgedehnt hatte. Ja, er soll sogar, nachdem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er jene aus dem Wege geräumt hatte, mit scheinbarer Trauer zuweilen zu seinen Leuten gesagt haben: „Ach, daß ich wie ein Fremdling unter Fremden stehe und keine lieben Verwandten habe, die mir beistehen können, wenn mir ein Leid widerfährt!“ Wenn dann nun jemand ihn trösten wollte und ihm verriet, wo noch ein Blutsfreund von ihm lebe, entsandte der König eilends Meuchelmörder und ließ den Verwandten umbringen.

So stand der furchtbare Mann am Ziele. Ganz Gallien mit Ausnahme Burgunds, der Provence und der westgotischen Striche im äußersten Südwesten, und dazu ein beträchtlicher Teil Westdeutschlands von der Lippe bis zum Neckar, lag zu seinen Füßen. Er erließ noch mehrere Zusätze zu dem alten Volksrecht der salischen Franken und ordnete auf einer Synode zu Orléans auch die kirchlichen Verhältnisse seines Reiches. Dann starb er gegen Ende des Jahres 511 zu Paris. Er hatte dreißig Jahre regiert und doch sein Leben nur auf fünfundvierzig gebracht. Keiner seiner Zeitgenossen stand ihm gleich an Kraft und Scharfblick des Geistes, außer Theoderich. Aber alle jene schönen menschlichen Tugenden, die den hehren Ostgoten als einen echten Germanen und wahren Christen auszeichnen: Hochherzigkeit, Großmut, edle Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, wir suchen sie bei Klodwig vergebens. Und dennoch ist sein Lebenswerk, das Staatsgebäude, das er mit wilder Kraft und schlauer List errichtet hat, dauernder gewesen, als das glänzende Reich des großen Theoderich. Aus dem Frankenreiche ist der Staat des Mittelalters, sind die Staaten Frankreich und Deutschland erwachsen, während das Ostgotenreich trotz allen Glanzes bald wieder verschwand. Das Zeitalter war eben zu wild und hart, als daß aus hochherziger Schonung ein dauerhafter Staat geschaffen werden konnte. Die Zeit bedurfte eines Mannes wie Klodwig. Die Sage aber ist gegen Menschenwert und Herzensgüte gerechter als die Geschichte; darum hat sie das hehre Bild Theoderichs mit liebevoller Ehrfurcht treu bewahrt und erhöht, während sie sich von dem unedlen Klodwig abwandte.

Die Söhne Klodwigs erweiterten das väterliche Reich, das sie unter sich teilten, besonders durch Eroberung Burgunds

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Thüringens. Sie waren an Wildheit und Tücke ihrem Vater gleich. Noch lange tobte der kraftvolle, aber böse Geist der Merowinger in ihren Nachfolgern. Dann aber ermattete die Kraft, und es blieb fast nur die Bosheit. Die ganze Merowingergeschichte ist ein Wirrsal blutiger Greuel, bis endlich auch der letzte Funken von Tüchtigkeit, ja selbst von wilder Bosheit erlischt und das Geschlecht Klodwigs in verächtlicher Schwäche versinkt und endet. Einem andern Geschlecht, dem der Karolinger, war es beschieden, Klodwigs Werk vom Untergang zu erretten und zu höherer Vollendung zu führen.

34. Gelimer, der letzte König der Wandalen.

Die Wandalen waren einer der vornehmsten Stämme der Ostgermanen und den Goten sehr nahe verwandt. Nur fehlte ihnen der milde, großherzige Sinn, der bei den Goten dem kriegerischen Mut so schön zur Seite stand. In der ältesten Zeit wohnten die Wandalen in Pommern und Mecklenburg; um die Mitte des zweiten Jahrhunderts aber waren sie bereits ein Stück südlich gewandert und hatten sich in der heutigen Lausitz und Schlesien niedergelassen. Das Riesengebirge wechselte seinen alten Namen „Askiburgisches" mit der neuen Bezeichnung „Wandalisches Gebirge." Sie teilten sich in zwei Stämme, in die Silinge und die Asdinge, deren jeder unter besondern Königen stand. Nur ein kleiner Teil des Volkes blieb lange in diesen Gegenden, die Hauptmasse zog nach Südosten weiter. Um das Jahr 340 brachten die Goten in Siebenbürgen den Wandalen eine schwere Niederlage bei. Diese stellten sich unter römische Oberhoheit. Doch bald erstarkten sie wieder, und zu Anfang des fünften Jahrhunderts brach das ganze Volk, durch Hungersnot und Übervölkerung gezwungen, nach Westen auf, um sich neue Wohnsitze zu suchen. Unter einem König Godegisel überschritten sie am 1. Januar 406 den Rhein und brachen, mit Alanen und Sueben vereint, in Gallien ein. Ein Sohn Godegisels, Gunderich, führte sie drei Jahre später über die Pyrenäen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und eroberte Spanien. Sie warfen das Los über das Land und teilten es unter einander. Doch durch den Westgotenkönig Walja erlitten sie die größten Verluste. Die Alanen hörten ganz auf ein selbständiges Volk zu sein und verschmolzen mit den Wandalen. Diese blieben zuerst in den nordwestlichen Gebirgen, dann im heutigen Andalusien, das von den Wandalen noch den Namen führt, noch etwa 10 Jahre lang auf der Halbinsel. Dann aber wandten sie sich unter ihrem gewaltigen, ebenso tapfern als listigen Könige Geiserich 429 über die Meerenge von Gibraltar nach Afrika hinüber. Die Nordküste dieses Erdteils war damals die reichste und fruchtbarste Provinz des römischen Reiches. Geiserich eroberte das Land und machte die uralte berühmte Stadt Karthago zu seinem Herrschersitz. Kühn hatte Geiserich sein germanisches Reich mitten in die römische Welt am Mittelmeer hineingestellt, und unter seinem starken Zepter waren die Wandalen weit gefürchtet als mächtige Kriegshelden und Seeräuber. Wie sie einst Rom plünderten, ist oben erzählt worden. Als Geiserich 477 starb, hinterließ er seinem Sohn ein blühendes Reich; aber die Blüte war nicht von langer Dauer.

Die Wandalen waren, als sie Afrika eroberten, ein durch seine strengen, keuschen Sitten ausgezeichnetes, frisches Naturvolk gewesen. Aber nach Geiserichs Tode widerstanden sie nicht lange den Lockungen der üppigen Natur, des weichlichen Klimas und der gänzlich verdorbenen Sitten der römischen Einwohner. Sie ergaben sich einem ausschweifenden Leben und schwächten dadurch ihre Lebenskraft. Dazu kam, daß die katholischen Römer ihnen als Arianern mit tödlichem Hasse gegenüber standen und nur auf eine Gelegenheit lauerten, das Joch der blondlockigen Barbaren abzuschütteln. Nur die Mauren, die tapfern Bewohner der nordafrikanischen Gebirge, hielten treu zu den germanischen Gebietern.

Nachdem der Sohn Geiserichs Thrasamund die Krone nicht unrühmlich getragen hatte, folgte ihm Hilderich in der Herrschaft. Er war gutmütig, doch seine Güte ging nicht aus Edelsinn, sondern aus Schwäche hervor. Durch auffallende Begünstigung der katholischen Römer erregte er die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unzufriedenheit des Volkes. Als er nun gar 6000 Goten, welche Theoderich der Große einst seiner Schwester, der Gemahlin Thrasamunds, als Ehrengeleit nach Afrika mitgegeben hatte, niederträchtigerweise ermorden ließ, da bildete sich eine Verschwörung gegen den unfähigen Fürsten. Der elende Hilderich wurde vom Thron gestoßen und der kriegstüchtige Gelimer, ein Vetter Hilderichs, zum König erhoben. Dieser warf den Abgesetzten ins Gefängnis und ergriff alsbald selber die Zügel der Herrschaft. Nun war aber Hilderich ein guter Freund des oströmischen Kaisers Justinian. Kaum vernahm dieser das Schicksal seines Freundes, als er Botschaft an Gelimer sandte und diesen bat, sich wenigstens mit der thatsächlichen Herrschermacht zu begnügen und seinem Verwandten den Königstitel zu lassen. Doch Gelimer wies den Gesandten ab und verschärfte noch die Haft des Gefangenen. Nun forderte der Kaiser, Gelimer solle ihm den alten König ungekränkt zuschicken. Aber Gelimer gab eine verächtlich abweisende Antwort. Da schloß Justinian mit den Persern, gegen die er zu Felde lag, rasch Frieden und sandte seinen Feldherrn, den bewährten Kriegsmeister Belisar, im Sommer des Jahres 533 mit einem Heere zu Schiff nach Afrika. Zugleich empörten sich die wandalischen Statthalter von Tripolis und Sardinien gegen Gelimer. Eben traf dieser einige Anstalten, um die Abtrünnigen wieder zu unterwerfen, als er die Kunde erhielt, ein kaiserliches Heer sei fünf Tagereisen von seiner Hauptstadt Karthago gelandet und befinde sich bereits auf dem Marsche dahin. Alsbald befahl er, den gefangenen Hilderich, den er für den Anstifter des feindlichen Angriffs hielt, samt seinen Verwandten zu töten. Gelimers eigener Bruder Ammata führte den grausamen Befehl aus.

Der Anführer des kaiserlichen Heeres, Belisar, der größte Feldherr seiner Zeit, war ein schöner, großer Mann von freundlichem Wesen, ohne Zweifel von germanischer Abkunft. Seine Gerechtigkeit und Mäßigung, seine Sittenreinheit, Tapferkeit und Besonnenheit machten ihn überall beliebt. Am bewundernswertesten ist aber die Treue, die er als Diener seines Herrn auch den lockendsten Versicherungen gegenüber allezeit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bewährte. Nur gegen Feinde hielt er Trug und List für erlaubte Mittel. Belisars ganzer Kriegsplan war darauf berechnet, daß die römischen Einwohner Afrikas sofort von den Wandalen zu ihm abfallen würden. Darum behandelte er sie mit der größten Freundlichkeit. Aber auch viele Wandalen hoffte er auf seine Seite zu ziehen. Deshalb ließ er überall einen offnen Brief des Kaisers vorlesen, der also lautete: „Wir sind nicht gekommen, um mit den Wandalen Krieg zu führen und so die alten Verträge, die wir einst mit Geiserich beschworen haben, zu brechen. Unsre Waffen sind allein gegen einen Gewaltherrscher gerichtet, der euren rechtmäßigen König, ihr Wandalen, in Ketten geworfen hat. Daher vereinigt euch mit uns und befreit euch von schmachvoller Tyrannei." Doch die Wandalen ließen sich durch diese heuchlerischen Worte nicht bethören; nicht einer fiel vom Könige ab. Gelimer aber berief nun seine wehrhaften Männer — 5000 der besten waren freilich fern in Sardinien — zu den Waffen und befahl seinem Bruder Ammata, sich von Karthago aus mit dem kleineren Teile des Heeres in einen Hinterhalt bei der Stadt Decimum zu legen. Dort sollte in einem Engpaß Belisar vernichtet werden. Der König selbst nämlich, der sich im Osten seines Reiches befand, wollte unvermerkt hinter Belisar herziehen und ihn im Rücken angreifen, während Ammata ihn von vorn anfiel. Aber der kluge Plan scheiterte an Ammatas Unbesonnenheit. Dieser konnte den bestimmten Zeitpunkt nicht abwarten und griff sechs Stunden zu früh an. Infolgedessen ward er geschlagen und fiel selbst nach heldenmütigem Kampfe. Belisar stellte darauf sein ganzes Heer wieder in Schlachtordnung auf. Gelimer aber vergeudete, als er auf das Schlachtfeld kam, die Zeit mit nutzlosen Thränen an der Leiche seines Bruders. Da griffen auf einmal die Kaiserlichen heftig an. Nach verzweifeltem Ringen flohen die Wandalen. Gelimer sah sich von seiner Hauptstadt abgeschnitten. Belisar aber zog noch denselben Tag weiter nach Karthago, wo die Bewohner ihm die Thore öffneten. Er begab sich ungehindert auf die königliche Burg und setzte sich auf Gelimers Thron. In derselben Halle, wo Gelimer seine Fürsten zu bewirten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

pflegte, ließ Belisar nun den Seinigen das Mahl auftragen, das am Tage zuvor für den siegesgewissen König bereitet worden war. Da aßen sie nun Gelimers Gerichte, tranken Gelimers Wein und ließen sich von Gelimers Sklaven bedienen. In der ganzen Stadt aber rührte sich nichts, und Belisar hielt musterhafte Mannszucht. Er war nur darauf bedacht, die ganz zerfallene Stadtmauer eiligst wieder herstellen zu lassen. Der heldenmütige Geiserich hatte nämlich einst die Mauern sämtlicher Städte seines Reiches niederreißen lassen, damit seine Wandalen sich nicht auf sie, sondern nur auf ihre eignen Arme verlassen sollten. Doch war dies mehr heldenmäßig als klug gehandelt, und deshalb hatte auch Gelimer keinen Versuch machen können, seine Stadt zu behaupten.

Einst, als das Wandalenvolk, von Hunger gezwungen, zuerst seine Heimat in Schlesien verließ, war ein kleiner Teil davon in den alten Wohnsitzen geblieben. Die Zurückbleibenden bedangen sich von den Abziehenden das Recht aus, den diesen zukommenden Teil des Gemeindeackers zu bestellen, bis sie einmal wiederkehren würden. Als nun die Hauptmasse des Volkes abgezogen war, bot das Land wieder genügende, ja reichliche Nahrung für die Zurückgebliebenen. Sie bestellten die freigewordenen Felder und genossen den Ertrag, betrachteten sie aber nicht als ihr Eigentum. Ein Vierteljahrtausend verging, mit ihm ein Geschlecht nach dem andern. Da hörten die Wandalen in der Heimat, die Nachkommen ihrer in grauer Vorzeit ausgewanderten Brüder hätten unter ihrem König Geiserich ein gewaltiges Reich im fernen, schönen Süden gegründet. Darüber freuten sie sich sehr, hatten aber keine Lust auszuwandern, sondern dachten vielmehr, jetzt sei die Zeit gekommen, wo sie das Recht, das den Nachkommen der Ausgewanderten noch immer an der Feldverteilung zustand, für sich erlangen zu können. Darum schickten sie Gesandte, die den weiten, weiten Weg vom Riesengebirge bis nach Karthago glücklich zurücklegten, vor Geiserich traten und also sprachen: „Wir Wandalen in der alten Heimat freuen uns herzlich über das Glück unsrer Brüder in Afrika. Da wir aber nicht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

länger imstande sind, euer Anrecht an die heimatliche Flur, die eure Urväter verlassen haben, zu wahren, so bitten wir, ihr wollet jenes euer Recht, falls ihr keinen Wert mehr darauf leget, uns ohne Entgelt überlassen, damit wir als unbestrittene Eigentümer alles heimische Land unter uns verteilen und gegen jeden Feind verteidigen können." Geiserich und die Seinen fanden diese Bitte ebenso verständig als gerecht und wollten schon thun, wie die Gesandten baten; da erhob sich ein edler, hochangesehener Greis von großer Weisheit und sprach warnend: „Meine Brüder, williget hierein niemals! Denn wenn wir auch eines schier unglaublichen Glückes teilhaft geworden sind, so steht doch kein menschliches Werk auf festem Grund. Nichts Bestehendes ist sicher, und in der Zukunft ist nichts unmöglich. Wer weiß, ob ihr nicht dereinst gern in den alten Stammsitzen eine Stätte suchen werdet, wo ihr euer Haupt niederleget." Geiserich war von dieser Warnung tief ergriffen und stimmte dem Greise bei. Die Gesandten mußten unverrichteter Dinge heimkehren. Damals verlachten die Wandalen die Weisheit des Greises; nun aber, nur ein Jahrhundert später, gedachten sie traurig seiner Worte wie einer Weissagung. Jetzt freilich konnten sie nicht in die frühere Heimat zurückkehren; denn sie hatten keine Schiffe zur Überfahrt, und überall umgaben sie Völker, die sie sich zu Feinden gemacht hatten und die ihnen den Weg versperrten.

Der geschlagene König Gelimer hatte sich unterdes in die Ebene bei der Stadt Bulla, vier Tagereisen westlich von Karthago zurückgezogen und dort die noch übrigen Wandalen um sich versammelt. Aber es war nur ein kleines Häuflein. Eilig entsandte daher Gelimer Botschaft an seinen Bruder Zazo, einen wackren Helden, den er mit Heeresmacht nach Sardinien geschickt hatte, um die abgefallene Insel wieder zu unterwerfen. Der tapfre Zazo las seines Bruders Brief und teilte ihn seinen Wandalen mit. Sie hatten den Aufstand bereits mit starker Hand gedämpft. Nun war ihr Schmerz groß, und doch mußten sie schweigend ihr schweres Leid tragen, damit die Sardinier nichts inne würden. Schnell segelten sie ab und langten nach drei Tagen an der afrikanischen Küste an,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wo Mauritanien und Numidien aneinandergrenzen. Von hier eilten sie nach den Gefilden von Bulla, wo sie die Trümmer ihres Volkes fanden. Gelimer und Zazo hielten sich, als sie sich begegneten, lange weinend umschlungen. Viele ihrer Helden folgten dem Beispiel der Fürsten.

Hierauf zog Gelimer mit allen Wandalen, die ihm noch geblieben waren, vor Karthago und lagerte eine Zeitlang unfern der Stadt. Lange kam kein Feind zum Vorschein, bis endlich Belisar beschloß, sich von der gefährlichen Nachbarschaft zu befreien. Er rückte mit seinem Heere aus und stieß bei Trikamarum, eine halbe Tagereise südwestlich von Karthago, auf das Lager der Wandalen. Die beiden Heere brachten die Nacht in geringer Entfernung von einander zu. Am folgenden Morgen ließ Gelimer Weiber, Kinder und alle Habe in die Mitte des Lagers bringen, sprach den Seinigen Mut ein, führte sie um Mittag hinaus aufs Feld und gebot ihnen, in der Schlacht keine andre Waffe als das Schwert zu gebrauchen. An den Ufern eines seichten Flüßchens stellten sich die beiden feindlichen Heere auf. Lange standen sie so einander gegenüber, niemand wagte, den Kampf zu eröffnen. Endlich griff Belisars Unterfeldherr Johannes die Mitte des Wandalenheeres, wo Zazo befehligte, an. Doch er wurde zurückgeschlagen. Und auch ein zweiter Ansturm mißglückte. Die Germanen standen unbeweglich wie Mauern. Mit aller Macht erneuerte er zum dritten Male den Angriff. Wieder hielten die Wandalen stand; aber nun entspann sich ein wütendes Handgemenge. Eine Menge der trefflichsten Wandalenhelden fielen, unter ihnen Zazo selbst. Da begann die Schlachtreihe der Seinigen zu wanken. Und nun rückten die berittenen Schützen Belisars mit lautem Geschrei vor und griffen von allen Seiten an. Endlich, nach heldenmütiger Gegenwehr, lösten sich die Reihen der Wandalen. Achthundert Kämpfer waren gefallen, als die übrigen sich ermattet ins Lager zurückzogen. Aber Belisar ließ ihnen keine Zeit zum Ruhen, sondern ging sogleich mit seiner ganzen weit überlegenen Macht zum Sturm auf das Lager los. Da ereignete sich etwas Seltsames. Derselbe Mann, den die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Römer bewundernd den wandalischen Achilleus nannten, der tapfre Gelimer, ließ sich von fassungslosem Schmerz überwältigen. Der Tod seines letzten, geliebtesten Bruders und das Unglück, das über ihn selbst hereinbrach, hatte seine Seele zerschmettert. So handelte er nicht wie ein Held, sondern schwang sich, ohne ein Wort zu sagen, auf sein Roß und jagte auf dem Wege nach Numidien davon. Aufs tiefste erschüttert ritt ihm sein kleines Gefolge schweigend nach. Das übrige Heer merkte von dem Vorgange anfangs nichts. Als sich aber die Kunde verbreitete, der König sei entflohen, und zugleich die Römer im Sturmschritt anrückten, da entstand ein unbeschreiblicher Schrecken und eine grenzenlose Verwirrung. Die Männer stießen Verwünschungen aus und riefen einander im Dunkel der Nacht ratlos an, die Kinder schrieen, und die Weiber wehklagten. Zuletzt löste sich alles in wilder Flucht auf. Die Kaiserlichen, die sich des Lagers mit allen Schätzen bemächtigten, setzten den Flüchtigen nach und verfolgten sie die ganze Nacht hindurch. Die Männer wurden niedergehauen, die Weiber und Kinder als Sklaven weggeschleppt. Noch war das Jahr 533 nicht zu Ende gegangen, als die Macht der Wandalen bereits in Trümmern lag; hundertundfünf Jahre waren verstrichen, seit Geiserich mit seinen Heldenscharen das stolze Wandalenreich gegründet hatte. Die kümmerlichen Reste des führerlosen Volkes hatten, seit sie sich vom Könige verlassen sahen, allen Mut verloren. Sie sammelten sich nicht, sondern streiften zerstreut umher, viele flüchteten in die Kirchen der Städte. Belisar ließ ihnen die Waffen abnehmen und sie in sicherem Gewahrsam halten. Aber einen Mann mußte er noch in seine Gewalt bringen, ohne den sein Triumph des höchsten Glanzes entbehrt haben würde, den flüchtigen König.

In der numidischen Stadt Hippo erfuhr Belisar, daß sich Gelimer in das steile, unzugängliche Felsengebirge Pappua an der äußersten Grenze des Landes gegen die See hin geflüchtet habe. Dort wohnten Mauren, die dem Könige treu ergeben waren. Auf dem höchsten Berggipfel am Südabhange des Gebirges lag, umgeben von schwindelnden Abgründen, ihre uralte Feste Medeos. Hier blieb Gelimer mit seinem kleinen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gefolge in treuer Hut. Belisar mußte, zumal es Winter war, von einem Angriff auf dieses Felsennest absehen. Während er daher selbst nach Karthago zurückkehrte, trug er einem seiner Feldherrn, dem wackern Faras, auf, den Berg mit einer auserlesenen Schar zu belagern. Faras wie seine Krieger waren Germanen, sie gehörten dem kleinen Volke der Heruler an, das einst in grauer Vorzeit unweit der Wandalen am Strand der deutschen Ostsee gehaust und später hinter den Goten her nach der Donau ausgewandert war. So hielt denn ein Germane im Dienst des oströmischen Kaisers sorglich Wache, daß Gelimer, der germanische Fürst, weder entkomme noch Lebensmittel erhalte. Ein Sturm, den er, des langen Wartens überdrüssig, einmal unternahm, mißlang, und so mußte er sich damit begnügen, die Belagerten auszuhungern. Und in der That geriet Gelimer mit seinen Getreuen bald in die entsetzlichste Not. Während die wilden Mauren gegen Hunger und Durst erstaunlich abgehärtet waren, hatten die Wandalen ihre alte Enthaltsamkeit und Ausdauer in dem afrikanischen Wohlleben längst eingebüßt. So lange nun noch Getreide zu finden war, ertrugen die Belagerten alle gemeinsam ohne Murren ihr Schicksal, und der König der prachtliebenden Wandalen lebte ganz wie die armen Mauren von ungebacknem Korn. Als aber sogar dies einzige Lebensmittel auszugehen begann, da bemächtigte sich ihrer dumpfe Verzweiflung. Faras erhielt Kunde von dem Elend und sandte deshalb an Gelimer folgenden Brief: „Auch ich bin Germane und verstehe mich nicht auf Schreiberei und viele Worte. Ich rede, wozu das Herz mich zwingt und was ich als einfacher Mensch empfinde. Warum, o Gelimer, bringst du dich und die Deinen denn in solche Not? Hältst du die Freiheit für ein so hohes Gut, daß du ihretwegen all dies Leid erduldest. Wahrlich, es wäre dir besser, als Unterthan des Kaisers zu leben als hier in dieser Einöde über wilde Mauren Herr zu heißen. Sieh mich an! Auch ich bin von adliger Herkunft und diene doch dem Kaiser, ohne daß ich davon Schaden habe. Justinian, so höre ich, will dir sogar den höchsten Rang, die Würde eines römischen Patricius und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Senators, verleihen und dir ein schönes Landgut mit reichen Einkünften schenken. O überwinde doch deine Niedergeschlagenheit und gieb der Vernunft Gehör! Dann wirst du nicht länger zaudern, deiner übeln Lage ein Ende zu machen." Unter Thränen las der König dieses Schreiben und antwortete dann: „Ich danke dir herzlich, lieber Faras, für deinen Rat. Doch es ist mir ein unerträglicher Gedanke, mich einem Feinde zu unterwerfen, der mich ohne jeden triftigen Grund angegriffen hat. Weiter weiß ich nichts zu schreiben. Mein Unglück raubt mir die Besinnung. Nur noch eine Bitte, lieber Faras, sollst du mir erfüllen. Sende mir eine Harfe, ein einziges Brot und einen Schwamm." Faras wußte sich die letzten Worte nicht zu deuten. Da sprach der Überbringer des Briefes: „Um ein Brot bittet dich Gelimer, weil er keines gesehen hat, seit er auf Pappua sitzt. Mit dem Schwamm will er seine Augen kühlen, die ihm von vielem Weinen fast erblindet sind. Die Harfe aber will er schlagen, wenn er das Lied singt, das er von seinem eigenen Leid gedichtet hat." Als Faras dies vernahm, ergriff ihn tiefe Wehmut über die Hinfälligkeit alles Menschenglückes. Gerührt erfüllte er des Königs Bitte, doch ward er deshalb nicht lässig in der Belagerung und ließ alle Zugänge zu der Bergfeste sorgfältig bewachen. Drei Monate waren verstrichen, der Winter ging zu Ende. Alle auf Pappua Weilenden waren von Entbehrungen aller Art so entkräftet, daß sie einen feindlichen Sturm schwerlich hätten abwehren können. Und endlich brach auch des Königs starrer Sinn. Ein maurisches Weib hatte irgendwo einige Körner Getreide zusammengescharrt, gemahlen und einen kleinen Kuchen daraus geformt, den sie in heißer Asche auf dem Herde rösten wollte. Dabei saßen nun zwei halbverhungerte Kinder, der Sohn des Weibes und ein edler Wandalensprößling, der Schwestersohn des Königs. Beide warteten mit Gier darauf, daß der Kuchen gar werde. Endlich konnte der Wandalenknabe die Qual des Hungers nicht länger ertragen. Er griff nach dem Kuchen und steckte ihn, heiß und aschebedeckt, wie er war, in den Mund. Da aber packte ihn das Maurenkind bei den Haaren und schlug

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihn so lange auf den Kopf und ins Gesicht, bis der arme kleine Prinz den halbverschlungenen Bissen wieder fahren ließ. Diesen jammervollen Auftritt hatte der König unbemerkt von Anfang bis zu Ende mit angesehen und wurde davon so erschüttert, daß sein ganzer Eigensinn brach. Noch in derselben Stunde schrieb er an Faras, er wolle sich ergeben, wenn Belisar sich ihm verbürge für die Versprechungen, die der Kaiser ihm habe machen lassen. Faras sandte das Schreiben eiligst an Belisar. Da dieser wünschte, den König womöglich lebend vor den Kaiser zu bringen, so war er höchst erfreut und schickte sogleich einen Bevollmächtigten nach dem Berge Pappua mit dem Auftrag, dem Könige die ehrenvollste Aufnahme beim Kaiser eidlich zuzusichern. Gelimer empfing die Bürgschaft und ergab sich samt den Seinigen dem Faras, der ihn nach Karthago, der früheren Hauptstadt Gelimers, führte. Als er vor Belisar gebracht wurde, brach der Unglückliche in ein lang anhaltendes Gelächter aus. Die Kaiserlichen schüttelten verständnislos ihre Köpfe und fragten seine Getreuen, ob der König wahnsinnig geworden sei. Diese aber schüttelten traurig den Kopf und sagten, der König sei ein Mann von scharfem Verstand; sein Lachen habe folgenden Grund: aus dem königlichen Geschlecht der Wandalen entsprossen, noch eben der Besitzer einer Königskrone und der reichsten Schätze, habe er als Flüchtling die entsetzlichsten Leiden erduldet und sei nun ein Gefangener; da er nun so den Becher des Glückes wie des Unglückes bis auf den Grund geleert habe, sei er zu der Erkenntnis gekommen, daß alles Irdische eitel und nur eines bittern Lachens wert sei.

Belisar hielt den gefangenen König und alle andern Wandalen in ehrenvoller Haft und fuhr nach Konstantinopel zurück. Hier gewährte ihm Justinian die seltene Ehre eines Triumphs. In festlichem Aufzug führte der siegreiche Feldherr die unermeßliche Beute und die Schar der Gefangenen mitten durch die Stadt vor den Thron des Kaiserpaares. Unter den Beutestücken leuchteten namentlich die königlichen Geräte hervor, als: goldene Thronsessel, Sänften, edelsteinbesetzte Kleinodien, goldene Trinkgefäße und das ganze Tafel-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschirr des königlichen Hofes, außerdem ungeheure Mengen gediegenen Silbers und eine Masse von andern Schätzen. Und in diesem Prunkzuge schritt auch der Mann einher, der noch vor wenigen Monaten über alle diese Kostbarkeiten verfügt hatte, der König Gelimer. Mit dem königlichen Purpur angethan, umgeben von seinen Blutsverwandten und den schönsten und größten Wandalen, ging der unglückliche Fürst einher. Er weinte und seufzte nicht, sondern murmelte nur unaufhörlich die Worte des Predigers Salomonis vor sich hin: „O Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist eitel." Als er vor den Thron des Kaiserpaares trat, nahm man ihm den Königsmantel ab und zwang ihn, sich vor der kaiserlichen Majestät in den Staub zu werfen. Er und seine nächsten Blutsfreunde wurden mit Landgütern und Jahreseinkünften anständig ausgestattet. Den Titel eines Patricius aber enthielt ihm der Kaiser vor, da sich Gelimer standhaft weigerte, zum katholischen Bekenntnis überzutreten.

Auf seinem Landgut in Galatien ist der letzte König der Wandalen lebenssatt gestorben. Sein Volk verschwand spurlos vom afrikanischen Boden. Die herbe, frische Germanennatur war allzu gewaltsam in die faulste römische Überbildung und Unsittlichkeit hineinversetzt worden. Die Mischung aus beiden Gegensätzen mußte eine ungesunde sein. Daher erklärt es sich, daß die Nation so fast auf einen Stoß zerschlagen werden konnte, während die verwandten Ostgoten sich derselben Feinde zwei Jahrzehnte hindurch in immer wieder erneutem Heldenkampfe erwehrten, bis sie endlich der Übermacht ruhmvoll erlagen.

35. Der Ostgotenkönig Witichis.

Nach des großen Theoderich Tode (526) führte seine hochsinnige und feingebildete, durch glänzende Schönheit ausgezeichnete Tochter Amalaswintha als Vormünderin ihres Sohnes Athalarich acht Jahre lang die Herrschaft über das weite Ostgotenreich gerecht und weise. Trotzdem mißbehagte es den Goten, daß ein Weib sie regierte, besonders da Amalaswintha eine große Vorliebe für römische Bildung zeigte und deshalb

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch ihren Sohn nach römischer Weise erzog. Sie ließ ihn zur Schule gehen und gab ihm drei würdige Gotengreise zu Erziehern. Als die Mutter nun einst dem Knaben wegen einer Unart einen Backenstreich versetzte und Athalarich weinend in den Männersaal lief, zürnten die edlen Goten, die dort saßen, traten vor die Königin und sprachen: „Schulmeister und alte Leute können keinen Gotenprinzen ziehen. Wer sich vor der Rute fürchtet, wird kein tapfrer Krieger werden. Das ist auch des großen Theoderich Meinung gewesen. Theoderichs Erbe bedarf der Wissenschaft nicht. Darum entlaß die römischen Lehrmeister und die alten Erzieher und laß deinen Sohn mit Jünglingen seines Alters und seines Volkes aufwachsen, damit ein rechter König aus ihm werde." Amalaswintha mußte dieses Ansinnen gegen ihre bessere Einsicht erfüllen, und der Knabe, der sich der strengen Zucht entrückt sah, überließ sich bald allen Ausschweifungen. Mit blutendem Herzen sah die edle Frau die Hoffnungen schwinden, die sie auf den Sohn gesetzt hatte.

Doch noch schwereres Leid war ihr beschieden. Um sich und ihrem Kinde den Thron zu erhalten, mußte sie einem Mann die Hand zur Ehe reichen, der ihrer in keiner Weise würdig war. Theodahad hieß ein Amaler, der seinem Mutterbruder Theoderich sehr unähnlich war und weder menschliche Tugenden noch Herrschergaben besaß. Mit heiligem Eide schwur er Amalaswintha, daß sie die Herrschermacht wie bisher ausüben solle; kaum aber hatte er die Krone erlangt, so ließ er ihre besten Ratgeber ermorden und sie selbst auf ein Kastell im Bolsener See in strenge Haft bringen. Fast zu gleicher Zeit war ihr einziger Sohn Athalarich, erst vierzehn Jahre alt, ins frühe Grab gesunken.

In solcher Not wandte sich die bedrängte Königin um Hülfe an den listigen Kaiser Justinian in Konstantinopel. Schon lange hatte dieser auf eine Gelegenheit gelauert, sich in die gotischen Angelegenheiten zu mischen; denn er neidete den Goten das schöne Italien und wollte das Land der römischen Herrschaft zurückgewinnen. Er schickte deshalb sogleich einen Brief an Amalaswintha, in dem er ihr seine Hülfe zusagte.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Doch sein Schreiben traf die unglückliche Fürstin nicht mehr unter den Lebenden; der ruchlose Theodahad sandte Mörder aus, die Theoderichs Tochter im Bade erdrosselten. So endete eine edle, wohlmeinende Frau, deren hohe Begabung, redlicher Wille und männliche Thatkraft ein besseres Schicksal verdient hätten. Als Justinian das Ende der Königin erfuhr, war ihm dies willkommen. Er hatte nun einen Vorwand, unter dem er den Goten den Krieg ankündigen konnte, und ließ dem Theodahad sogleich erklären, daß er nach dieser Schandthat mit ihnen einen Krieg ohne Gnaden führen werde. So begann ein Kampf, der nach zwanzigjährigem Ringen mit dem Untergang des ganzen Ostgotenvolkes endete und der in seinem Verlauf so viel Erhebendes und Erschütterndes darbietet, wie kaum ein andrer Abschnitt unsrer ältern Geschichte.

Im Herbst des Jahres 535 landete der kaiserliche Oberbefehlshaber Belisar, der Überwinder der Wandalen, auf Sicilien und eroberte in wenigen Wochen die ganze Insel, da sie von den Goten nur schwach besetzt war und die Einwohner ihm als Katholiken und Römer freudig entgegenkamen. Während so ein reiches Land den Goten verloren ging und ein andres kaiserliches Heer im gotischen Dalmatien rasche Fortschritte machte, saß Theodahad unthätig und wie betäubt in Ravenna. Endlich knüpfte er, statt ein Heer zu sammeln, Unterhandlungen mit Justinian an, die aber zu nichts führten. Die Kaiserlichen unterwarfen indessen ganz Dalmatien, und Belisar setzte von Sicilien nach Italien über und eroberte die südlichen Landschaften in kurzer Zeit. Nachdem er auch die große und wichtige Stadt Neapel nach zwanzigtägiger Belagerung durch List eingenommen hatte, erreichte die Erbitterung der Goten über Theodahads Trägheit den höchsten Grad. Offen riefen sie, der Stamm des großen Theoderich sei an Ästen und Zweigen verdorrt, man müsse sehen, ob nicht anderwärts ein Mann zu finden sei, wie die Zeit ihn fordere. Auf freiem Felde hielten sie ein Thing und wählten einen tapfern, bewährten Krieger, Namens Witichis zu ihrem Könige. Sie erhoben ihn nach alter Sitte auf den Schild, schlugen klirrend die Schwerter zusammen und ließen die Po-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

saunen erschallen. Als der feige Theodahad davon vernahm, entwich er aus Rom, wo er sich eben aufhielt, und wollte nach Ravenna fliehen. Aber unterwegs ward er von einem Schwager des neuen Königs eingeholt und wie ein Opfertier abgeschlachtet. Zu seinem und seines Volkes Unheil hatte der Erbärmliche drei Jahre lang die Krone getragen.

Witichis sah, daß Theodahads Vorbereitungen zum Schutze Roms ganz unzureichend waren; deshalb und weil die Franken, von Justinian aufgewiegelt, mit einem Einfall in Norditalien drohten, beschloß er zuerst nach Ravenna zu ziehen. Den Bischof, den Senat und das Volk in Rom verpflichtete er durch heilige Eidschwüre, den Goten die Treue zu bewahren, und ließ 4000 Krieger zur Bewachung der Stadt zurück. In Ravenna nahm er die Tochter Amalaswinthas, Mataswintha wider ihren Willen zur Gemahlin, um durch diese Verbindung mit Theoderichs Geschlecht seine Herrschaft zu sichern. Darauf entbot er von allen Seiten die Goten, bereitete alles zum Kampfe mit Belisar vor und schloß mit den Franken einen freundschaftlichen Vertrag. Nun konnte er die zahlreichen Scharen, welche die Grenze gegen die Franken gehütet hatten, mit seinem Hauptheere vereinigen.

Inzwischen zog Belisar vor Rom und wurde von den treulosen Bürgern sofort in die Thore eingelassen. Die kleine gotische Besatzung konnte dies nicht wehren. Und so kam die Stadt, nachdem sie unter deutscher Herrschaft 60 Jahre lang Wohlthaten über Wohlthaten genossen hatte, im Dezember des Jahres 536 wieder in die Hände eines römischen Kaisers. Witichis ergrimmte über den Undank der Römer und brannte vor Ungeduld, sich der Stadt wieder zu bemächtigen. Mit seinem ganzen Heer, 150 000 Mann, machte er sich auf den Weg dahin. Belisar, der inzwischen die Befestigung so rasch als möglich wieder hatte herstellen lassen, zog sich mit seiner Streitmacht sogleich hinter die Stadtmauer zurück. Die Goten aber schickten sich zu einer Belagerung an, die ein volles Jahr dauerte und bei der die Goten, trotz der unglaublichsten Tapferkeit, ungeheure Verluste erlitten, da sie der schlauen Feldherrnkunst Belisars und der Stärke der Be-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

festigungswerke nicht gewachsen waren und dazu durch Krankheiten, die das ungesunde, heiße Klima mit sich brachte, ihre Reihen schrecklich gelichtet sehen mußten. Nur ein paar einzelne Ereignisse aus dieser unglückseligen Belagerung wollen wir unsern Lesern hier mitteilen.

Einer der zahllosen Angriffe der Goten richtete sich auf das altberühmte Hadriansgrabmal, das jetzt die Engelsburg heißt und der Stadt noch heute als Kastell dient. Es ist ein ungeheurer Marmorbau, auf dessen viereckigem Fundamente sich ein mächtiger, runder Turm erhebt. Ringsum auf der Zinne standen große, marmorne Götter- und Heldenbilder, bewundernswürdige Denkmäler der alten Kunst. Schon damals wurde dieses gewaltige Bauwerk als ein stark befestigter Verteidigungsturm benutzt. Gerade darum aber hatte Belisar hier keinen Angriff der Goten vermutet und deshalb nur eine geringe Anzahl Verteidiger dahingestellt. Auf diesen Hadriansturm also und auf das benachbarte Thor richtete sich jetzt der Sturm der Belagerer, und zwar kamen sie ohne Maschinen, nur mit Leitern und Bogengeschützen versehen. Von ihren großen Schilden bildeten sie ein Schutzdach, unter dem sie vorrückten. So waren sie unbemerkt, durch eine Kirche des Apostels Petrus, die außerhalb der Mauer stand, gedeckt, schon ganz nahe herangerückt und brachen nun urplötzlich hervor. Vor den großen Schleudermaschinen der Kaiserlichen brauchten sie sich nicht zu fürchten; denn diese schossen nur in weitem Bogen in die Ferne; gegen die Pfeilschüsse der Verteidiger aber waren sie durch ihr Schilddach geschützt. Als nun auf einmal die Goten heranstürmten und schon die Sturmleitern anlegten, standen die Kaiserlichen wie gelähmt vor Schrecken da, ohne Hoffnung auf Rettung. Da sprang einer von ihnen auf eine der marmornen Göttersäulen zu und stieß sie so gewaltig an, daß sie wankte und auf das marmorne Estrich stürzte, wo sie in viele Stücke zerschmetterte. Die Trümmer begann er auf die Goten hinabzuschleudern. Die andern folgten seinem Beispiele. Sie zerschlugen eine Menge der herrlichsten Bildsäulen, faßten mit beiden Händen die ungeheuren Blöcke und warfen sie auf die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Köpfe der Stürmenden hinunter. Manches edle Kunstwerk des Altertums ging in dieser Stunde verzweifelter Gegenwehr zu Grunde. Die alten Heidengötter hatten gleichsam zum letzten Male in eigner Person ihre Stadt geschirmt; denn unter dem Hagel des kostbaren Gesteins wichen die Goten zurück. Der Angriff auf den Hadriansturm und das Thor war abgewiesen.

Einst wagten die Kaiserlichen sich in offner Feldschlacht mit den Goten zu messen. Aber die germanische Heldenkraft konnte sich hier ungehindert durch Turm und Mauer entwickeln, und geschlagen mußten die Angreifer sich zurückziehen. Seitdem getrauten sie sich nicht wieder zu einer Schlacht auszurücken, sondern thaten dem Feinde nur durch kleine Ausfälle Abbruch. Bei einem derselben ereignete sich ein seltsamer Zufall. Unter einem großen Teile Roms und der Umgegend ziehen sich die Katakomben hin, gewölbte Gänge und Kammern von etwa 5 Fuß Breite und 7 Fuß Höhe, die ursprünglich zu ländlichen Begräbnisplätzen dienten und von den ersten Christen in Rom zu geheimen Versammlungsorten benutzt worden waren. Nun wurden einmal bei einem Ausfall der römischen Besatzung die Goten an einer Stelle weit zurückgeworfen. Aber plötzlich wendeten sie sich wieder und griffen die Verfolger an, unter denen eine große Verwirrung entstand. Im Gedränge stürzte ein römischer Fußsoldat in den verborgenen Eingang eines solchen Gewölbes. Er wagte aber weder um Hülfe zu schreien, weil ganz in der Nähe ein gotisches Lager war, noch konnte er aus der Grube herauskommen, da nirgends Stufen angebracht waren. So sah er sich gezwungen, die Nacht in dem Gewölbe zuzubringen. Am folgenden Tage wurde das Gefecht erneuert, wobei wiederum die Goten zurückgedrängt wurden. Da fügte es der launische Zufall, daß einer der gotischen Streiter in dieselbe Höhle stürzte. Die gemeinsame Not und ihre wunderliche Lage ließ beide alles Hasses vergessen, sie schlossen Frieden und Freundschaft und schwuren sich zu, einander zur Rettung ihres Lebens aus allen Kräften behülflich zu sein. Darauf erhoben sie einmütig ein gewaltiges Geschrei, das sie so lange fortsetzten, als sie konnten. Inzwischen waren die Goten,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie am vorigen Tage, wieder Herren des Schlachtfeldes geworden, und als sie nun in die Nähe der Grube kamen, vernahmen sie mit Staunen ein unterirdisches Gebrüll, gingen dem Schalle nach, fanden das Loch im Erdboden, lugten hinunter und fragten, da sie wegen der Dunkelheit, die unten herrschte, nichts erblicken konnten, wer da unten so fürchterlich schreie. Die beiden Leidensgefährten hatten unterdessen Zeit genug gehabt, ihre Verabredung zu treffen. Demgemäß schwieg der Römer still, der Gote aber rief in seiner Muttersprache hinauf, er sei bei dem letzten Gefecht hier hineingefallen, und bat, sie möchten ihm ein Seil hinablassen, daß er herauskommen könne. Seine Volksgenossen beeilten sich natürlich, sofort seine Bitte zu erfüllen, ließen ein Seil hinunter und glaubten niemand anders als einen Goten hinaufzuziehen. Unten aber sprach der Römer zu dem Goten: „Lieber Freund, laß mich zuerst zugreifen. Denn wenn deine Waffenbrüder dich zuerst herauszögen und hörten, ein Feind sitze noch unten, so würden sie sich um mich wenig kümmern, und ich müßte elendiglich verhungern. Wenn ich aber zuerst hinaufkomme, so werden sie dich sicherlich nicht im Stiche lassen.“ Der Gote gab ihm recht, und so griff der Römer nach dem Seil und schwebte nach oben. Als nun die Goten sahen, wen sie ans Tageslicht gezogen hatten, wunderten sie sich nicht wenig. Der Römer aber hatte kaum die seltsame Geschichte erzählt, da ließen sie schnell das Tau nochmals in die Tiefe und zogen auch ihren Volksgenossen herauf. Dieser bestätigte alles, was sein Leidensgefährte gesagt hatte. Da achteten die andern Goten getreulich den Vertrag, den die beiden zusammen geschlossen hatten, nahmen ihren Kameraden fröhlich mit sich ins Lager und ließen den Römer ungekränkt seines Weges zur Stadt ziehen.

Einen rührenden Beweis von der Treuherzigkeit der Goten giebt folgende Thatsache. Südlich von Rom, am Tiberufer, nicht weit von der Stadtmauer, lag eine alte Kirche, die dem Apostel Paulus geweiht war. Zwar befanden sich dort keine Festungswerke, aber ein bedeckter Säulengang führte von da bis an die Stadtmauer, und zu beiden Seiten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

standen Gebäude, so daß der Ort gar leicht von den Goten hätte befestigt werden und ihnen als Schanze dienen können. Diese aber ließen die Kirche während der ganzen Belagerung unbehelligt und zeigten eine so fromme Ehrfurcht vor dem Ort, daß sogar die Priester dort ungestört wie im tiefsten Frieden den Gottesdienst abhalten konnten, zu dem sich nicht selten manche von den frommen Deutschen einfanden. Für so kindliche Biederkeit hatte aber freilich der kluge Belisar ebenso wenig Sinn wie die sittenlosen Römer. Bei günstiger Gelegenheit bemächtigte er sich der Gebäude, legte eine starke Besatzung hinein und verwandelte das Gotteshaus in ein Kastell. Der Zug, so klein und unbedeutend er erscheinen mag, verdient zur Ehre dieser unsrer deutschen Stammesbrüder nicht vergessen zu werden.

Trotz allem Heldenmut, den die Goten aufboten, und der unermüdlichen Thätigkeit des wackern Witichis, gelang es den Goten nicht, Rom zu erobern. Als nun der König vollends vernahm, daß die Stadt Rimini, die nur eine Tagereise von Ravenna lag, von kaiserlichen Truppen eingenommen worden war, hob er in bitterem Unmut die fruchtlose Belagerung auf, um wenigstens seine Königsstadt zu retten. Die einst so stattlichen Reihen der Goten waren aufs furchtbarste gelichtet, und den edlen König überkam tiefe Trauer. Nicht ohne Grund hielt er sich für einen Menschen, der, zum Unglück geboren, alle seine Unternehmungen scheitern sah.

Doch glückte es einem Schwestersohn des Königs Namens Uraja, die von den Kaiserlichen besetzte Stadt Mailand wieder zu nehmen, und in den Unternehmungen Belisars trat für einige Zeit ein Stillstand ein, da der Kaiser Justinian die Thorheit beging, den Oberbefehl zwischen ihm und einem andern Feldherrn, dem schlauen Narses, zu teilen, und infolge dessen Uneinigkeit zwischen den beiden Befehlshabern ausbrach. Schrecklich waren die Leiden, die der unselige Krieg über das Land Italien brachte, und im Sommer des Jahres 539 erreichte das Elend einen unerhörten Grad. Mißwachs, Hungersnot und Seuche brachten die unglücklichen Einwohner zur Verzweiflung. Inzwischen berief Justinian, der seinen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fehler einsah, den Narses wieder ab, und sogleich begann Belisar den Goten einen festen Platz nach dem andern zu entreißen. Witichis suchte in seiner Bedrängnis fremde Hülfe, und nicht ganz ohne Erfolg. Er sandte nämlich Botschaft an den Perserkönig Kosru und beredete diesen, dem Kaiser den Krieg anzukündigen, durch den großes Unheil über das oströmische Reich kam. Justinian erschrak heftig und ließ dem Belisar sagen, er werde schleunigst Gesandte an Witichis schicken, die mit den Goten einen billigen Frieden schließen sollten. Aber Belisar hatte es anders beschlossen; er kannte die schlimme Lage der Goten und wollte ihre Herrschaft in Italien gänzlich austilgen. Nachdem er eine feste Stadt, die er lange belagern mußte, endlich eingenommen hatte, führte er seine ganze Streitmacht vor die gotische Königsstadt. Bei der eigentümlichen Lage Ravennas zwischen Flüssen, Seen und Morästen, mußte er sich damit begnügen, alle Zufuhr abzuschneiden und die Stadt auszuhungern. Da er nun erfuhr, in den öffentlichen Magazinen zu Ravenna liege eine große Menge Getreide aufgespeichert, so bestach er einen Einwohner der Stadt, diese Gebäude samt dem Getreide in Brand zu stecken. So ging das Getreide, das die Hoffnung der Goten noch aufrecht erhalten hatte, in Flammen auf, und Witichis versank in immer tiefere Schwermut.

Endlich kamen Gesandte aus Konstantinopel, um den Frieden mit den Goten abzuschließen. Witichis sollte die Hälfte des königlichen Schatzes und das Land nördlich vom Po behalten. Die Goten waren sogleich bereit, diese Bedingungen anzunehmen. Aber das Unglück, das sie nicht verließ, trat dazwischen. Belisar nämlich weigerte sich zornig, seine Unterschrift unter den Vertrag zu setzen, und die Goten fingen an zu argwöhnen, der Kaiser meine es mit dem Frieden nicht ehrlich und erklärten, ohne Belisars Unterschrift könne aus dem Vertrag nichts werden. Als nun die Hungersnot in Ravenna den Mut der Goten vollends gebrochen hatte, verfielen sie auf den Gedanken, dem Belisar selbst die Krone anzubieten, wenn er vom Kaiser abfallen wolle. Witichis selbst redete dem Feldherrn zu, den Thron zu be-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

steigen. Da stellte sich Belisar, als ginge er mit großer Freude auf die Anerbietungen der Goten ein, und gelobte, keinem Goten ein Leid anzuthun, ihr König zu werden und als solcher in Ravenna einzuziehen. Und so wurde er denn im Frühling des Jahres 540 in die ausgehungerte Stadt eingelassen. Ohne Schwertstreich gaben die ermatteten Goten ihre Königsstadt, ihren Schatz, ihr ganzes Reich in die Hände des Feindes. So tief hatte das Unglück ihre Herzen gebeugt. Die gotischen Weiber aber, welche gehört hatten, die Feinde seien viel stärker, größer und zahlreicher als die Goten, spieen nun ihren Männern ins Gesicht und wiesen mit den Fingern auf die kleinen unkräftigen Gestalten der Sieger, denen sie sich ergeben hatten.

Die verblendeten Goten sollten sogleich einsehen, daß sie schändlich betrogen waren. Belisar dachte gar nicht daran, vom Kaiser abzufallen und die Krone anzunehmen. Den Witichis hielt er in ehrenvoller Haft, entließ die Goten zu Ravenna nach ihren Wohnsitzen, damit sie ihre Felder in Frieden bebauten, und nahm den ganzen Königshort in Besitz, um ihn dem Kaiser zu überbringen. Entmutigt ergaben sich die Besatzungen der Burgen und Städte, die sich noch gegen Belisar behauptet hatten. Nur zwei hielten tapfer stand: Hildibad in Verona und Uraja, Witichis Schwestersohn, in Pavia. Gerade damals nun, als Belisar so seinem Kaiser bewundernswerte Treue, den Goten dagegen abscheuliche Treulosigkeit bewies, wollte es das Schicksal, daß er von etlichen Neidern in Konstantinopel bei Justinian verleumdet wurde, als ob er nach der weströmischen Kaiserwürde trachte, und daß Justinian ihn deshalb sofort aus Italien abberief und in den Krieg gegen die Perser schickte.

Als nun die Goten erfuhren, daß Belisar sie getäuscht hatte und sich zur Abfahrt rüstete, zogen alle, die noch nicht ganz an der Zukunft ihres Stammes verzweifelten, nach Pavia zu Uraja. Mit ihm zusammen weinten die starken Männer lange um ihres Volkes Schicksal, dann forderten sie ihn auf, die Krone anzunehmen und ihnen Führer zum Siege oder zu ehrenvollem Todeskampfe zu sein. Er aber nannte ihnen als den tüch-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tigsten Mann den Hildibad in Verona. Also sandten sie nach diesem aus, der schnell herbeikam, begrüßten ihn als König und baten ihn, sein Volk nicht zu verlassen, und er leistete ihnen den Königsschwur. Belisar aber schiffte sich mit Witichis, einigen der edelsten Gotenfürsten und dem ganzen Königshort nach Konstantinopel ein. Der Kaiser zeigte sich gegen den unglücklichen König und seine Gattin wohlwollend und bewunderte die Körpergröße und Schönheit der Goten. Belisar schützte zwei Jahre lang das Reich vor den wilden Persern, dann wurde er auf eine nichtige Anklage hin abberufen und von Justinian seiner Würden und Ämter entsetzt. Schon vorher war Witichis aus dem Leben geschieden. Justinian hatte ihm die Senatorenwürde und den Ehrennamen eines römischen Patricius verliehen. Aber das Weh über sein verfehltes Dasein fraß dem beklagenswerten Mann am Herzen. Er starb in der Blüte seiner Jahre (542). Er hat mit männlichem Mut und nicht ohne weitblickende Klugheit gerungen gegen ein übermächtiges Schicksal, dem er unterliegen sollte. Wenige Fürsten mögen gelebt haben, denen das Glück so unerbittlich abgewendet blieb.

36. Totila, der große Gotenheld.

Schon unter Hildibad, einem tüchtigen Fürsten, schwang sich die gotische Volksmacht neu empor. Im Anfang hatte er zwar nur 1000 streitbare Männer bei sich und besaß außer Pavia keine einzige Stadt; aber bald schlossen sich ihm fast alle Bewohner Norditaliens an, und zwar nicht nur die Goten, sondern sogar viele Italiener. Denn der Mann, den Justinian nach Belisars Abberufung zur Verwaltung des Landes abgesandt hatte, machte sich und die kaiserliche Herrschaft durch schmutzigen Geiz und schnöde Habsucht bei allen verhaßt. Ein einziger kaiserlicher Feldherr wagte es, sich dem Gotenkönig zur Schlacht entgegenzustellen; aber er erlitt durch diesen eine schwere Niederlage. Leider fiel Hildibad, der so glänzend begonnen hatte, nach kaum einjähriger Regierung als

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Opfer der Rache eines seiner Leibwächter, den er unwissentlich beleidigt hatte. Ein Gewaltherrscher, Namens Erarich, der nicht einmal Gote, sondern Ruge war, und sich nach Hildibads jähem Tode in der allgemeinen Verwirrung des Königsthrons bemächtigte, verrichtete keine rühmlichen Thaten und wollte sogar die Goten an den Kaiser verraten. Der Elende wurde aber getötet, und die Goten erwählten den Brudersohn des ermordeten Hildibad, den herrlichen Helden Totila zu ihrem Könige, der im Herbst des Jahres 541 mit starker Hand die Zügel der Herrschaft ergriff. Die Krone, die man ihm bot, war wahrlich eine schwere, hoffnungsarme, und der Krieg, zu dessen Führung er sich verpflichtete, der schwierigste, den es geben konnte. Aber der thatkräftige und vaterlandsliebende Mann besann sich keinen Augenblick, zu thun, was nur in seinen Kräften stand; und was er im Verlaufe seiner zehnjährigen Regierung für sein Volk gethan hat, das erfüllt noch heute jedes Lesers Herz mit tiefer Bewunderung für diesen edlen, weisen und tapferen König, in dem sich Milde und Güte mit dem höchsten Heldenmute paarten.

Auf die Kunde von Totilas Erhebung vereinigten sich die kaiserlichen Feldherren und zogen vor Verona, um diese wichtige Stadt zuerst den Goten zu entreißen Da aber eilte Totila herbei, sprach seinen Kriegern in einer herrlichen Rede unwiderstehlichen Mut ein und jagte mit seiner begeisterten Schar den an Zahl doppelt überlegenen Feind nach allen Winden auseinander. Sämtliche Feldzeichen der Geschlagenen wurden erbeutet, eine Schmach, die seit der Varusschlacht kein römisches Heer erlitt. Auch eine zweite Schlacht endete mit einer schimpflichen Niederlage der Kaiserlichen. Das ganze römische Heer löste sich in wilder Flucht auf und suchte hinter den Mauern fester Städte Schutz. Der edle König aber behandelte alle Gefangenen mit solcher Milde, daß selbst viele Feinde, voll Bewunderung für solche Seelengröße, zu ihm übertraten. Darauf durchzog er Italien bis über den Tiberstrom, eroberte alle Festen, an denen er vorüberkam, und wendete sich, ohne Rom zu berühren, nach Kampanien. In der Burg Cumä, die er einnahm, befanden sich die Frauen mehrerer Senatoren.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ihnen that er, obwohl ihre Männer treulos von den Goten abgefallen waren, nichts zu leide, behandelte sie auf das gütigste und schenkte ihnen, ohne Lösegeld zu fordern, die Freiheit. Durch diesen neuen Beweis seiner weisen Menschlichkeit gewann er sich die Herzen vieler Römer. Hierauf unterwarf er ganz Unteritalien. Überall trat er nicht als Eroberer, sondern als rechtmäßiger König, als Nachfolger Theoderichs des Großen auf, erhob die öffentlichen Abgaben und traf allerhand Anstalten zum Wohle seiner Länder. Die Kaiserlichen aber wagten gar keinen offnen Kampf mehr und blieben hinter den sichern Mauern der Städte, wohin sie gleich anfangs die Flucht verschlagen hatte. Justinian sandte mehrere Feldherrn hintereinander nach Italien, aber einer nach dem andern wurde von den Goten geschlagen.

Nun wandte sich Totila zur Belagerung Neapels. Hier begann bald der Hunger zu wüten, und als Totila den kaiserlichen Feldherrn, der die Stadt hatte entsetzen sollen, in Stricken vor die Mauern führen ließ, so daß alle Bürger ihn sehen konnten, verzweifelten die Belagerten an jeder Hoffnung und erfüllten die Straßen mit Jammergeheul. Da regte sich in des jugendlichen Königs Herzen das Mitleid, er berief die Bürger an die Mauerzinnen und begann mit weithin tönender Stimme: „Nicht aus Groll gegen euch, ihr Männer von Neapel, stehe ich hier. Ich weiß gar wohl, daß ihr meinem Volke immer hold gewesen und ganz gegen euren Willen in die Hände der Feinde gekommen seid. Eure tapfre Verteidigung gegen Belisar ist unvergessen. Aber auch denen, die euch jetzt gebieten, zürnen wir nicht, da sie nur ihre Treupflicht gegen den Kaiser erfüllen. Sie mögen ungekränkt von dannen ziehen, wofern sie uns sogleich die Stadt übergeben. Niemandem soll ein Leid geschehn. Ich bin bereit, dies mit heiligem Eidschwur zu bekräftigen.“ Die Bürger wie die kaiserlichen Soldaten wußten, daß ein Totila sein Wort hielt. Doch baten sie um eine Frist von dreißig Tagen; wenn die verstrichen sei, dann wollten sie sich ergeben. Totila verlängerte die erbetene Frist aus eigenem Antriebe auf drei Monate und versprach, während dieser Zeit weder einen Sturm noch sonst etwas Feindseliges

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu unternehmen. Die Belagerten aber warteten das Ende der Zeit nicht ab und öffneten den Goten zu Anfang des Jahres 543 die Thore.

Nachdem der König auf diese Weise Herr von Neapel geworden war, zeigte er einen wahrhaft rührenden Edelsinn, wie ihn wohl niemals sonst ein Feind geübt hat, einen Edelsinn, der allein schon den Namen dieses Königs denen der besten Männer aller Zeiten anreiht. Die kaiserlichen Soldaten in der Stadt waren nämlich dergestalt durch Hunger entkräftet, daß er fürchtete, sie würden sterben, wenn sie sich nach so langem Darben plötzlich sättigten. Er ersann daher in seiner Menschenliebe folgendes. Er ließ den Ausgehungerten mit väterlicher Fürsorge anfangs nur ganz wenig Speise reichen, allmählich aber von Tag zu Tag soviel zulegen, daß sie sich unvermerkt wieder an die sonstige Nahrung gewöhnten. So stellte Totila wie ein liebevoller Arzt ihre Kräfte wieder her. Dann erlaubte er einem jeden dahin zu gehen, wohin ihm beliebte. Und da sie sich schämten nach Konstantinopel zu fahren, so gab er ihnen sogar Pferde und Lasttiere, beschenkte sie mit einem Zehrpfennig und riet ihnen, zu Lande nach Rom zu ziehen. Auch gab er ihnen einige edle Goten als Sicherheitsgeleit mit auf den Weg. Nachdem er hierauf die Mauern Neapels zum größten Teil hatte einreißen lassen, zog er ebenfalls ab. Er wußte recht gut, daß er nur im offenen Felde Meister war, und wollte lieber in ehrlicher Schlacht Mann gegen Mann kämpfen als mit listigen und künstlichen Mitteln.

Um diese Zeit kam ein Römer aus Calabrien zu ihm und führte Klage, daß einer von des Königs Leibwächtern seine Tochter, eine keusche Jungfrau, schändlich mißhandelt habe. Der Schuldige, ein erprobter Krieger, leugnete sein Vergehen nicht. Er hoffte wohl, sein Waffenruhm sichere ihn vor einer Bestrafung. Aber der gerechte König befahl ihn zu verhaften und versprach dem Kläger strenge Ahndung des Verbrechens. Da legten einige der edelsten Goten Fürbitte ein für den verdienten Mann. Der König hörte ihre Vorstellungen ruhig an, dann sprach er: „Liebe Volksgenossen, wir wollen den Schuldigen nicht der Strafe entziehen und dadurch selbst unser

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

allgemeines Heil aufs Spiel setzen. Wisset ihr nicht mehr? Damals als Theodahad uns beherrschte und Habgier und Zügellosigkeit höher stellte als Gerechtigkeit, wandte sich Gottes Gnade von uns, so daß wir, ein großes Volk, von einem kleinen Häuflein besiegt wurden. Jetzt aber, da uns Gott für unsre Sünden genugsam bestraft hat, lenkt er unser Los über unser Hoffen nach seinem Willen. O, beflecket euch nicht durch neue Schuld, sonst möchte Gottes Gnade sich wieder von uns wenden, und ihrer bedürfen wir doch wahrlich mehr als aller andern Dinge." Die Gotenfürsten billigten diese Worte und überließen den Schuldigen ohne Widerspruch dem Gericht des Königs. Dieser ließ ihn, nachdem er die Sache untersucht hatte, hinrichten und sein Vermögen dem gekränkten Mädchen übergeben.

Während so Totila neben edler Milde strenge Gerechtigkeit walten ließ, raubten die kaiserlichen Soldaten den Landleuten ihre Habe und überließen sich gänzlich ihrer Frechheit und schamlosen Lüsten. Kein Wunder, daß die Italiener sich nach der Herrschaft des hochherzigen Totila sehnten. Unter seinem Zepter ließ es sich ohne Zweifel lieblich wohnen, wie unter dem des großen Theoderich. Aber das Verhängnis wollte nicht, daß Goten und Italiener sich eines so glücklichen Zustandes auf die Dauer erfreuen sollten. Als nämlich der König eine kleine Schar entsandte, um die Seestadt Otranto, den gewöhnlichen Landungsort der oströmischen Flotten, zu erobern, und den größten Teil seines Heeres selbst vor Rom führte, schickten die kaiserlichen Feldherren erschreckt Boten an Justinian mit der Bitte um wirksame Unterstützung. Da sah dieser sich genötigt, den Belisar, der ohne Ehrenerweisungen in Konstantinopel lebte, zum zweiten Male nach Italien zu senden. Der edle Mann vergaß alle Kränkungen und kam im Herbst des Jahres 544 bei Ravenna im Land seiner Siege an, aber ohne Geld und ohne hinreichende Mannschaft, so daß er sich auf kleine Scharmützel beschränken mußte und keine entscheidende Schlacht wagen durfte. Der Winter und der Sommer verging. Während Totila von einem Er-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

folg zum andern eilte, wartete Belisar vergebens auf die erhoffte Hülfe von Konstantinopel.

Nun schritt Totila zur Belagerung Roms. In der Stadt lagen 4000 Kaiserliche unter dem Befehlshaber Bessas, einem habgierigen Menschen, der die Notlage der Bürger nur dazu benutzte, sich zu bereichern, indem er mit den Lebensmitteln einen wucherischen Handel trieb. Belisar, zum Entsatz zu schwach, bemächtigte sich wenigstens der Hafenstadt Portus, wo er ungeduldig auf Verstärkungen wartete. Im Frühling 546 stieg die Not in Rom aufs höchste. Die ärmeren Bewohner nährten sich bereits von Katzen und Mäusen, Nesseln und Gras. Da beschloß man, einen angesehenen Geistlichen Namens Pelagius an Totila abzusenden, damit er ihn um einen kurzen Waffenstillstand bitte; wenn nach Ablauf der Frist keine Hülfe vom Kaiser eintreffe, wolle man sich samt der Stadt ergeben. Totila empfing den frommen Mann ehrfurchtsvoll. Ehe dieser aber seine Rede anhub, sprach der König: „Alle Germanen achten die Heiligkeit des Gesandten, und ich habe mir's zur Aufgabe gemacht, tugendhaften Männern stets mit Ehrerbietung zu begegnen. Aber eines muß bei aller Höflichkeit bestehen: Aufrichtigkeit. Falsche Redensarten sind die schnödeste Beleidigung, die ich mir denken kann. Darum, ehrwürdiger Mann, ehe du sprichst, vernimm folgenden Rat: Rede mir weder von den Sicilianern, noch von Roms Ringmauern, noch von den zu uns übergelaufenen Sklaven! Denn die Sicilianer haben die große Milde der Goten mit schnödem Undank vergolten, indem sie ohne alle Not den Kaiserlichen die Thore öffneten; die römischen Ringmauern schützen unsre Feinde, die sich niemals zu ehrlichem Kampfe stellen, sondern uns mit allerlei Hinterlist schädigen; den Sklaven aber haben wir versprochen, sie niemals ihren alten Peinigern auszuliefern, und Treubruch auf uns zu laden, dünkt mich eine unauslöschliche Schmach." Auf diese Worte erwiderte Pelagius, er möge jetzt gar nicht mehr seine Bitte vorbringen; denn wenn der König schon den Sicilianern so heftig zürne, was dürften dann die Römer von ihm hoffen? Er müsse ihre Sache Gott anheimstellen. Damit kehrte er nach Rom zurück, wo das Elend und die Verzweif-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lung immer fürchterlicher hausten. Einen Vater flehten seine fünf Kinder in den rührendsten Ausdrücken um Brot an. Da vermochte er den Jammer nicht länger zu ertragen. Er ging mit seinen Kindern auf die Tiberbrücke, küßte und umarmte sie der Reihe nach, verhüllte dann sein Haupt und stürzte sich in die Flut. Und angesichts solches Elends ließ sich Bessas die Erlaubnis, die Stadt zu verlassen, mit schwerem Gelde abkaufen. Dennoch blieben nur 500 von allen Bewohnern der Weltstadt zurück; die übrigen, so weit sie nicht bereits dem Hunger erlegen waren, flüchteten sich. Belisars Versuche, Rom mit Lebensmitteln zu versorgen, scheiterten an der Niederträchtigkeit und Habsucht seiner Unterfeldherren.

Endlich im Herbst 546 entschied sich das Schicksal der verödeten Stadt. Vier kaiserliche Soldaten, die an einem Thore Wache hielten, ließen sich in der Dunkelheit der Nacht an Seilen von der Mauer nieder und begaben sich zu Totila, dem sie versprachen, ihn und sein Heer in die Stadt einzulassen. Nichts sei leichter als das, da es nur ganz wenig Wachtposten gebe, um die sich außerdem kein Mensch kümmere; weil sie nicht abgelöst würden, schliefen sie, wenn es ihnen beliebte; von den wenigen Bürgern, die noch in der Stadt weilten, sei keiner imstande, den Nachtdienst zu versehen. Totila, der eine Hinterlist fürchtete, schickte zunächst zwei Goten mit ihnen an den Ort, wo nach ihrer Angabe der Eintritt in die Stadt möglich war. Dort kletterten alle sechs an den Stricken, die die Soldaten hatten hängen lassen, auf die Brustwehr, ohne daß jemand sie bemerkte. Oben zeigten ihnen die Wächter genau, wie sie herauf und wieder hinunter gelangen konnten. Die beiden Goten merkten sich alles und kehrten zu Totila zurück. Als dieser den Bericht vernahm, freute er sich, doch traute er in weiser Vorsicht noch nicht ganz. Die vier Soldaten kamen nach wenigen Tagen wieder zu ihm und forderten ihn zu raschem Handeln auf. Er schickte abermals zwei Leute mit ihnen, denen es wie den ersten erging. Und auch ein drittes Mal lief alles genau ebenso ab. Nun beschloß der König, die günstige Gelegenheit nicht unbenutzt zu lassen. Im Dunkel der Nacht berief er in aller Stille sein Heer unter

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Waffen und führte es vor jenes Thor. Hier erklommen vier tapfre Goten an den Seilen, welche die Wächter herunterließen, die Bruſtwehr, liefen, ohne ein Hindernis zu finden, zum Thore hinab, zerſchlugen die Riegelbalken mit Beilen und öffneten die Thorflügel. In geſchloſſenen Reihen rückte das Gotenheer in die Stadt ein; denn der König duldete kein Umherſchwärmen. Bei dem Lärm und der Verwirrung, die ſich nach und nach erhob, flohen die kaiſerlichen Soldaten ſamt ihrem gewiſſenloſen Befehlshaber zu einem andern Thore hinaus. Nur wenige blieben zurück; die meiſten von ihnen ſuchten in den Kirchen Zuflucht, in denen ſich auch die 500 Einwohner geborgen hatten. Als man Totila fragte, ob er den Beſſas nicht verfolgen laſſen wolle, ſchlug er dies ab und antwortete: „Was kann dem Menſchen Erfreulicheres geſchehen, als daß ſeine Feinde vor ihm fliehen?“

Der lichte Tag brach an. Da begab ſich Totila zu Fuße in die Kirche des Apoſtels Petrus, um zu beten und Gott für ſein Glück zu danken. Seine Krieger aber zerſtreuten ſich plündernd durch die menſchenleeren Straßen. Nur wer ſich widerſetzte, wurde niedergehauen. Als der fromme Held die Kirche betrat, kam ihm Pelagius, das Allerheiligſte tragend, entgegen und flehte: „O Herr, ſchone die Deinen!“ Und als Totila ſagte: „Jetzt alſo nahſt du als Schutzflehender?“ antwortete jener: „Ja, Herr, denn Gott hat mich zu deinem Knechte gemacht. Du aber ſchone deiner Unterthanen!“ Da ließ der König ſofort den Befehl ergehen, daß kein einziger Römer mehr an ſeinem Leibe geſchädigt werde. Viele vornehme Bürger hüllten ſich in Sklavenkleider und bettelten bei den Goten um Speiſe, um nicht Hungers zu ſterben. Sie wurden ihrer Bitten reichlich gewährt. Unter dieſen Unglücklichen entdeckten die Goten auch die Witwe des Boëthius, welche die Standbilder Theoderichs des Großen hatte zerſtören laſſen, um ſo die Hinrichtung ihres Gatten zu rächen. Deshalb erhoben jetzt die Goten gegen ſie Klage und meinten, ſie ſei des Todes ſchuldig. Aber Totila duldete nicht, daß ihr ein Haar gekrümmt werde, und ſorgte auch dafür, daß keine einzige Frau noch Jungfrau eine Kränkung an ihrer Ehre erfuhr.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am nächsten Tage berief der König alle seine Goten vor sich und sprach Worte zu ihnen, die ihm zu hoher Ehre gereichen. Er stellte ihnen vor, wie sie, ein kleiner Rest des großen Gotenvolkes, mit Gottes Beistand überall die Feinde bezwungen hätten, und ermahnte sie, dafür in Demut dem Allmächtigen zu danken und durch Güte und Gerechtigkeit gegen die Unterworfenen Gottes Gnade zu verdienen. Anders sprach er zu den römischen Senatoren, denen er in ernster Rede ihren schnöden Undank vorhielt; nur Wohlthaten hätten sie von Theoderich und seinen Nachfolgern genossen, und mit nichts hätten sie ihren Wohlthätern vergolten als mit Abfall und Verrat. Zitternd standen die so Angeredeten vor dem zürnenden Herrscher und wußten kein Wort zu ihrer Verteidigung vorzubringen. Pelagius aber legte Fürbitte ein, bis der edle Fürst auch hier Schonung und Milde übte und die tiefgebeugten Männer durch freundlichen Zuspruch wieder aufrichtete. Hierauf sandte er an den Kaiser Justinian einen Brief, welcher also lautete: „Wir bitten dich, der Menschheit den holden Frieden zu gewähren. Erinnere dich an deinen Vorgänger, den Kaiser Anastasius, und an unsern großen König Theoderich, zwei der weisesten und besten Fürsten, die vor allen andern Gütern den Frieden als das herrlichste gepflegt haben. Handelst du ebenso, so werden wir gern deine treuen Bundesgenossen sein, gegen wen es auch sei.“ Das war gewiß ein edles Wort, aber der herzlose Justinian blieb gegen solche erhabene Gesinnung unempfindlich. Alles, was er erwiderte, war: „Belisar hat meine unumschränkte Vollmacht. Wende dich an ihn, wenn du unterhandeln willst.“

Entrüstet über diese gefühllose Antwort wollte Totila die Mauern Roms gänzlich niederreißen lassen. Doch besänftigte sich sein Zorn bald, und er befahl der Zerstörung Einhalt zu thun, als kaum der dritte Teil der Befestigungen vernichtet war. Wie die Zukunft lehrte, war dies ein verhängnisschwerer Fehler. Kaum nämlich hatte Totila Rom verlassen, um nunmehr Ravenna, die Stadt Theoderichs, Italiens stärkste Festung, wieder in seine Gewalt zu bringen, da rückte Belisar in die leere Stadt ein, ließ die Lücken in den Mauern, so

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schnell es anging, wieder ausfüllen und kam in fünfundzwanzig Tagen damit zustande. Die Bevölkerung strömte rasch wieder zusammen, reichliche Vorräte wurden von der See her in die Stadt geschafft. Erstaunt und bestürzt eilte Totila zurück. Er ließ die gerechten Vorwürfe seiner Großen, daß er die Mauern nicht ganz zerstört habe, schweigend über sich ergehen und versuchte Rom, ehe die zerstörten Thore wieder hergestellt wären, zu erstürmen. Am späten Abend kamen die Goten an der Tiber an und schlugen ihr Lager auf, und schon am folgenden Morgen stürmten sie mit Heldenmut die Mauern. Doch alles Blut floß umsonst, und auch von allen späteren Angriffen mußten sich die Goten mit schweren Verlusten zurückziehen. Da gab Totila die Belagerung auf und zog sich im April 547 nach Tibur, jetzt Tivoli, zurück, das er rasch befestigte und wohin er alle seine Schätze brachte.

In den beiden folgenden Jahren verrichtete der König noch manche glänzende Waffenthat; doch fielen keine entscheidenden Ereignisse vor; denn auch Belisar führte den Krieg matt und verdrossen, da es gänzlich an Hilfsmitteln fehlte, etwas Großes zu wagen. Endlich bat er den Kaiser selbst, ihn aus Italien abzuberufen, und Justinian erfüllte sofort seinen Wunsch und sandte ihn wieder in den Kampf mit den Persern. Die Goten waren inzwischen Herren von ganz Italien geworden. Kaum hatte Belisar Italien verlassen, als auch Rom wieder in die Hände des Königs fiel, der es selbst diesmal mit schonendem Edelmut behandelte. Zudem hatte sich der unermüdliche Herrscher eine bedeutende Kriegsflotte geschaffen, wie sie seit Theoderichs Tagen nicht bestanden hatte und mit der er Sicilien, Sardinien und Korsika wieder eroberte und das Mittelmeer beherrschte. Trotz dieses Glückes trachtete er nur danach, seinem Volke und dem gequälten Land Italien einen dauernden Frieden zu verschaffen. Abermals ging ein Friedensbote von ihm zum Kaiser. Doch an dem kalten Justinian, der niemals selbst das Schwert führte, prallte die eindringlichste Vorstellung ab. Mit schnödem Spott wies er Totilas maßvolle Anerbietungen zurück, und so sah sich dieser wieder genötigt zum Schwert zu greifen. Justinian aber betraute

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jetzt den Narses, einen Feldherrn, der dem Belisar gewachsen war, mit dem Oberbefehl und rüstete ihn mit einer gewaltigen Streitmacht und allen Hülfsmitteln auf das reichlichste aus. Im Frühling 552 langte Narses, ein kleiner, hagerer Mann mit blitzenden Augen, mit seinem Heere in Ravenna an und zog von hier aus südlich gegen den Apennin, um auf dem nächsten Wege Rom zu erreichen.

Als aber Totila vernahm, daß die Feinde mit großer Heeresmacht anrückten, beschloß er ihnen entgegenzuziehen. In allzu festem Vertrauen auf seine gute Sache verließ er das sichere Rom. Nach alter germanischer Heldenweise wollte er die Entscheidung durch redlichen, ehrenvollen Männerkampf auf offner Walstatt herbeiführen. Eine große Schlacht sollte, so hoffte er, Ruhm und Herrschaft der Goten befestigen und seiner Krone gleichsam eine glanzvolle Weihe verleihen. Aber es kam anders, als der hochsinnige Mann glaubte. Auf einer weiten, hügeligen Ebene dicht am Fuße des Apenningebirges, in der Nähe des Dorfes Taginä, wurden — es war im Juni des Jahres 552 — die Heere des Narses und des Totila einander ansichtig, machten aber eine Wegstunde voneinander halt und schlugen ihre Lager auf. Darauf sandte Narses einige Vertraute zu Totila, die ihm folgendes entboten: „Lege die Waffen endlich einmal nieder! Mit deinem kleinen Heere kannst du gegen meine Scharen nicht standhalten; und selbst wenn es dir diesmal noch gelingen sollte, so steht doch hinter mir die Macht des ganzen Römerreiches, während das Häuflein, daß dich umgiebt, dein gesamtes Volk bildet. Willst du aber durchaus kämpfen, so bestimme einen Tag für die Schlacht." Totilas Antwort lautete: „Niemals werden wir uns ehrlos ergeben, sondern unter allen Umständen kämpfen. Die Schlacht aber soll binnen acht Tagen geschlagen sein." So unbestimmt drückte er sich absichtlich aus, weil 2000 Reiter, die ihm der kühne Teja, sein bester Feldherr, von Verona her zuführen sollte, noch nicht eingetroffen waren. Indes machte Narses die Seinigen, es waren meist germanische Söldlinge, schon für den folgenden Tag schlagfertig. In der That erschien auch Totila am nächsten Morgen schon mit den Goten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unter Waffen. Narses hatte einen Hügel besetzen lassen, den der König ihm wieder zu entreißen wünschte. Aber durch die Gunst des Orts geschützt schlugen die kaiserlichen Reiter einen Angriff der Goten nach dem andern zurück, so daß Totila endlich von dem vergeblichen Bemühen abstand. Darauf ruhte der Kampf eine Weile. Narses wagte trotz seiner bedeutenden Übermacht nicht anzugreifen. Doch hielten beide Feldherren ihre Heere in Bereitschaft. Auf der einen Seite ließ Narses goldene Armringe und andre Kleinodien auf Stangen herumtragen und seinen Truppen zeigen, um die feilen Soldknechte durch solche Lockungen zur Tapferkeit anzuregen, indem er sie zugleich auf ihre gewaltige Überzahl und ihre weit bessere Bewaffnung hinwies. Vor der kleinen Schar seiner Helden aber ritt Totila die Reihen entlang und rief den treuen Mannen zu: „Zum letzten Male, liebe Volksgenossen, richte ich heute Worte der Aufmunterung an euch; denn dieser Tag muß der Goten Schicksal entscheiden. Zusammengeschmolzen durch endlose Kämpfe und Leiden, sind wir doch von höherem Mute beseelt als jene dort. Sie sind um Geld gedungen und kämpfen um Geld. Wir aber müssen heute alles in die Wage legen, Glück, Ehre, Leben. Denn Flucht bedeutet für uns Untergang. Wohlan, so streitet, eures Ruhms und eurer Ahnen wert!" Nach diesen Worten ritt der Held auf einem prachtvollen Roß allein in den Raum zwischen den beiden Heeren, um Zeit zu gewinnen und zugleich den Gegnern zu zeigen, was für ein Mann er sei. Er hatte Kunde erhalten, die 2000 Goten unter Teja seien schon ganz in der Nähe, und vor ihrer Ankunft wollte und konnte er die Schlacht nicht beginnen. So sprengte er in goldstrahlender Rüstung, mit purpurrotem, wehendem Helmbusch, herrlich anzuschauen, zwischen die Heere und begann nach altem Germanenbrauch ein Waffenspiel. Zuerst spornte er sein Roß zu den zierlichsten Wendungen und Sprüngen; dann warf er, in gestrecktem Galopp dahinjagend, seinen Speer hoch in die Luft und fing ihn, wenn er wirbelnd niedersank, bald mit der rechten, bald mit der linken Hand, kunstvoll wechselnd, in der Mitte auf. In stummer Bewunderung sahen selbst die Feinde zu, wie so der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gotenkönig seine Gewandtheit zeigte, wobei er oft links und rechts, über den Kopf oder den Schweif seines Rosses absprang, um sich sogleich wieder hinaufzuschwingen, wie der kunstgeübteste Reiter nicht vermocht hätte.

Mit solchem Waffenspiel brachte der ritterliche König den Morgen hin, und da die Schar des Teja noch immer nicht kam, sandte er, um die Schlacht zu verzögern, einen Herold mit Friedensvorschlägen an Narses. Allein dieser entgegnete: „Totila hat genugsam seine Kampflust bezeigt; jetzt stellt er sich, als wollte er mitten auf dem Schlachtfelde Frieden schließen; doch dadurch läßt sich ein Narses nicht täuschen.“ Endlich, gegen Mittag langte Teja mit den Seinen an. Da ging der König mit seinem ganzen Heere ins Lager zurück und befahl allen das Mittagsmahl zu genießen. Er selbst legte eine andere Rüstung an. Dann führte er plötzlich seine Schar gegen den Feind, den er zu überraschen hoffte. Aber der vorsichtige Narses hatte seine Soldaten nur in Reih und Glied einige Speisen zu sich nehmen und sich auf den Angriff gefaßt machen lassen. Seine gefürchteten Bogenschützen stellte er so auf, daß sie die angreifende gotische Reiterei von beiden Seiten bestreichen konnten. Und in der That verlor diese schon beim Ansturm in dem Pfeilhagel, der von beiden Seiten auf sie einschwirrte, so viele Leute und Pferde, daß sie blutig abgewiesen wurde und im Zurückziehen das eigne Fußvolk in Verwirrung brachte. Die Goten fochten mit dem Mute der Verzweiflung. Aber als es Abend ward und 6000 Tapfre das Schlachtfeld bedeckten, da wandte sich der Rest zur Flucht und wich todesmatt der erdrückenden Überzahl der Feinde. Diese verfolgten die Fliehenden, metzelten nieder, was ihnen vor die Klinge kam, und ermordeten sogar nach der Schlacht die gotischen Gefangenen.

Schon war die Flucht allgemein, da verließ auch Totila, der letzten einer, die Walstatt. Es war schon ganz finster geworden, als der Held endlich den vergeblichen Kampf verloren gab. Nur fünf Getreue begleiteten ihn. Etliche Kaiserliche, die nicht wußten, wen sie vor sich hatten, setzten ihm nach. Einer von ihnen war ein Gepide, Asbad geheißen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dieser kam den Flüchtigen ganz nahe und holte auf Totila aus, um ihm den Speer in den Rücken zu stoßen. Ein junger Gote aber sah dies und schrie voll Entsetzen und Angst für den geliebten Fürsten: „Hund, was beginnst du? Wagst du, die Hand wider deinen Herrn zu erheben?" Kaum hörte Asbad, daß er den König vor sich habe, so holte er mit aller Kraft aus und bohrte ihm den Speer zwischen die Schulterblätter tief in den Rücken hinein. Der Stoß war tödlich. Aber zwei der treuen Goten ritten rechts und links dicht an den wunden König heran und nahmen ihn so in die Mitte. Auf diese Weise setzten sie mit ihm die Flucht fort, obwohl er kaum noch ein Lebenszeichen gab. Asbad erhielt von dem Goten Skipuar einen Hieb ins Bein. Da gaben seine Gefährten die Verfolgung auf und kehrten mit ihm um. Des Königs Getreue aber glaubten im Dunkel der Nacht, die Verfolger seien ihnen noch auf den Fersen, und flohen weiter. Endlich gelangten sie in ein Dörflein mit Namen Caprä. Hier rasteten sie, hoben den König vom Roß, trugen ihn in die Hütte einer armen Frau und verbanden ihm die schreckliche Wunde. Er aber starb ihnen unter den Händen. Ein edles Herz stand still. Da beweinten die treuen Männer ihren geliebten Herrn, gruben ihm schnell ein Grab, zimmerten einen einfachen Sarg und bargen den teuern Leichnam in die Erde. Dann wichen sie von dannen.

Die Kaiserlichen wußten nicht, daß Totila gestorben sei, bis ihnen die Frau, in deren Hütte er seine Heldenseele ausgehaucht hatte, es mitteilte und sein Grab zeigte. Trotzdem wollten sie nicht daran glauben und gruben an der Stelle nach. Da fanden und öffneten sie den Sarg mit der Leiche des Königs. Selbst den Feinden flößte der ernste Anblick Ehrfurcht und Trauer ein. Sie wagten es nicht, den toten Helden zu beschimpfen. Nur den blutigen Mantel und den edelsteingezierten Königshut nahmen sie ihm, um diese Gegenstände dem Narses zu überbringen. Dann gaben sie ihn dem Schoß der Erde wieder.

So verlor Totila Thron und Leben, nachdem er elf Jahre lang König der Goten gewesen war. Selbst der feindliche

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geschichtschreiber Prokop versinkt in schmerzliche Betrachtungen darüber, daß ein so großer Held, trefflicher Fürst und edler Mensch so traurig enden mußte.

37. Teja, der letzte König der Ostgoten.

Narses glaubte, mit Totila sei der letzte Held der Goten dahingeschieden. Daß das kleine Häuflein, das von dem ruhmreichen Volke noch übrig war, noch einmal den Kampf erneuern werde, hielt er nicht für möglich. Deshalb verfolgte er die Trümmer des geschlagenen Heeres nach der Schlacht bei Taginä nicht. Aber jene Goten, die dem allgemeinen Verderben entronnen waren, eilten über den Po, wo ihnen Pavia mit seiner Umgebung noch unterthan war und Totila einen Teil des neugesammelten Königshortes niedergelegt hatte. Hier sammelten sich die vielgeprüften Helden, musterten ihre furchtbar gelichteten Reihen und wählten den besten Mann, den sie hatten, den kühnen Teja, zu ihrem Könige. Er war ein echter Held und seines Vorgängers nicht unwürdig. Keinen Augenblick zögerte er eine Krone anzunehmen, die wahrlich eine Dornenkrone war, und sich an die Spitze eines hoffnungslosen Kampfes zu stellen. Er sorgte für neue Waffen, Rüstungen und andre Kriegsbedürfnisse, übte sein kleines Volksheer sorgfältig und sammelte die zerstreuten Goten, die seit jener Flucht versprengt umherirrten, zu seinen Fahnen. Narses ließ eine Heeresabteilung zur Bewachung des Poflusses zurück und zog vor Rom. Die kleine Gotenschar, die Totila hier zurück gelassen hatte, rüstete sich mutig zum Widerstand. Da sie viel zu schwach war, um die ganze Stadtmauer zu besetzen, hatte Totila die Hadriansburg mit der nächsten Umgebung durch eine kurze Mauer vom übrigen Rom trennen und stark befestigen lassen. Diesen Teil nur konnten sie verteidigen, die übrigen Stadtbefestigungen mußten sie ganz unbesetzt lassen. Ohne Schwertstreich kam Rom in die Gewalt des Narses, der nun mit allen seinen Soldaten den Hadriansturm belagerte. Gegen solche Übermacht vermochte auch der höchste Heldenmut nichts. Das kleine Gotenhäuflein ergab sich, als

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der kaiserliche Feldherr den tapfern Männern persönliche Sicherheit gelobt hatte.

Teja versuchte die Franken zu einem Waffenbündnis zu bewegen, wurde aber von ihnen abgewiesen. Da entschloß er sich, allein mit seinen Getreuen das Äußerste zu wagen; auch nicht vorübergehend kam ihm der Gedanke an Flucht. In ihm lebte der Geist Totilas wieder auf. Den größten Teil seines Hortes hatte dieser König zu Cumä, einer starken Feste Kampaniens, niedergelegt. Hierhin sandte nun Narses eine Abteilung seines Heeres, um die Burg zu belagern. Als Teja dies vernahm, brach er mit seinem ganzen Gefolge nach Süden auf, um den Königsschatz zu retten. Narses ließ ihm den nächsten Weg verlegen, aber der kluge König zog in einem weiten Bogen am adriatischen Meere entlang und gelangte auf diesem Umwege dennoch nach Kampanien, ohne daß der Feind davon etwas gewahr wurde. Auf die Kunde davon vereinigte Narses sogleich alle seine Truppen und eilte schlagfertig dahin, wo Teja eine vortrefflich gewählte Stellung eingenommen hatte. Am Fuße des Vesuvs, an den Ufern eines Flüßchens, das jetzt der Sarno heißt, nicht fern vom Meere, schlugen die Goten und ihnen gegenüber die Römer ihr Lager auf. Obgleich nämlich das Gewässer nicht stark ist, so fließt es doch in einem sehr tief eingeschnittnen Bett mit ganz abschüssigen Ufern dahin und ist deshalb weder zu Fuß noch zu Pferde überschreitbar. Die Goten hatten ihr Lager am linken Ufer bei einer Brücke, die über den Fluß führte und die sie besetzt hielten, und errichteten auf der Höhe des steilen Abhanges hölzerne Türme, von wo sie schwere Wurfgeschosse auf die Feinde schleuderten. Diese Stellung behaupteten die Helden volle zwei Monate hindurch gegen die zehnfach stärkere Anzahl der Feinde, die keinen Angriff wagten. Aber endlich gelang es Narses, den Goten die Zufuhr von der See her abzuschneiden. Dort nämlich lag eine gotische Flotte, die das Heer mit Lebensmitteln versorgte. Der ehrlose Befehlshaber dieser Schiffe ließ sich von Narses bestechen und überlieferte ihm die Flotte samt den Vorräten. Nun konnte Narses selbst eine Menge kaiserlicher Schiffe zusammenziehen, mit denen er das

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Meer völlig absperrte, und stellte außerdem am rechten Flußufer Türme auf, von denen er die schändlich verratenen Goten, die bereits an Nahrung zu darben begannen, beschießen ließ.

Die kleine Heldenschar geriet in nicht geringe Bestürzung und zog sich nach dem Gipfel eines dem Vesuv benachbarten Berges, Mons Lactarius, zu deutsch Milchberg, genannt, wohin die Feinde nicht folgen konnten. Aber bald reute es sie; denn hier fanden sie weder für sich noch für ihre Rosse irgend welche Nahrung. Ihre Lage war verzweifelt. Darum wollten sie lieber in ehrenvoller Schlacht den Tod suchen als dem Hunger elend erliegen. Auf des Königs Befehl sprangen sie von den Rossen und gaben ihnen die Freiheit. Dann stürmten sie urplötzlich vor gegen die Feinde, die kaum ihren Augen trauten, als sie das todesmutige Häuflein herbeieilen sahen. Auch sie stiegen von den Pferden und nahmen den Kampf zu Fuße an. Und nun — im September 552 — begann eine Schlacht, die an die herzerschütternden Kämpfe im Nibelungenlied oder in der griechischen Ilias erinnert. Freilich kein rauschendes Heldenlied, nur den einfachen Bericht des wackern Geschichtschreibers Prokop besitzen wir über den Todeskampf der letzten Ostgoten; aber niemand wird seine schlichten Worte ohne Rührung lesen; denn hier ist Geschichte, die ergreifender ist als jede Dichtung.

Früh am Morgen, so erzählt Prokop, begann der Kampf, der höchst würdig ist unvergessen zu bleiben, schon wegen der Tapferkeit eines Mannes, der die Thaten der gefeiertsten Helden des Altertums übertroffen hat, des Teja. Mit wildem Ungestüm gingen die feindlichen Heere auf einander los, die Goten, weil sie einen ehrenvollen Tod suchten, die Kaiserlichen, weil sie sich schämten, von einem so geringen Häuflein an Heldenmut übertroffen zu werden. Vor der vordersten Reihe der Seinigen stand König Teja mit Schild und Speer. Nur wenige Begleiter waren ihm zur Seite. Wie die Feinde ihn erblickten, glaubten sie, wenn er falle, werde der ganze Streit ein Ende nehmen. Deshalb drängten sich die Beherztesten von ihnen in großer Anzahl und in geschlossener Reihe nach ihm hin, indem sie alle ihre Speere auf ihn schleuderten. Er

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber fing alle Geschosse mit dem Schild auf, der ihn deckte. Oftmals sprang er blitzschnell vor und tötete viele Feinde. Und wenn sein Schild gänzlich von eingedrungenen Lanzen und Pfeilen starrte, so reichte er ihn einem seiner Waffenträger und ließ sich rasch einen andern geben. So focht der König unermüdet den dritten Teil des Tages. Da ereignete es sich, daß zwölf wuchtige Speere in seinem Schilde steckten, die ihn gewaltig belasteten, also daß er ihn nicht mehr nach Willkür bewegen und die anstürmenden Feinde abwehren konnte. Mit lauter Stimme rief er deshalb seinem Waffenträger, ohne jedoch nur einen Finger breit zurückzuweichen. Weder wandte er sich um, den Schild auf den Rücken schwingend, noch kehrte er sich zur Seite; sondern wie festgewurzelt stand er mit seinem Schilde da, mit der Rechten Tod und Verderben verbreitend, mit der Linken die Feinde zurückstoßend. So also rief er mit dröhnender Stimme nach seinem Waffenträger. Dieser trat mit einem neuen Schilde herzu, reichte ihn dem Könige und nahm ihm den schwerbelasteten aus der Hand. Nur einen einzigen Augenblick blieb während des Schildwechsels der König ungedeckt, da fuhr zischend ein feindlicher Speer heran und bohrte sich tief in des Helden Brust. Ohne einen Laut des Schmerzes sank Teja zu Boden. Der letzte König der Ostgoten war tot. Bei diesem Anblick wichen die Seinen voll Entsetzen ein wenig rückwärts; die Kaiserlichen aber benutzten die Bestürzung der Gegner, bemächtigten sich des königlichen Leichnams und schlugen ihm das Haupt ab. Sie steckten es auf eine Lanze, hielten es hoch empor und trugen es hin und wider durch die Reihen, damit beide Heere es erblickten, den Goten zum Schrecken, den Ihrigen zur Ermunterung. Narses glaubte nun nicht anders, als die Feinde würden voll Verzweiflung den Streit aufgeben. Aber dies geschah keineswegs, sondern sie kämpften bis zum Einbruche der Nacht mit gleichem Löwenmute fort, obwohl sie wußten, daß ihr König gefallen war. Erst als es völlig dunkel war, trennten sich die Streiter und brachten die Nacht unter den Waffen zu.

In der Dämmerung des folgenden Morgens erhoben sie sich wieder und begannen von neuem die Schlacht. Und wieder

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ward es Mittag und ward es Abend, ohne daß einer nur eines Fußes Breite gewichen wäre. Auf beiden Seiten floß das Blut aus vielen Wunden. Die Goten wußten wohl, daß sie ihren letzten Kampf kämpften, und die Kaiserlichen wollten vor einem so viel schwächeren Feinde nicht weichen. Und wieder ward es Nacht. Die Goten hatten den ganzen Tag weder Speise noch Trank zu sich genommen. Nun waren sie todesmatt. Da schickten die Helden einige Edle aus ihrer Mitte an Narses. Diese sprachen also: „Wir fühlen nun, daß Gott wider uns ist. Eine unüberwindliche Macht streitet uns entgegen. Darum wollen wir vom Kampfe ablassen, doch nicht um uns dem Kaiser zu unterwerfen, sondern um unter irgend einem germanischen Volke frei zu leben. Darum gewähre uns friedlichen Abzug und gestatte einem jeden von uns, die Habe mitzunehmen, die er an einem Ort Italiens niedergelegt hat, damit es uns nicht ganz an Wegzehrung fehle.“ Narses, nicht unempfindlich gegen solche Heldengröße, beriet sich mit seinen Unterfeldherren, was er thun solle. Da sprach der angesehenste von ihnen, Johannes mit Namen: „Ich rate dir, den Goten diese Bitte zu gewähren. Kämpfe nicht länger gegen Männer, für die der Tod seine Schrecken verloren hat. Man soll niemand in Verzweiflung bringen.“ Da gelobte Narses den Gesandten, er werde allen Goten, die den Vernichtungskampf überlebt hätten, erlauben, ungekränkt mit ihrem Eigentum Italien zu verlassen, wenn sie ihrerseits gelobten, niemals wiederzukehren. Dieser Vertrag wurde abgeschlossen. Stumm, in geschlossenen Reihen, zogen die Trümmer des Gotenvolkes, es waren kaum noch 1000 Männer, vom blutigen Feld der Ehre in vollem Waffenschmuck nach Norden. Sie durchwanderten die ganze Halbinsel, hie und da rastend, um Weib und Kind und fahrende Habe, die etwa dem oder jenem noch geblieben war, mitzunehmen. Voll Mitleid und Ehrfurcht wichen ihnen überall Soldaten und Landbewohner aus. Jene erlauchte Schar überschritt den Po und die Alpen. Unter andern deutschen Stämmen haben sich die tapferen Tausend ohne Spur verloren.

Herrlich und segensreich hatte einst der Stern des Ost-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gotenvolkes über halb Europa geleuchtet; nun war er auf ewig versunken in finstre Nacht. Der Name des Volkes, das unter allen Germanenstämmen vielleicht der edelste gewesen war und unter dem großen Theoderich die Welt mit seinem Ruhme erfüllt, ja noch im letzten Todeskampfe ein Heldentum ohne gleichen bewiesen hatte, der Name dieses Volkes war ausgelöscht. Aber ein hehres Beispiel echter Heldentugend hat es uns für alle Zeiten hinterlassen, und noch in späten Jahrhunderten wird seine Größe bewundert und sein Fall beweint werden.

38. Alboin, der Langobardenkönig.

Ganz Italien gehorchte dem Kaiser in Konstantinopel. Aber nur dreizehn Jahre währte diese Herrschaft ungeschmälert. Schon im Jahre 568 erschien, über die Alpen her eindringend, ein andrer deutscher Volksstamm, die Langobarden, welche die Erbschaft der Goten antreten wollten. Im Laufe weniger Jahrzehnte entrissen sie den Oströmern den größten Teil Italiens. Wie das kam, soll in Folgendem berichtet werden.

Zu den Zeiten Armins hausten die Langobarden als ein kleiner, aber hochgeachteter Heldenstamm am linken Ufer der unteren Elbe, in der Gegend von Lüneburg, die noch im Mittelalter der Bardengau hieß und wo noch heute die Stadt Bardowieck, d. h. Bardendorf, durch ihren Namen an die alten Herren des Landes erinnert. Uralte Sage berichtet, das Volk habe erst einen andern Namen geführt, die Langobarden hätten ursprünglich Winniler geheißen und seien auf folgende Weise zu ihrer neuen Benennung gekommen. Gegen die Winniler erhoben sich zwei Herzöge der Wandalen, die ihre Nachbarn jenseits der Elbe waren, und sprachen zu den Winnilern: „Entweder zahlet uns Zins oder rüstet euch zum Streit und kämpfet mit uns.“ Da gingen die beiden Herzöge der Winniler, Ibor und Agio, mit ihrer weisen Mutter Gambara zu Rate und antworteten den Boten der Wandalen: „Es dünkt uns besser, uns zum Streit zu rüsten, als den Wandalen Zins zu zahlen.“ Die Herzöge der Wandalen aber wandten sich an Wodan, den Herrn der Schlachten, und baten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

um Sieg über die Winniler. Wodan antwortete ihnen: „Denen will ich den Sieg verleihen, die ich bei Sonnenaufgang zuerst erblicke.“ Zu derselben Zeit nun flehte Gambara mit ihren beiden Söhnen Wodans Gemahlin Frija an, daß sie dem kleinen Volke der Winniler zum Siege verhelfe. Frija hatte Wodans Antwort vernommen. Darum gab sie den Winnilern den Rat, ihre Frauen sollten sich das Haar auflösen und es um Schläfen und Kinn wie einen Bart hängen lassen; mit ihnen sollten sie sich selber gegen Morgen, nach der Richtung, wo die Sonne aufgeht, aufstellen. Und sie thaten also. Wie nun Wodan zur Ruhe gegangen war, hatte er sein Bett so gestellt, daß er beim Erwachen das Antlitz den Wandalen zukehren mußte. Aber als es zu dämmern begann und die Sonne aufgehen wollte, ergriff Frija das Lager ihres Gemahls, drehte es mit ihren starken Götterarmen nach der andern Seite herum, so daß sein Antlitz gegen Morgen gerichtet war, und weckte den Gatten. Und im selben Augenblick ging die Sonne auf. Da schaute Wodan zur Erde hinab und erblickte zu seinem Staunen — nicht die Wandalen, sondern andere fremdartige Gestalten und rief verwundert: „Wer sind diese Langbärte?“ Da sprach Frija zu Wodan: „Du gabst ihnen den Namen, so gieb ihnen denn auch den Sieg!“ Denn wer einem Kinde den Namen verlieh, durfte ihm nach altdeutschem Brauch auch ein Geschenk nicht weigern. Und er gab ihnen wirklich den Sieg, indem er ihnen den Rat erteilte, wie sie streiten sollten. Seit der Zeit wurden die Winniler Langobarden genannt.

Das Land, welches die Langobarden ihr eigen nannten, war kein Paradies. Wohl erstrecken sich jetzt längs der Elbe üppige Fluren, aber die waren damals noch nicht vorhanden; statt des Ackerlandes breiteten sich dort Urwälder und Sümpfe aus. Und weiter landeinwärts lag sandiges Heidegebiet, jene weitgestreckte, von Sumpf- und Moorland durchzogene Ebene, die wir heute die Lüneburger Heide nennen. Dennoch blieb das Völkchen, von seinen Nachbarn wegen seiner Tapferkeit gefürchtet und geehrt, mehrere Jahrhunderte in der alten Heimat. In den Kämpfen Armins gegen Marbod standen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Langobarden als wackere Mitkämpen auf der Seite des großen Cheruskerhelden. Sie waren es auch, die den Neffen Armins, Italicus, wieder auf den cheruskischen Thron zurückführten. Erst etwa seit dem Ende des vierten Jahrhunderts wanderten sie allmählich, zuerst nach dem heutigen Brandenburg, dann nach Böhmen und von da, nachdem Odowaker 488 die Rugen vernichtet hatte, in das Land am nördlichen Ufer der mittleren Donau, wo sie, da es fruchtbaren Boden hatte, viele Jahre blieben. Ungefähr ein Jahrhundert war vergangen, seit das Volk, das inzwischen stattlich angewachsen war, die sumpfigen Niederungen der Elbe verlassen hatte.

Im Rugenland an der Donau waren die Langobarden Nachbarn eines andern tapferen Germanenstammes, der Heruler, geworden. Mit diesen gerieten sie einst in einen Kampf, über den die Sage folgendes berichtet. Auf einem weiten Blachfelde standen die beiden Völker zum Kampf gerüstet. Der Herulerkönig Rodulf sandte die Seinen in den Streit; er selbst aber war seines Sieges so gewiß, daß er, während das Heer ausrückte, in der Wagenburg blieb und sich am Brettspiel ergötzte. Denn damals waren in der That die Heruler außerordentlich tüchtig im Kriege und hatten sich durch viele Siege, die sie erfochten, einen großen Namen gemacht. Sie zogen nach uralter Sitte nackt in die Schlacht; nur um die Hüften war ein Stück Zeug schurzartig geschlungen. So mochte der König nicht ohne Grund auf die erprobte Kraft der Seinen vertrauen und saß sorglos beim Spiele, während draußen der mörderische Streit entbrannte. Einen von seinen Leuten ließ er auf einen hohen Baum in der Nähe steigen, damit er ihm den Sieg der Seinen desto schneller melden könne; doch fügte er die thörichte Drohung hinzu: „Meldest du mir von meiner Heruler Flucht, so lasse ich dir das Haupt abschlagen.“ Wie nun der Mann vom Wipfel des Baumes eine Weile nach dem Schlachtfeld hinübergeschaut hatte, sah er mit Schrecken, wie die Reihen der Heruler wankten. Aber vor Angst um sein Leben wagte er es nicht, die Wahrheit zu künden, und jedesmal, wenn Rodulf ihn fragte, wie die Schlacht stehe, antwortete er: „Sie kämpfen wacker.“ Unter-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des war der Streit entschieden; die Heruler wandten den Langobarden den Rücken und stürzten in wilder Flucht von dannen. Bei diesem Anblick übermannte jenen der Schmerz, und er rief aus: „Weh dir, du armes Herulervolk! Der Zorn des Himmels bricht über dich herein.“ Erschrocken über diese Worte fragte der König: „Wie? fliehen denn meine Heruler?“ Da erwiderte jener: „Nicht ich, sondern du selbst, o Herr, hast es gesagt.“ Noch stand der Fürst starr vor Bestürzung da und wußte nicht, was er thun sollte, als schon die ersten der siegreichen Langobarden in die Wagenburg eindrangen und alle niederhieben, die sich zur Wehr setzten. Da sank auch Rodulf unter den Streichen der Feinde. Es wird aber berichtet, der Zorn des Himmels habe die Heruler, als sie da und dorthin auseinander flohen, so schwer getroffen, daß sich in schrecklicher Verblendung ihre Sinne zu verwirren begannen, und als die Fliehenden an ein breites, blühendes Flachsfeld kamen, seien sie, in dem Wahn, sie hätten ein Gewässer vor sich, mit ausgebreiteten Armen hineingesprungen, um hindurchzuschwimmen, wobei sie sämtlich vom Schwert der Feinde einen kläglichen Untergang fanden. Das Herulerland nahmen die Langobarden in Besitz, deren Macht und Ansehen immer mehr wuchs.

Einen noch größeren Zuwachs aber gewann das Langobardenreich unter dem weisen und kraftvollen König Audoin um die Mite des sechsten Jahrhunderts, indem der damalige Kaiser Justinian diesem das Land Pannonien, d. h. den Teil Südungarns, der zwischen Donau und Save liegt, abtreten mußte. Einige Jahre später brach ein heftiger Kampf zwischen den Langobarden und ihren östlichen Nachbarn, den Gepiden, aus. Es kam zu einer furchtbaren Schlacht. Als nun beide Völker mit gleicher Tapferkeit fochten und keines weichen wollte, da geschah es, daß der junge Alboin, Audoins Sohn, und Turismod, der Sohn des Gepidenkönigs Turisind, im Kampfgewühl aufeinanderstießen und Alboin zuletzt seinen Gegner mit dem zweischneidigen Schwert durchbohrte, also daß Turismod tot vom Rosse auf die Walstatt sank. Bestürzt sahen die Gepiden den Fall ihres Königssohnes, aller Mut entfiel

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihnen, sie wandten sich zur Flucht. Die Langobarden setzten ihnen nach und töteten eine große Menge. Durch die fürchterliche Niederlage sahen sich die Gepiden gezwungen, sofort um Frieden zu bitten, der ihnen auch gewährt wurde. Siegesfroh kehrten die Langobarden heim. Da baten die Edlen ihren König, daß er seinen Sohn, durch dessen Heldenmut der Sieg vorzüglich errungeu worden war, zu seinem Tischgenossen erhebe, damit er seinem Vater, wie in der Gefahr, so auch beim Mahle zur Seite wäre. Allein Audoin, alter Sitte getreu, wollte davon nichts wissen, so sehr ihn Alboins rühmliche That erfreute. „Das Recht der Väter", sprach er, „kann ich nicht verletzen. Ihr wisset ja wohl, daß nach altem Brauch bei uns der Sohn des Königs nicht eher mit dem Vater zusammen speisen darf, als bis er von einem fremden Könige feierlich die Waffen erhalten hat." Sobald dies Alboin hörte, ritt er, nur von vierzig Jünglingen begleitet, geradeswegs an Turisinds, des Gepidenkönigs, Hof, um sich von ihm die Waffen zu erbitten. Der hochherzige Greis nahm den jungen Helden, der ihm vor kurzem erst den geliebten Sohn getötet hatte, freundlich auf; denn jener hatte es ja in ehrlichem Kampfe gethan. Gastlich lud er ihn an seinen Tisch und setzte ihn zu seiner Rechten an die Stelle, wo sonst immer sein Sohn Turismod gesessen hatte. Wie sie nun so beim Mahle saßen und verschiedene Gerichte aufgetragen worden waren, da mußte der König des Sohnes gedenken, dessen Mörder da neben ihm auf dem Stuhle saß. Und er seufzte tief auf und brach in die schmerzvollen Worte aus: „Lieb ist mir dieser Platz, aber sehr hart der Anblick des Mannes, der ihn jetzt einnimmt." Durch des Vaters Rede ermutigt, begann nun Kunimund, des Königs zweiter Sohn, Hohnreden gegen die Gäste zu richten und sprach laut, indem er auf die weißen Binden wies, mit denen die Langobarden die Beine von den Waden abwärts umwickelten: „Wahrlich, ihr gleichet Stuten mit weißen Füßen." Alsbald versetzte einer der Langobarden: „Geh nur hinaus auf das Aasfeld! Dort kannst du deutlich sehen, wie kräftig die Stuten mit den Hufen ausschlagen. Deines Bruders Gebeine liegen dort auf dem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anger wie von gefallenem Vieh.“ Das hörten die Gepiden, die nur mühsam aus Ehrfurcht vor dem Könige und aus Scheu vor dem heiligen Gastrecht ihren Ingrimm verborgen hatten. Jetzt hielten sie sich nicht länger, wütend sprangen sie von ihren Sitzen und drängten sich um Alboin und seine Begleiter mit drohenden Worten und Gebärden. Da erhoben sich auch die Langobarden; die Hand am Schwerte standen sie zur Wehr bereit. Aber siehe, der edle König sprang hinter dem Tisch hervor und warf sich mitten zwischen die Zornigen. Mit scheltenden Worten verwies er den Seinen die grimmige Streitlust und drohte mit schneller Strafe dem, der den ersten Schlag thun würde; „denn“, sprach er, „das ist kein Gott wohlgefälliger Sieg, wenn man den Gast im eignen Haus erschlägt.“ So beschwichtigte der gute Greis die zürnenden Männer und Jünglinge, und sein Wort ehrend setzten sich alle wieder und beendeten das Gastmahl in Frieden und Freundschaft. Als aber das Gelage vorüber war, hob der König die Waffen seines Sohnes Turismod von der Wand der hohen Halle herab und übergab sie dem Alboin. Dankbar nahm der junge Held die Gabe und schied darauf mit seinen Genossen vom Hofe des Königs, der ihm sicheres Geleit bis zur Mark seines Reiches mitgab. Wohlbehalten erreichten die Jünglinge die Heimat. Als nun Alboin mit Turismods Waffen vor seinen Vater trat, führte ihn dieser zu dem Ehrensitz an der Königstafel und machte ihn zu seinem Tischgenossen. Beim fröhlichen Mahle berichtete Alboin alles, was ihm am Hofe des Gepidenkönigs begegnet war. Da lobten alle Alboins Kühnheit, doch nicht minder rühmten sie Turisinds große Treue.

Nachdem Audoin und Turisind gestorben und ihre Söhne auf den Schild gehoben worden waren, nämlich Alboin bei den Langobarden und Kunimund bei den Gepiden, brach der alte Hader zwischen den beiden Völkern mit großer Bitterkeit aus. Bei jenem Besuch in Feindesland hatte Alboin die schöne Rosamunde, Kunimunds schöne Tochter, gesehen, und sein Herz entbrannte von heißer Liebe zu ihr. Da sie ihm aber nicht freiwillig folgen wollte, so entführte er sie mit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gewalt in sein Reich. Vergebens forderte Kunimund seine Tochter zurück. Der Kampf brach wieder aus. Anfangs waren die Langobarden siegreich, doch zuletzt behielten die Gepiden, vom Kaiser Justin, Justinians Nachfolger, unterstützt, die Oberhand, und Alboin mußte Rosamunde ihrem Vater zurücksenden. Er war indes der Mann nicht, eine Niederlage ungerächt zu lassen. Deshalb schloß er einen ewigen Bund mit den gefürchteten Avaren, einem wilden tatarischen Reitervolke, den östlichen Nachbarn der Gepiden, um mit ihnen gemeinsam die letzteren zu vernichten. Alboin eröffnete den Krieg, indem er in das Gepidenland einfiel. Als aber Kunimund eilig auszog, um die Langobarden zu schlagen, fielen hinter seinem Rücken die Avaren in sein Reich. Erschüttert vernahm der König die Kunde; er erkannte, daß der Gepiden Ende nahe sei. Dennoch ermahnte er die Seinigen, erst den Streit mit den Langobarden zu wagen. So kam es zur Schlacht. Nach heißem Ringen blieben die Langobarden Sieger, und so furchtbar wütete das Schwert, daß das große Gepidenvolk fast völlig vernichtet wurde. An 40 000 Männer fielen, unter ihnen auch König Kunimund, den Alboin im Zweikampf erschlagen hatte. Alboin ließ dem Leichnam das Haupt abschlagen und sich aus dem Schädel eine Trinkschale machen. Unter einer großen Schar Gefangener führte er auch Rosamunden mit sich und erhob sie zu seiner Gemahlin. Unermeßlich war die Beute, die die Langobarden machten; die unglücklichen Gepiden aber waren für immer darniedergeschmettert. Die, welche den Vernichtungskampf überlebten, unterwarfen sich teils den Langobarden, teils gerieten sie in die Knechtschaft der grausamen Avaren.

So hatte sich wieder einmal der alte Fluch, der seit den Zeiten Armins bis auf unser Jahrhundert herab auf unsern Vorfahren lastete, erfüllt, daß sie zur Freude ihrer Feinde die Waffen gegen Glieder ihres eigenen Leibes kehrten, daß Bruderstamm gegen Bruderstamm in grimmigem Hasse wütete; denn es war deutsches Heldenblut, das in der großen Gepidenschlacht von Deutschen vergossen ward. In Konstantinopel frohlockte man laut bei der Kunde, daß das gefährliche Ger-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

manenvolk an der Nordgrenze des morschen Reiches von der Erde verschwunden sei, ohne daß die Römer einen Fuß gerührt, und daß es ein Germanenvolk war, welches, nicht ohne eignen ungeheuren Verlust, den Kaiser dieser Sorge überhoben hatte.

Narses, der Überwinder der Ostgoten, hatte als Statthalter Italiens dem ausgesogenen Lande keine Schonung gewährt. Darüber erschollen laute Klagen der gequälten römischen Bevölkerung nach Konstantinopel hinüber. Deshalb berief Justinus den verhaßten Mann ab und setzte den Longinus an seine Stelle. Die Kaiserin Sophia soll Narses haben sagen lassen, er möge daheim mit ihren Mägden in der Weiberstube Wolle spinnen. Darauf soll nun Narses geantwortet haben, er wolle ihr ein Gespinst anfertigen, das sie ihr Lebtag nicht werde entwirren können. Hierauf zog er sich nach Neapel zurück und schickte von hier aus Boten an das Langobardenvolk mit der Aufforderung, sie sollten doch ihre armseligen Felder an der Donau verlassen und sich des schönen Italien bemächtigen. Dabei brachten die Boten wahre Prachtstücke der edelsten Südfrüchte und andre Erzeugnisse des gelobten Landes vor. Die Langobarden nahmen die verlockende Botschaft freudig auf. Ohne Zweifel war Alboin über die Verhältnisse in Italien wohl unterrichtet; er wußte, daß es überaus fruchtbar und von Bebauern wie von Verteidigern fast entblößt war, und daß die Einwohner ihre neuen Herren, die Strömer, haßten. Als nun vollends Narses, der einzige Schützer dieser kaiserlichen Provinz, beseitigt war, stand kein Hindernis mehr im Wege, das ruhmvolle Werk auszuführen. So verkündete denn Alboin dem großen Thing seinen Entschluß, und sein Volk jauchzte ihm freudig zu. Es war am Tage nach dem heiligen Osterfest des Jahres 568, als die Langobarden auszogen mit Weib und Kind, mit Hab und Gut. Ohne Heimweh verließen sie die Ebenen Pannoniens, deren sich nun von Osten her mit Einwilligung der Langobarden die Avaren als willkommener Beute bemächtigten. Doch stellte Alboin diesen die Bedingung, daß sie, wenn die Langobarden einmal wiederzukehren genötigt würden, ihnen gutwillig ihr altes Besitztum einräumen sollten.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie eine ungeheure Wetterwolke wälzte sich der lange Zug der Wanderer dem Lande ihrer Sehnsucht zu, die Alpen aufwärts. Als der König mit seinem Volke die höchsten Pässe überschritten und die Mark Italiens erreicht hatte, stieg er auf einen Berg, der sich hoch über die Gegend erhob, und schaute auf das gesegnete Land hinab, das in üppiger Frühlingspracht und unabsehbarer Ausdehnung vor ihm lag. Seit der Zeit wird dieser Berg nach ihm der Königsberg, italienisch Monte del Re (jetzt Monte Maggiore), geheißen. Die Wanderung durch das Gebirge hatte einen Monat gedauert. Im Mai durchzog Alboin Venetien, fast ohne Widerstand zu finden. Einen Teil dieser Landschaft, das heutige Friaul, suchte er sogleich gegen etwaige Angriffe der Avaren, Slaven und Oströmer als Schutzmark zu befestigen und vertraute dieses bedrohteste Eingangsthor Italiens seinem Neffen Gisulf, einem sehr tüchtigen Manne, an, der zugleich sein Stallmeister oder, auf langobardisch, sein Marpais war. Diesen setzte er zum Herzog über die Burg Forojuli und die ganze Gegend und ließ ihn sich selber einige der tüchtigsten Sippen oder Geschlechter zu seinem Beistand wählen. Nachdem sich Alboin hierauf auch der meisten festen Städte Venetiens bemächtigt hatte, rastete er mit seinem Volke den Winter über. Im folgenden Sommer machte er sich zum Herrn der ganzen Ebene des Po. Der oströmische Statthalter Longinus saß mittlerweile in Ravenna und that weiter nichts, als daß er neue Bollwerke anlegte.

Da der König überall eine kluge und edle Milde bewies, so leisteten nur wenige Städte hartnäckige Gegenwehr. Am längsten widerstand das starke Pavia in der Mitte Oberitaliens, das Alboin zum Sitze seiner Herrschaft zu machen wünschte und deshalb mit dem Hauptheere belagerte. Diese Belagerung zog sich begreiflicherweise sehr in die Länge. Unterdes vollendeten große Streifscharen, die der König aussandte, die Unterwerfung der westlichen Alpenländer und Mittelitaliens. Nur einige Küstenstriche unter dem Schutze Ravennas und Rom mit seinem Gebiete blieben unabhängig, da zu deren Eroberung eine Flotte gehörte, die die Langobarden nicht be-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

saßen. Im Sommer 572 fiel endlich Pavia. Drei Jahre und etliche Monate hatte die tapfere Bürgerschaft den stürmenden Feinden widerstanden. Da schwur Alboin in heftigem Zorn, das gesamte Volk in der Stadt, wenn sie in seine Hände fiele, mit dem Schwerte umbringen zu lassen. Zuletzt nun, da die Not hinter den Mauern aufs höchste gestiegen war, mußte sich Pavia auf Gnade und Ungnade ergeben. Als nun der König in strahlendem Waffenschmuck, hoch zu Roß, von Osten her durch das Sankt Johannisthor in die Stadt einritt, da strauchelte gerade unter der Pforte sein Pferd auf die Knie und konnte weder durch die Sporen des Reiters noch durch die Lanzen des Gefolges dazu vermocht werden, sich wieder zu erheben. Da trat ein Langobarde vor den König und sprach: „Gedenke, o mein Gebieter, des Schwures, den du wider diese Stadt gethan hast. Nimm dein grausames Gelübde zurück, schone die Bürger darum, weil sie Christen sind, und du wirst alsbald ungehindert deinen Einzug halten.“ Da that der Held nach dem frommen Rate, nahm seinen Schwur zurück und versprach den Bürgern Gnade. Und siehe, sogleich erhob sich sein Roß und trug ihn weiter. Und als er in die Stadt eingezogen war, hielt er treulich sein Versprechen und that niemand ein Leides. Da strömte bald alles Volk zu ihm in den Palast, den einst Theoderich der Große hatte erbauen lassen, und huldigte froh dem menschlichen Fürsten.

Viele Tausende hatte sein Königswort vor dem Tode bewahrt, er selbst aber stand an dem Ziele seiner Tage. Mitten aus der Siegeslaufbahn raffte ihn schändlicher Mord dahin. Einst begab es sich, daß im Königspalast zu Verona ein glänzendes Gastmahl gefeiert wurde und der Herrscher in fröhlichem Mute länger bei dem Gelage saß, als gut gewesen wäre. Als nun der Wein ihm die Sinne zu berauschen begann, faßte er jene silberverzierte Schale, die er sich aus dem Schädel des Gepidenkönigs Kunimund hatte machen lassen, ließ sie von neuem mit Wein füllen und reichte sie seiner Gemahlin, der Königin Rosamunde, hin, indem er lachend rief: „Da, trink einmal mit deinem Vater!“ Wie Rosa-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

munde solches hörte, da schwoll ihr das Herz vor tiefem Weh. Sie glühte von dem Verlangen, den Tod des Vaters zu rächen und so noch späte Blutrache zu üben. Alsbald verschwor sie sich mit Helmichis, des Königs Schildträger und Milchbruder. Ihm gelobte sie, nach Alboins Tode sein Weib zu werden. Helmichis aber fürchtete Alboins Heldenstärke und riet Rosamunde, den Peredeo, den Kämmerer des Königs, einen Mann von ungeheurer Größe und Körperkraft, zur Teilnahme an der That zu dingen. Dieser erschrak zwar anfangs vor dem Gedanken, seinen König ermorden zu sollen, aber er war von blödem Verstand, und so gelang es leicht, ihn durch lockende Versprechungen und schreckende Drohungen zu bewegen.

Es war um die Mittagszeit an einem Frühlingstage des Jahres 573. Tiefe Ruhe herrschte im Palaste; denn der König schlief. Da trug Rosamunde leise alle Waffenstücke ihres Gemahls aus dem Zimmer, bis auf sein Schwert. Dieses band sie mit vielfach verschlungenen Stricken zu Häupten des Ruhebettes fest. Dann ließ sie auf den Rat des Helmichis den Mörder Peredeo herein in voller Waffenrüstung. Von dem Geräusch erwachte der König. Er fuhr empor und erkannte sofort die Gefahr. Er wollte seine Waffen ergreifen, aber sie waren verschwunden. Doch da hing ja sein treues Schwert. Er griff danach und zerrte wütend daran. Umsonst, es war unbeweglich. Da riß er den Fußschemel empor und wehrte sich lange damit wie mit einer Streitaxt. Aber ach, der herrlichste Held, der streitbarste und kühnste Mann, erlag im ungleichen Kampfe. Peredeos Schwert traf ihn, daß er tot zu Boden stürzte. Er, der ruhmvolle Bezwinger zahlloser Feinde, fiel kläglich und ruhmlos durch eines Weibes Ränke. Er war hoch von Gestalt und sein ganzer Körper trefflich zum Kampfe gewesen. Unendlicher Jammer erhob sich unter den Langobarden, als sie erfuhren, ihr geliebter König sei von unbekannter Hand ermordet, und sie begruben den teuren Leichnam mit lautem Wehklagen und heißen Thränen unter den Stufen einer Treppe, die zum Palast hinaufführte.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Alboin war zur Erde bestattet, und noch kannte niemand den Mörder des großen Königs. Rosamunde hatte nur ganz wenige, und zwar Gepiden, in den Mordplan eingeweiht. Als sie aber schamlos genug war, sich mit Helmichis zu vermählen, und dieser ernstlich die Hand nach der Krone ausstreckte, da erhoben sich die Langobarden einmütig gegen ihn und drohten ihn umzubringen, wenn er sich nicht durch Eid und Eideshelfer vom Verdacht des Königsmordes reinigen könne. Da machte das böse Gewissen die Schuldigen feig. Von Pavia aus, wo sie sich des Königsschatzes bemächtigt hatte, sandte Rosamunde eilends Boten zum Statthalter Longinus und bat ihn, sofort ein Schiff zu schicken, auf dem sie der Rache des Volkes entfliehen könnte. Mit Freuden erfüllte der schlaue Oströmer die Bitte und sandte eiligst ein Schiff ab, auf dem dann Helmichis mit Rosamunde entfloh. Auch nahmen sie den Peredeo und den ganzen Königshort mit sich. Sie gelangten glücklich nach Ravenna. Doch Gottes Zorn schlief nicht. Longinus, ein gewissenloser Mann, drang in Rosamunde, sich des Helmichis zu entledigen und ihm selbst ihre Hand zu reichen. Und das tiefgesunkene Weib schenkte ihm Gehör, um Herrin von Ravenna zu werden. Als Helmichis einst ein Bad genommen hatte, reichte sie ihm mit lächelnder Miene einen Becher Weins. Kaum aber hatte er ihn angesetzt, als er das Gift in seinem Innern verspürte. Da zog er sein Schwert und zwang die Verbrecherin, den Rest des Trankes aus dem Todesbecher zu trinken. So kamen durch Gottes Gericht die Mörder in einer Stunde um. Und auch Peredeo entging der Strafe nicht. Longinus sandte ihn nach Konstantinopel zum Kaiser Justinus. Durch seine riesige Größe und Körperkraft erregte der Mann allgemeine Aufmerksamkeit. Er mußte im Zirkus als Tierkämpfer auftreten und tötete als solcher einen gewaltigen Löwen. Damit er aber nichts Schlimmes mit seiner Stärke anstelle, ließ ihm der Kaiser beide Augen ausstechen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

39. Aus der Langobarden-Geschichte und -Sage von Authari bis Grimwald.

Mit der Eroberung Italiens durch Alboin ist die Völkerwanderung eigentlich abgeschlossen. Wir reihen indes hier noch einiges besonders Anziehende aus der Geschichte und Sage des Langobardenvolkes an. Nach ihres großen Heldenkönigs Tode wählten die Langobarden einen tapferen Mann, Namens Kleffo, zum Könige, der die Eroberungen Alboins fortsetzte, aber schon nach anderthalbjähriger Regierung starb. Da er nur ein unmündiges Söhnlein hinterließ, blieb das Volk nach seinem Tode ein Jahrzehnt hindurch ganz ohne ein gemeinsames Oberhaupt und stand nur unter Herzögen; dann aber erkannten sie, daß sie eines Führers bedürften, und erhoben jenen Sohn Kleffos, Authari, zu ihrem Könige. Er war ein vortrefflicher Fürst, weise und stark, der den unordentlichen Zuständen, die in der königlosen Zeit eingerissen waren, rasch ein Ende machte. Durch seine Heirat mit der bayrischen Herzogstochter Theudelinde erwarb er den arianischen Langobarden die Bundesgenossenschaft des tapferen Stammes der katholischen Bayern, die die nördlichen Nachbarn seines Reiches waren. Von seiner Brautwerbung weiß die Sage gar anmutig zu berichten.

Der junge König Authari schickte seine Boten nach Bayern, daß sie um die Hand der Tochter Garibalds, Theudelinde, für ihn werben sollten. Der Herzog nahm die Gesandten freundlich auf und erklärte sich gern bereit, dem Langobardenkönig seine Tochter zum Weibe zu geben. Als sie mit dieser Antwort zu Authari zurückkehrten, erwachte in seinem Herzen der sehnliche Wunsch, seine Braut mit eigenen Augen zu sehen. Deshalb zog er mit wenigen rüstigen Begleitern verkleidet über die Alpen, im Gefolge eines seiner treusten und ältesten Mannen, der sich für den Gesandten des Langobardenkönigs ausgeben mußte. Und als sie an Garibalds Hof gelangten und vor des Herzogs Angesicht geführt wurden, sprach jener Vertraute des Königs, der für das Haupt der Gesandtschaft galt, nach den ersten Begrüßungen: „Mein Herr, der König

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Authari, hat mich hierher gesandt, damit ich das Antlitz seiner Braut, unsrer künftigen Herrin, schaue und ihm genau berichte über ihre Schönheit." Wie das der Herzog hörte, ließ er sein Kind in den Saal rufen. Und als nun Authari und die andern alle sie in tiefem Schweigen angeschaut hatten, gab Authari dem Vertrauten zu verstehen, daß sie ihm in allem wohlgefalle, und der Greis sprach zu dem Herzog: „Wahrlich, dein Kind ist holdselig zu schauen. Wir preisen den Tag, wo sie neben unserm Herrn die Krone tragen wird. Wenn es deiner Hoheit beliebt, so möchten wir wohl schon heute einen Becher Weines aus ihrer Hand empfangen, wie sie als hohe Wirtin ihn künftig uns reichen soll." Auch diese Bitte bewilligte der Herzog gern, und Theudelinde reichte den vollen Becher zuerst dem, der das Oberhaupt der Boten schien, und dann erst dem Authari, von dem sie nicht wußte, daß er ihr Bräutigam sei. Als dieser aber getrunken hatte und ihr den Becher zurückgab, berührte er, ohne daß es jemand bemerkte, ihre Hand mit der seinen und strich ihr mit der Rechten leise über Stirn und Wange. Bestürzt blickte das Fürstenkind auf den kecken Fremdling, der in voller Jugendschönheit, mit edler Gestalt, wallendem Goldhaar und herrlichem Antlitz vor ihr stand. Dann verließ sie eiligst und mit Schamröte übergossen den Saal, ging zu ihrer Amme und erzählte ihr alles. Da sprach die erfahrene Frau: „Sei getrost! Wenn dieser Mann nicht selbst dein König und dein Bräutigam wäre, so hätte er dich sicherlich nicht zu berühren gewagt. Und wahrlich, es ist ein Mann, der es verdient, König zu sein und dein Gatte zu werden. Du aber sei klug und schweig, damit dein Vater nichts merke." Bald nachher machten sich die Langobarden mit herzoglichem Geleite wieder auf den Heimweg. Als sie nun an die Grenzmark Italiens kamen und die Bayern Urlaub nehmen wollten, da erhob sich Authari hoch auf seinem Rosse, ergriff die blinkende Streitaxt und schleuderte sie so gewaltig in einen Baum, der in der Nähe stand, daß sie tief hineinfuhr und darin stecken blieb. Dann wandte er sich zu den Geleitsmannen und sprach: „Sehet, solche Hiebe führt Authari!" Da merkten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie, daß er der König selber war, und begrüßten ihn ehrfürchtig. Dann ritten sie heim und brachten ihrem Herzog die Märe.

Am 15. Mai des Jahres 589 ward bei Verona unter dem Jauchzen des Volkes die Hochzeit des edlen Paares gefeiert. An demselben Tage erhob sich, wie die Sage meldet, ein heftiges Gewitter. Herzog Agilulf von Turin, ein wackerer Fürst und seinem König treu ergeben, war unter andern langobardischen Großen bei dem Feste zugegen. Jetzt stand er im Hofe des Königshauses, um das von Wein und Freude erhitzte Haupt im Winde zu kühlen. Da fuhr urplötzlich ein Blitzstrahl krachend vor ihm nieder und zerschmetterte ein Stück Holz, das zu seinen Füßen lag, und einer seiner Sklaven, der der Weissagung kundig war, trat zu ihm und sprach: „Das schöne Weib da drinnen, das sich heute unserm König vermählt hat, wird binnen Jahresfrist deine Gemahlin werden.“ Agilulf drohte dem unzeitigen Propheten den Kopf von den Schultern zu schlagen. Doch jener versetzte: „Töten magst du mich; es wird dadurch doch nicht anders. Die schöne Frau ist in unser Land gekommen, um dein Weib zu werden.“

Nur kurze Frist war dem jungen Könige vergönnt, sich seines ehelichen Glückes zu freuen, und auch diese Spanne Zeit war angefüllt mit Arbeit und Sorge. Gegen Franken und Oströmer mußte er sein Reich schirmen. Die Sage berichtet, er habe ganz Italien siegreich durchzogen und sei bis zur äußersten Südspitze der Halbinsel gelangt. Dort stand unweit der Küste eine Säule in den brandenden Wogen. Der König ritt auf seinem Roß bis zu dieser Säule, berührte sie mit der Spitze seines Speeres und sprach dabei: „Hier soll der Langobarden Grenze sein!“ Die Säule soll noch jahrhundertelang dort gestanden haben und Autharis Säule genannt worden sein. Der junge Herrscher starb schon am 5. September 590. Nur sechs Jahre hatte er die Krone getragen. Theudelinde umhüllte ihr schönes Haupt mit dem Witwenschleier, und das Volk beweinte den trefflichen Fürsten.

Wer soll nun König sein? Diese ernste Frage trieb die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

langobardischen Edlen zu ernster Beratung. Ein Erbe der Krone war nicht vorhanden; den Würdigsten aus ihrer Mitte zu finden, getrauten sie sich nicht. Endlich faßten sie den einmütigen Beschluß, der königlichen Witwe Theudelinde die Herrschaft zu überlassen und sie zu bitten, sich einen Gemahl zu wählen, der wie Authari kraftvoll zu herrschen verstehe; wen sie dazu würdig finde, der solle König sein. Welches Vertrauen, welche Hochachtung mußte Theudelinde sich in so kurzer Zeit erworben haben, sie, die keine Langobardin, sondern eine Bayerin, keine Arianerin, sondern eine Katholikin war! Es mag für Autharis Witwe nichts Leichtes gewesen sein, die Thränen um ihren Jugendgemahl so rasch zu trocknen. Aber sie war eine Frau von männlichem Geiste. Darum dankte sie den Edlen für ihr Vertrauen und bewies sich seiner vollkommen würdig. Nach dem Rate weiser Männer wählte sie Agilulf, den Herzog von Turin, sich zum Gemahl und dem Volke zum König; denn er war mit Autharis Geschlecht verwandt und vor allem ein tüchtiger, streitbarer Mann, zur Führung der Herrschaft wohl geeignet. Ihn entbot die Königin zu sich; und als er kam und einige Worte der Begrüßung gewechselt worden waren, ließ sie einen Becher Weines bringen, trank zuerst und reichte das Übrige dem Agilulf hin. Dieser nahm die Schale und drückte, als er getrunken hatte, ehrfurchtsvoll einen Kuß auf die Hand der Fürstin. Sie aber errötete und sprach: „Wer mir den Mund küssen darf, soll seine Lippen nicht auf meine Hand drücken." Darauf hieß sie den Knienden sich erheben und sprach zu ihm von Hochzeit und Königswürde. Fünfundzwanzig Jahre hat Agilulf die Krone der Langobarden getragen und ist einer der besten und gewaltigsten Könige gewesen, so daß Theudelindens kluge Wahl keinen gereute.

Ein Zeitgenosse Agilulfs und ein Freund der weisen Königin Theudelinde war der treffliche Papst Gregor der Erste, ein geborener Römer. Er wollte sich als Jüngling dem klösterlichen Leben widmen, aber der Ruf seiner Klugheit und Rechtschaffenheit ward so groß, daß er zum Stadtpräfekten von Rom erhoben und durch den damaligen Papst

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pelagius zum Diakon ernannt wurde. Einst erblickte Gregor auf dem Markte zu Rom unter andern Sklaven einige Knaben aus dem Lande der Angelsachsen, mit zartweißer Hautfarbe, goldigen Locken und lieblichen Kindergesichtern. „Aus welchem Lande sind diese?“ fragte er. „Von der Insel Britannien“, lautete die Antwort, „dort sehen alle Menschen so aus.“ „Sind sie denn Christen?“ „Nein, dort sind alle noch Heiden.“ „Ach Gott, wie traurig, daß Menschen von so lichtem Antlitz dem Herrn der Finsternis gehören, daß unter so lieblichen Stirnen ein Geist wohnt, unteilhaft der Gnade! Wie heißt denn das Volk?“ „Sie heißen Angeln.“ „Wahrlich, so führen sie den Namen mit Recht; denn sie haben Angesichter wie Engel (angeli) und sollten Miterben der Engel im Himmel sein.“ Und er ging zum Papste Pelagius und bat ihn, er möge ihn mit andern Geistlichen als Glaubensboten zu den Angeln entsenden. Mancherlei Umstände vereitelten dies. Aber er ließ seinen Plan nicht fallen. Konnte er auch das Werk der Bekehrung nicht selbst ausführen, so sandte er doch, als er nach dem Tode des Pelagius selbst den Stuhl Petri bestiegen hatte, seine Missionare nach England, welche die Angelsachsen zum römischen Christentum bekehrten. Diesem Gregor gelang es auch, die meisten Langobarden zum Übertritt vom arianischen zum katholischen Glaubensbekenntnis zu bewegen, wobei ihm die hochgeehrte Königin Theudelinde die treuste Helferin war. Dennoch blieb die alte Feindschaft zwischen den Päpsten zu Rom und den Langobardenkönigen auch in der Zukunft bestehen; denn jene strebten nach weltlicher Macht und Herrlichkeit und wollten sich nicht unter die Oberhoheit der germanischen Eindringlinge beugen. Theudelinde hat unter andern schönen Gebäuden auch die Kirche des Täufers Johannes in Monza erbauen lassen, wo die berühmte *eiserne Krone* der Langobarden noch heute aufbewahrt wird. Diese hat ihren Namen von einem Eisenreifen, der die aus Gold bestehende, reich mit Edelsteinen geschmückte Krone innen zusammenhält und aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet sein soll. Theudelinde hat ihren zweiten Gemahl noch länger als ein Jahrzehnt überlebt. Als sie endlich im

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jahre 628 starb, beweinten sie die Langobarden aufrichtig. Sie hatte fast vierzig Jahre über dem Reiche gewaltet und vieles gethan, um die Wildheit ihres Volkes zu sänftigen und es an mildere Sitten und geistige Bildung zu gewöhnen.

Vier Jahre vor König Agilulfs Tode brachen die rohen, räuberischen Avaren, die gefährlichen Nachbarn im Nordosten des Reiches, in die Landschaft Friaul ein. Hier waltete noch immer der greise Herzog Gisulf, den einst Alboin zum Hüter des Landes gesetzt hatte. Als der König der Avaren, den sie in ihrer Sprache Chakan nannten, im Jahre 611 mit zahllosen Scharen in Friaul einfiel, zog der alte Held ihm sogleich entgegen, obwohl er in der Eile nur ein kleines Häuflein Streiter an sich ziehen konnte. Aber er wurde von der ungeheuren Übermacht der Feinde umringt und mit seiner ganzen Mannschaft niedergehauen. Wie ein wilder Bergstrom überschwemmten nun die Avarenhorden das unglückliche Land und verheerten alles mit Feuer und Schwert. Nur die befestigten Plätze, in die man sich geflüchtet hatte, vermochten sie nicht zu nehmen. Auch die Burg Forojuli, jetzt Cividale genannt, umlagerten sie. Hinter ihren starken Mauern hatte sich Gisulfs Gemahlin Romhilde mit wenigen Mannen und den Weibern und Kindern der Gefallenen geborgen. Bei ihr waren ihre vier Töchter und ebensoviel Söhne. Die beiden ältesten von diesen, Taso und Kako, leiteten die Verteidigung der Burg; der dritte, Radwald, war eben erst den Knabenjahren entwachsen; Grimwald, der jüngste, war noch ein Kind.

Eines Tages ritt der Chakan mit großem Gefolge um die Mauern herum, um eine Stelle zu erspähen, wo die Burg am leichtesten erstürmt werden könnte. Ihn erblickte von einer Zinne herab Romhilde, und als sie sah, daß er ein stattlicher Mann war, sandte das ehrvergessene Weib einen geheimen Boten hinaus und ließ ihm sagen, sie wolle ihm die Feste überliefern, wenn er sich mit ihr vermählen wolle. Der Chakan versprach mit arglistigen Worten, ihr Anerbieten anzunehmen. Da öffnete sie unverweilt die Thore, zum Verderben aller Einwohner. Denn als die Heiden in die Burg einbrachen, plünderten sie alles, übergaben die Stadt den

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Flammen und schleppten alle Bewohner als Gefangene hinweg, indem sie ihnen vorspiegelten, sie wollten sie, gemäß dem alten Vertrag der Avaren mit Alboin, in ihrer alten Heimat ansiedeln. Auf dem Heimwege aber beschlossen die Räuber, alle volljährigen Langobarden auf einem Felde niederzuhauen; die Weiber und Kinder verlosten sie unter sich als Sklaven. Nur ganz wenige entrannen dem Verderben, unter ihnen die Söhne des Herzogs Gisulf. Sobald nämlich Taso, Kako und Radwald den bösen Anschlag der Avaren merkten, sprangen sie auf ihre Rosse und ergriffen die Flucht. Der kleine Grimwald aber wollte auch mitgenommen sein. Zwei der Brüder ritten davon, ohne sich um sein Schreien zu kümmern. Der dritte aber glaubte, der Knabe sei noch zu jung, um sich auf einem dahinsausenden Rosse halten zu können. Doch unerträglich war ihm der Gedanke, daß das Brüderchen in die Knechtschaft eines rohen Heiden fallen und als Sklave sein Leben beschließen solle. Lieber tot, als ein Knecht! Und er hob den Speer, um dem Kleinen die Brust zu durchstoßen. Aber das Kind rief weinend: „Bruder, durchbohre mich nicht! Ich kann mich ja schon auf einem Rosse halten." Da ließ jener den Speer sinken, ergriff den Knaben und hob ihn auf ein leeres Pferd. Auf den glatten Rücken des ungesattelten Tieres setzte er ihn, hieß ihn den Zügel ergreifen und rief: „Halte dich an, so fest du kannst!" Dann schwang er sich selbst auf sein Roß, und sie jagten den Brüdern nach.

Bald verbreitete sich die Kunde, daß des Herzogs Söhne entkommen seien. Etliche Avaren sprangen sogleich auf ihre Pferde und jagten den Flüchtlingen nach. Jene aber entrannen glücklich ihren Verfolgern, bis auf Grimwald, der bald hinter den Brüdern zurückblieb. So ward er von dem vordersten der Avaren eingeholt. Schon sah er den Tod vor Augen. Aber Gott, der ihn zu großen Dingen ausersehen hatte, breitete seine Vaterhand über ihn aus. Dem Barbaren fuhr es plötzlich durch den Kopf: „Warum sollst du das Kind töten? Bewahre es dir lieber zum Dienst auf." Und er faßte Grimwalds Roß am Zügel und führte es samt dem Knaben nach dem Lager zurück, erfreut über die köstliche Beute; denn der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kleine war von schönem Wuchs und Antlitz, groß und glänzend waren seine Augen, und das lichtblonde Haar hing ihm in langen Locken um die Schultern. Grimwald wußte, welchem traurigen Los er entgegengeführt wurde, und tiefer Schmerz ergriff ihn. Aber in seiner kleinen Brust regten sich große Gedanken. Er war ja nicht waffenlos. An seiner Seite hing ein kleines Schwert, das ihm der Vater geschenkt hatte. Es war scharf und von gutem Stahl. Unbemerkt zog er es aus der Scheide, und schnell wie der Blitz hieb er mit aller Macht nach des Barbaren Schädel und traf so gut, daß der Feind alsbald tot vom Pferde fiel. Nun wandte klein Grimwald sein Roß um und floh fröhlich von dannen, bis er seine Brüder wieder eingeholt hatte. Und als er ihnen von seiner Not und Befreiung erzählte, freuten sie sich herzlich über den kleinen Helden.

Die Avaren aber brachten wirklich alle gefangenen Männer um und schleppten Weiber und Kinder in die Gefangenschaft. Romhilde, die alles Unheil verschuldet hatte, entging dem rächenden Schicksal nicht. Zuerst zwar behandelte der Chakan sie, um seinem Schwur zu genügen, wie sein eheliches Weib. Aber am zweiten Tage änderte er sein Benehmen, that ihr allen Schimpf an und ließ sie zuletzt mit einem Pfahl durchstoßen, indem er höhnend rief: „Das ist der Mann, den du verdienst.“ Ihre vier Töchter aber gingen nicht den Sündenweg der Mutter. Um die schamlosen Feinde abzuschrecken, legten sie sich verwestes Fleisch zwischen Gewand und Brust, das einen gräßlichen Geruch verbreitete. Als nun die frechen Barbaren auf sie einstürmten, wichen sie plötzlich voll Abscheu zurück. Die wackeren Mädchen achteten nicht auf die gemeinen Hohnreden und Flüche der rohen Gesellen. So retteten sie durch kluge Notwehr ihre Ehre. Bald wurden sie von den Avaren nach andern Ländern verkauft und sind später alle auf eine ihrer Tugend und hohen Abkunft würdige Weise vermählt worden.

Der vortreffliche Geschichtschreiber der Langobarden, der uns alle diese Erzählungen mitgeteilt hat, der wackere Paulus, Warnefrieds Sohn, schaltet in sein Werk an dieser Stelle einen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kurzen Abschnitt aus der Geschichte seiner Ahnen ein, den wir mit seinen eignen Worten mitteilen wollen. „Es verlangt mich", so schreibt der bescheidene Mann, „hier die allgemeine Geschichte zu unterbrechen und ein Weniges über mein eignes Geschlecht einzuflechten. Zu der Zeit, da das Volk der Langobarden aus Pannonien nach Italien kam, war auch mein Urgroßvater Leupichis, der ein Langobarde von Geburt war, mitgezogen. Nachdem er einige Jahre in Friaul gelebt hatte, starb er und hinterließ fünf unmündige Söhne, die nun zu der Zeit, von der ich eben erzählte, alle in Gefangenschaft gerieten und aus der Burg Forojuli in die Fremde, nach dem Avarenlande geschleppt wurden. Nachdem sie dort viele Jahre lang das harte Los der Knechtschaft erduldet und das Mannesalter erreicht hatten, blieben vier von ihnen in der traurigen Fremde zurück. Der fünfte aber, der wie sein Vater Leupichis hieß und später mein Urgroßvater wurde, faßte den Entschluß, das Joch der Gefangenschaft abzuschütteln, nach Italien zurückzufliehen und so seine Freiheit wiederzugewinnen. Und so entwich er eines Tages und nahm nichts als einen Bogen nebst Köcher und Pfeilen und etwas Wegzehrung mit, wußte auch gar nicht, nach welcher Richtung er sich wenden sollte, um sein Ziel, die Heimat zu erreichen. Siehe, da kam ein Wolf und ward ihm Führer und Begleiter auf der Reise. Denn wie das Tier vor ihm herging, sich häufig nach ihm umsah, still stand, wenn er halt machte, und wieder vorausging, wenn er aufbrach, da merkte er, daß es ihm von Gott zugesandt sei, damit es ihm den Weg weise, den er nicht kannte. Als sie nun auf diese Weise mehrere Tage durch das einsame Gebirge gezogen waren, da ging der geringe Vorrat an Brot, den Leupichis bei sich hatte, völlig zu Ende. Hungernd zog er seines Weges weiter und wurde immer schwächer und matter. Endlich, als er ganz erschöpft war, spannte er seinen Bogen und wollte den Wolf durch einen Pfeilschuß erlegen, um sein Fleisch zu verzehren. Aber der Wolf wich dem Schusse aus und verschwand alsbald aus des Wanderers Augen. Nun wußte Leupichis gar nicht, wohin er gehen sollte, weil der Wolf ihn verlassen hatte, und da auch der Hunger

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihm alle Kraft raubte, so warf er sich, schon am Leben verzweifelnd, zu Boden und schlief sogleich ein. Da erblickte er im Traum einen Mann, der also zu ihm sprach: „Erhebe dich! Was ruhest du? Dorthin nimm deinen Weg, wohin deine Füße gerichtet sind; denn dort liegt das Land deiner Sehnsucht.“ Alsbald erhob er sich und wanderte nach jener Richtung, die ihm das Traumbild angegeben hatte. Und bald gelangte er zu Menschenwohnungen; denn es siedelten in jener Gegend Slaven. Eine alte Frau erblickte ihn und erkannte, daß er ein Flüchtling sei und Hunger leide. Darob ward sie von Mitleid ergriffen, verbarg ihn in ihrer Hütte und reichte ihm ganz allmählich Nahrung, damit er nicht, wenn sie ihm auf einmal Speise zur Sättigung gäbe, das Leben verlöre. So gab sie ihm in angemessener Weise zu essen, bis er wieder völlig zu Kräften gekommen war. Und als er ihr kräftig genug schien, seine Reise fortzusetzen, gab sie ihm noch Speise auf den Weg mit und belehrte ihn, welche Richtung er einschlagen müsse. Und nach einigen Tagen erreichte er wirklich Italien und kam zu der Stätte, wo er geboren war. Ach, das Haus, wo er zuerst das Licht der Welt erblickt hatte, war verödet, das Dach verschwunden, so daß der blaue Himmel oben hereinschien; nur die nackten Mauern standen noch; Dornen und Buschwerk wucherten darüber hin. Zwischen dem Gemäuer war aus dem Schutt ein schöner, stattlicher Eschenbaum gewachsen. An den hängte er Bogen und Köcher. Dann begann er das Gestrüpp niederzuhauen, das den halbzertrümmerten Bau überzog. Von seinen Gesippen und Freunden durch froh gewährte Gaben unterstützt, konnte der kräftige Mann sein väterliches Heimwesen wieder herstellen. Von dem Vermögen freilich, das einst sein Vater besessen hatte, war nichts mehr vorhanden. Doch dauerte es nicht lange, da führte er ein junges Weib ins Haus; und wie ich schon sagte, dieser Leupichis wurde mein Urgroßvater.“

Als die edle Königin Theudelinde gestorben war und ihr mißratener Sohn Adelwald den Thron verloren hatte, herrschte König Ariwald zehn Jahre lang in stillem Frieden über das Reich der Langobarden. Ihm folgte der kraftvolle Rothari

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in der Herrschaft, der die Gesetze seines Volkes aufschreiben ließ und strenge Ordnung im Reiche hielt. Der kluge Gesetzgeber und gewaltige Fürst, der in der Sage des Mittelalters als König Rother fortlebt, regierte 16 Jahre lang. Alle seine Unternehmungen glückten ihm. Sein Nachfolger und Sohn Rodwald war schon nach einem halben Jahre durch einen jähen Tod dahingerafft. Darnach bestieg den Thron Aripert, der nach achtjähriger friedlicher Regierung das Reich seinen Söhnen Perthari und Godepert hinterließ. Anfangs herrschten sie einträchtig; aber bald säeten schlechte Menschen Haß zwischen sie, und es entbrannte unter ihnen grimmige Fehde. Das blühende Reich drohte durch den Zwist der Brüder zu zerfallen. Die bittersten Feinde der Langobarden, der Papst zu Rom und der Kaiser zu Konstantinopel, frohlockten bereits. Da rettete Grimwald, der kriegerische Herzog von Benevent, das Vaterland, indem er die Zügel der Herrschaft an sich riß. Das kam aber so.

Nach jenem Raubzug der Avaren walteten zwei Söhne Gisulfs, Taso und Kako, des Herzogtums Friaul, bis sie durch die verruchte List eines Statthalters von Ravenna ums Leben kamen. Darauf erhob der König einen Bruder Gisulfs zum Herzog. Die beiden jungen Söhne Gisulfs aber, Radwald und Grimwald, waren zu stolz, sich der Gewalt des Oheims zu beugen. Darum begaben sie sich nach der Stadt Benevent, die damals der Sitz eines langobardischen Herzogs Namens Arichis war. Dieser hatte einst die Söhne Gisulfs erzogen und nahm die beiden Flüchtlinge auf das Liebreichste auf. Als er zum Sterben kam, empfahl er ihrem Schutz seinen Sohn Agio, der schwachsinnig war, und obwohl das Volk lieber Radwald und Grimwald zu ihren Herren erheben wollte, weigerten sich die beiden doch dieses Ansinnens und gehorchten dem armen Agio aus freien Stücken. Agio wurde einst von Seeräubern schändlich ums Leben gebracht. Die Brüder rächten seinen Tod und herrschten dann gemeinsam, und als Radwald starb, wurde Grimwald alleiniger Herzog von Benevent. Er, der schon als Kind einen so wunderbaren Heldenmut an den Tag gelegt hatte, war ein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewaltiger Kriegsmann und ausgezeichneter Fürst. Als nun der Zwist der Königsbrüder Godepert und Perthari das Langobardenreich zu zerrütten drohte, ermahnte Herzog Garibald von Turin den tapfern Grimwald, die Königsherrschaft selbst zu Handen zu nehmen und die beiden thörichten Brüder zum Heile des Volkes vom Throne zu stoßen. Grimwald zögerte nicht, so zu handeln. Mit einer erlesenen Schar rückte er nach Norden. Wohin er kam, fielen ihm die Langobarden zu und drängten sich zu seinem Gefolge, so daß er zuletzt über ein gewaltiges Heer gebot. Godepert verlor Herrschaft und Leben zugleich. Seine Anhänger brachten seinen kleinen Sohn Raginpert in Sicherheit und ließen ihn heimlich auferziehen. Grimwald selbst befahl, das unschuldige Kind nicht zu verfolgen.

Kaum erfuhr der unkriegerische Perthari seines Bruders Tod, so floh er eiligst zum Chakan der Avaren, der ihn gastlich aufnahm. Seine Gemahlin und sein kleiner Sohn Kuninkpert fielen in Grimwalds Hände, der sie schonend behandelte und nach Benevent schickte. An den Chakan sandte er Boten, welche die Auslieferung Pertharis verlangten. Der Chakan hieß darauf den Gastfreund gehen, wohin er wollte, und Perthari kehrte geradeswegs nach Italien zurück, weil er erfahren hatte, wie milde Grimwald sein Weib und seinen Sohn behandelte. Als er nun in die Stadt Lodi gelangte, sandte er seinen vertrauten Freund Hunulf, einen vielgetreuen Mann, zum Könige voraus, um diesem sein Kommen zu melden. Kaum vernahm Grimwald die Botschaft, so gelobte er, dem Perthari kein Leid zuzufügen, wenn er im Vertrauen auf seinen Schutz komme. Mit dieser Antwort ritt Hunulf zu seinem Herrn zurück. Alsbald machte sich Perthari auf den Weg nach Pavia, wo der König weilte, und begab sich ohne Zögern in den Palast. Und als er vor Grimwald trat und ihm zu Füßen sinken wollte, lief ihm dieser entgegen, hielt ihn gütig zurück und küßte ihn. Da sprach Perthari: „Herr, man sagte mir, daß du frommen Sinnes seiest, und darum bin ich, auf deine Milde vertrauend, zurückgekommen.“ Mit seinem gewöhnlichen Schwur

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

versetzte der König: „Bei dem, der mich geboren werden ließ! Ich will dein Vertrauen nicht täuschen. Es soll dir kein Leid widerfahren, und du sollst in meiner Nähe wohnen mit allen gebührenden Ehren.“ Darauf gab er ihm einen schönen Palast zur Wohnung, bat ihn der Ruhe zu pflegen und ließ ihn mit allem Nötigen reichlich versorgen.

Da es nun ruchbar ward, daß Perthari zurückgekehrt sei, kamen bald die Bürger scharenweise in sein Haus geströmt, um ihn zu sehen und freudig zu begrüßen. Was kann eine böse Zunge nicht für Schaden anrichten! Es fanden sich leider allzubald einige Schmeichler, die dem Könige vorstellten, wie gefährlich es sei, wenn Perthari einen so großen Anhang gewinne, und noch dazu in derselben Stadt. Ja sie wußten den Leichtgläubigen zu überzeugen, daß Perthari ihm nach Leben und Thron trachte und daß er, der König, unfehlbar verloren sei, wenn er jenen nicht schnell aus dem Wege räume. Da vergaß Grimwald seines Eides. An demselben Abend sandte er ihm außer mancherlei Speisen auch köstliche Weine, indem er hoffte, Perthari werde über dem Trinken nicht an seine Rettung denken. Es war aber unter den königlichen Leuten ein Mann, der einst dem Vater Pertharis gedient hatte. Als dieser dem Perthari den Fußschemel hinsetzte, flüsterte er ihm heimlich zu: „Hüte dich! Der König stellt dir nach dem Leben.“ Perthari erschrak, aber schnell gefaßt befahl er seinem Mundschenken leise, ihm nichts als etwas Wasser in einer silbernen Schale zu reichen. Als nun die Männer Grimwalds ihn aufforderten zu trinken, ergriff er seinen Becher, sprach, er wolle ihn zu Ehren des Königs leeren, schlürfte aber nur Wasser. Da kehrten jene zum Könige zurück und meldeten ihm, Perthari trinke mit Begierde. Und Grimwald sprach: „Er trinke nur, der Trunkenbold! Morgen wird er sein Blut mit dem Weine mischen.“ Kaum aber sah sich Perthari unbeobachtet, so ließ er sogleich seinen getreuen Hunulf kommen und entdeckte ihm Grimwalds Vorhaben. Alsbald sandte Hunulf einen Knaben nach seinem Hause, der ihm Polster herbeibringen und ein Lager neben Pertharis Bette bereiten mußte. Unterdes gebot der König

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

etlichen seiner Leute, Pertharis Wohnhaus zu umstellen und wohl acht zu geben, daß er nicht entrinne. Das Mahl war zu Ende, und alle hatten sich entfernt außer Perthari, Hunulf und einem Kämmerer, der seinem Herrn mit inniger Liebe anhing. Nun eröffnete Hunulf dem Kämmerer seinen Plan und beschwor ihn, daß er, während Perthari fliehe, die Rolle desselben übernehme und so lange als möglich den Schein zu wahren suche, als ob er in seinem Schlafgemach ruhe. Der treue Mann versprach sogleich also zu thun. Da packte Hunulf seinem Herrn alle Bettdecken und Polster samt einem Bärenfell auf Rücken und Nacken, trieb ihn unter vielen Scheltworten wie einen gemeinen Sklaven zur Thür hinaus, schlug ihn dazu mit einem Stock und ließ nicht ab mit Stoßen und Schlagen, so daß Perthari mehrmals zu Boden stürzte. Als nun des Königs Wächter auf den Lärm herzukamen und fragten, was da los sei, sprach Hunulf: „Ei, dieser nichtsnutzige Sklav hat mir mein Bett in das Gemach Pertharis, des unsinnigen Trunkenbolds, gestellt, der sich mit Wein angefüllt hat, daß er wie tot daliegt. Ich habe ihm immer treu gedient, aber nun ist's genug. Ich bin es müde diesem Thoren zu folgen. Will künftig fein ruhig zu Hause bleiben. Es lebe der König!" Die Wächter lachten und freuten sich, daß Perthari wirklich in die Falle gegangen sei. Die beiden ließen sie unbehelligt fürder ziehen. Inzwischen verriegelte der treue Kämmerer sorgfältig die Thür des Hauses und blieb ganz allein darin zurück. Hunulf aber brachte seinen Herrn glücklich in einen entlegenen Teil der Stadt, führte ihm etliche Getreue zu und ließ ihn an einem Seil von der Stadtmauer herab, wo unten der Fluß Ticino vorbeifließt. Es gelang den Flüchtlingen, einige Pferde von der Weide einzufangen und auf ihnen zu entweichen. Sie erreichten noch in der nämlichen Nacht die Stadt Asti, wo sich viele Anhänger Pertharis aufhielten. Von hier aus gelangte Perthari über die Grenze in das Reich der Franken. So rettete Gott den Unschuldigen vom Tode und bewahrte zugleich den irregeleiteten König vor schwerer Sünde.

Längst war der Morgen angebrochen, und noch war alles

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

still in Pertharis Hause zu Pavia. Endlich dauerte es den Wächtern draußen zu lange, und da Leute vom König kamen, um Perthari nach dem Palaste zu rufen, begannen sie ungeduldig an die Pforte zu klopfen. Der Kämmerer aber rief von innen mit gedämpfter Stimme: „Geduldet euch ein Weilchen! Mein Herr liegt noch in tiefem Schlafe.“ Die Leute meldeten es dem König. Dieser aber befahl, ihn unverweilt zu wecken und zu ihm zu bringen. Daher gingen sie nochmals hin und forderten mit lauten Schlägen Einlaß. Der Kämmerer öffnete zögernd die Hauspforte. Als sie aber an Pertharis Schlafgemach kamen, fanden sie auch dieses verschlossen. Wieder hub der Kämmerer an zu flehen, sie sollten doch seinen Herrn noch eine kleine Weile schlafen lassen. Sie aber gerieten in Zorn, schrien: „Der Trunkenbold hat lange genug geruht!“ stießen die Thür des Gemachs mit den Füßen ein und liefen auf Pertharis Bett zu, um ihn sogleich festzunehmen. Doch siehe, es war leer. Nun suchten sie in allen Winkeln, vom Giebel bis zum Keller hinab, und fanden niemand. „Was ist aus Perthari geworden?“ schrien sie den Kämmerer an. Der antwortete: „Er ist entflohen.“ Da packten sie ihn bei den Haaren und schleppten ihn vor den König. „Der Kerl hat deinem Feinde zur Flucht verholfen“ riefen sie, „er ist des Todes schuldig.“ Doch der König befahl ihnen, den Mann loszulassen, und fragte ihn ruhig, wie das gekommen sei. Jener gestand die volle Wahrheit. Darauf fragte Grimwald die Umstehenden: „Was meint ihr, daß diesem Menschen gebühre, der solches gethan hat?“ Sie riefen alle wie aus einem Munde: „Er ist des martervollsten Todes schuldig.“ Aber der König sprach feierlich: „Bei dem, der mich geboren werden ließ, nein! Dieser Mann hat große Treue geübt an seinem Herrn; denn er scheute sich nicht, für ihn in den sichern Tod zu gehen. Ein solcher Mann verdient wahrlich gut behandelt zu werden.“ Und er wandte sich zu dem Überraschten und sprach: „Von heut an bist du mein Kämmerer. Bewähre mir nun dieselbe Treue, die du deinem vorigen Herrn erwiesen hast!“ Mit diesen Worten nahm er ihn in seinen Dienst auf und versprach ihm reichen Lohn.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sodann fragte er, was aus Hunulf geworden sei, und als er erfuhr, dieser sei in eine Kirche geflohen, schickte er sogleich Boten zu ihm und gelobte ihm, es solle ihm nicht das geringste Leid widerfahren. Da ging Hunulf in den Palast und kniete vor dem Könige nieder. Der aber bat ihn aufzustehen und zu erzählen, wie Perthari entronnen sei. Und Hunulf berichtete alles. Als er geendet hatte, lobte der König seine Klugheit und Treue höchlichst, ließ ihn im Besitz aller seiner Habe und bat ihn, an seinem Hofe zu leben. Solche Milde rührte den Mann, und obwohl er seinen alten Herrn nicht vergaß, ging er doch oft in Grimwalds Palast, um seine Treue zu beweisen. Aber eines Tages fragte ihn der König, ob er wohl seine Tage bei Perthari verleben wolle, und jener erwiderte: „Ja, bei dem allmächtigen Gott! Lieber möcht' ich mit Perthari sterben als irgendwo anders in höchster Wonne leben." Da entbot Grimwald auch den Kämmerer vor sich und richtete dieselbe Frage an ihn, und der Kämmerer antwortete dasselbe, was Hunulf geantwortet hatte. Der König aber nahm solche Worte gütig auf, pries laut ihre Treue und hieß den Hunulf alles, was er wünsche, aus seinem Hause mitnehmen und damit ungehindert zu Perthari ziehen. In gleicher Weise gab er auch den Kämmerer frei. Nach des Königs huldreichem Willen machten die beiden Getreuen sich auf und zogen mit aller ihrer Habe unter sicherm Geleit nach dem Reich der Franken, wo sie ihren geliebten Herrn wiederfanden.

Von Grimwalds Kriegsthaten wäre mancherlei zu melden. Er überwand alle seine Feinde, die Franken sowohl wie den oströmischen Kaiser, die Slaven nicht minder als die räuberischen Avaren. Das Herzogtum Friaul übergab er dem tapfern Wechthari. Als die Slaven wieder einmal einen Einfall wagten, zog Wechthari ihnen mit einem winzigen Häuflein Getreuer entgegen. Die Heiden lachten laut, wie sie die paar Feinde kommen sahen. Da aber nahm der Herzog seinen Helm vom Haupte und gab sich ihnen dadurch zu erkennen; denn er hatte einen Kahlkopf. Kaum erblickten ihn die Slaven, als sie Hals über Kopf davon jagten; so groß war ihre Furcht vor dem alten Helden. Hochbetagt starb der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mächtige Grimwald im Jahre 672. Nach seinem Tode gelang es Perthari sich wieder der Herrschaft zu bemächtigen, die er zuerst sieben Jahre allein, dann noch weitere zehn Jahre gemeinsam mit seinem Sohne Kuninkpert in fast ununterbrochenem Frieden behauptet hat. Als endlich Perthari das Zeitliche gesegnet hatte, herrschte Kuninkpert noch zwölf Jahre allein über die Langobarden. Er war ein schöner Mann, in dessen milden Zügen sich seine große Herzensgüte wiederspiegelte, und dabei ein mannhafter Held. Seine Unterthanen beweinten ihn als den Vater und Hirten seines Volkes.

40. Der Fall des Langobardenreiches und die Sage von Desiderius.

Die römischen Bischöfe rangen nach weltlicher Herrschaft. Da war ihnen das mächtige Reich der Langobarden im Wege. Mit Hülfe der oströmischen Kaiser und der fränkischen Könige und deren großen Beamten, der Hausmeier, erregten sie dem verhaßten Volke immer neue Kriege. Auch die langobardischen Herzöge, die gern selbst Könige sein wollten, ließen sich nicht selten zur Untreue gegen ihre Gebieter verlocken. So ging das blühende Reich allmählich zu Grunde. Die größte Ausdehnung und Macht erreichte es unter dem trefflichen König Liutprand; er hat zweiunddreißig Jahre ruhmvoll regiert, und doch war seine lange Regierung eine fast ununterbrochene Reihe von Kämpfen mit dem Papst, mit aufsässigen Großen und den Oströmern. Der Geschichtschreiber der Langobarden Paulus erteilt diesem großen Herrscher das schöne Lob: „Er war ein Mann von großer Weisheit, scharfsinnig von Rat, sehr fromm und friedliebend, doch dabei ein gewaltiger Kriegsheld, mild gegen Fehlende, keusch und sittenrein, wachsam im Gebet, ein freigebiger Almosenspender, der Wissenschaft zwar unkundig, aber dennoch ein Weltweiser, ein Vater des Volkes und Verbesserer der Gesetze.“ Ein schönes Bild seines ritterlichen, hochherzigen Wesens giebt folgender kleine Vorfall. Zwei seiner Waffenträger hatten sich dingen lassen, den König zu morden. Er aber erfuhr davon. Da

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ging er mit ihnen ganz allein in den dichtesten Wald. Hier zog er sein Schwert, hielt es ihnen entgegen, sagte ihnen, daß er von ihrem Vorhaben wisse, und forderte sie auf, es auszuführen. Da warfen sie sich ihm zu Füßen und bekannten reuig ihre Schuld, und er verzieh ihnen großmütig.

Liutprands Thronerbe wurde schon nach sieben Monaten der Krone beraubt; sein Nachfolger war ein guter, aber schwacher Mann, der sich durch seine Nachgiebigkeit gegen die Ansprüche des Papstes um die Volksgunst brachte und sich gezwungen sah in ein Kloster zu gehen. An seiner Statt erhoben die Langobarden den Aistulf auf den Thron. Dieser war ein thatkräftiger, hochbegabter Fürst, dessen Regierung glänzend begann. Er riß die letzten Besitzungen des oströmischen Kaisers in Italien an sich und war schon im Begriff sich Roms zu bemächtigen. Da warf sich der Papst dem mächtigen Frankenherrscher Pippin dem Kleinen in die Arme, der die fränkische Krone den untüchtigen Merowingern entrissen hatte. Dafür, daß der Papst ihn zum König salbte, half Pippin ihm gegen die Langobarden. Letztere wurden geschlagen und zum Frieden gezwungen. Pippin schenkte dem Papste das ehemals oströmische Gebiet in der Gegend von Ravenna und legte dadurch den Grund zum Kirchenstaate. Kaum hatte indes Pippin den Rücken gekehrt, da erklärte Aistulf alle Zugeständnisse für nichtig, rückte vor Rom und brachte den Papst in die höchste Bedrängnis. Auf die Kunde da von drang der Frankenkönig abermals in Italien ein. Aistulf mußte sich abermals zum Frieden bequemen. All sein jahrelanges Mühen war umsonst gewesen. Diese Kränkung fraß an des stolzen Mannes Herzen. Ein Sturz vom Pferde beschleunigte seinen Tod. Er starb gegen Ende des Jahres 756. So ließ der König, der unter günstigeren Verhältnissen Großes geleistet haben würde, sein Reich geschwächt zurück. Der langobardische Staat war nicht mehr die erste Macht im Lande Italien; Papst und Frankenkönig waren an seine Stelle getreten.

Durch den Einfluß des Papstes und der Franken gelangte der nächste König Desiderius auf den Thron, und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er mußte die Unterstützung der Erbfeinde seines Volkes durch eine Reihe von Abtretungen und Zugeständnissen erkaufen. Das war eine schwere Schuld, und er hat sie büßen müssen. Bald sah er sich in der übelsten Lage; denn kam er seinen Verpflichtungen gegen Papst und Frankenkönig nach, so verscherzte er den letzten Rest von Achtung des Volkes. So sah er sich, fast ohne zu wollen, genötigt, die schmählichen Bande selber abzustreifen, die er sich angelegt hatte. Dazu kam die rücksichtslose Art, mit der nach Pippins Tode der große Frankenkönig Karl ihm offen seine Nichtachtung bezeugte, und die ungeduldigen Mahnungen des Papstes. Kein Ausweg blieb, als sich durch mannhaftes Auftreten wenigstens die Achtung des Volkes zu erwerben. Er kündigte demnach dem Papst die Freundschaft auf und griff Rom selbst an. Aber das Schicksal gab ihm einen Gegner, dem zu unterliegen auch einem größern Mann keine Schande gewesen wäre. Karl der Große nämlich kam mit Heeresmacht nach Italien, schlug den König, nahm ihn gefangen, schickte ihn ins Kloster und erklärte sich 774 selbst für den Herrscher des Langobardenreiches, das er einige Jahre später ganz mit dem Frankenreiche vereinigte. Mit ungeahnter Schnelligkeit brach die Herrschaft, die Alboin vor zwei Jahrhunderten gegründet hatte, zusammen. Aber die Sage des gesunknen Volks war geschäftig bemüht, auch nach seinem Untergang mit ihrem verklärenden Lichte es zu umgeben. Wie um die ganze Geschichte des langobardischen Stammes hat sie auch um die letzten schweren Zeiten, besonders aber um die Gestalt des letzten Königs mitleidig ihre grünen Ranken geschlungen. Hören wir, was die Langobarden, dieser längst untergegangene, ritterliche deutsche Bruderstamm, noch nach Jahrhunderten von ihres Reiches Fall erzählten.

In der Stadt Brescia lebte ein gottesfürchtiger Mann aus edlem Geschlecht, mit Namen Desiderius. Als nach dem Tode Aistulfs die Großen der Langobarden zu Pavia einen neuen König wählen wollten, sagte Desiderius zu seinem Weibe Ansa: „Ich will gen Pavia reisen, wo die Edlen des Volkes tagen, um einen neuen König zu küren.“ Da lachte sein Weib und sprach: „Geh nur hin! Vielleicht wählen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie dich." Er aber zog mit einem einzigen Diener seines Wegs. Da ward er müde und legte sich unter einen Baum, um ein Weilchen zu ruhen. Kaum aber war er eingeschlummert, so schlüpfte eine Schlange aus dem Rasen, kroch herzu und wand sich um das Haupt des Schlafenden wie eine Krone. Der Diener, der dies mit ansah, scheute sich, seinen Herrn zu wecken, aus Furcht, die Schlange möchte diesen verletzen. Unterdes träumte Desiderius, ihm werde die eiserne Krone aufs Haupt gedrückt, und als die Schlange, ohne ihm ein Leides zu thun, entschlüpft war, erwachte er, und sprach zu seinem Begleiter: „Steh auf und laß uns weiter ziehen; denn mir hat ein Traum verkündet, ich solle König werden." Da erzählte ihm auch sein Diener das Begebnis mit der Schlange, und sie ritten in mancherlei Gedanken weiter.

Sie kamen nach Pavia und in den Hof des Königspalastes. Hier stand das Volk ungeduldig wartend, wen die Fürsten zum Könige wählen würden; denn es waren schon etliche Tage vergangen, ohne daß sie sich darüber einigen konnten. Da sprachen etliche zu Desiderius: „Geh hinein in den Palast und sage ihnen, wir seien es endlich müde, so lange auf ihren Beschluß zu warten." Und er that also. Als die Fürsten nun den Desiderius sahen, an den noch keiner gedacht hatte, rief einer mit lauter Stimme: „Seht, dieser hier ist ein adliger Mann und, obwohl nicht reich an Gütern, doch wacker im Kampfe. Ihn lasset uns zu unserm König wählen!" Da riefen alle einstimmig Beifall, führten den Desiderius in den Thronsaal und bekleideten ihn mit den Zeichen der königlichen Würde. Als dies das Volk vernahm, hub sich große Freude in der ganzen Stadt. Der neue König aber dankte Gott für seine Gnade und baute an jenem Ort, wo die Schlange sein Haupt umwunden hatte, ein großes, herrliches Kloster. Dasselbe that Ansa, sein Weib. König Desiderius war sanftmütig und gutherzig. Der Papst aber zürnte ihm und verleumdete ihn beim Frankenkönig Karl, so daß dieser seine Gemahlin Desiderata, des Desiderius Tochter, ohne allen Grund verstieß und seines Bruders Karlmann Witwe Gerberga, die auch mit Desiderius verwandt war, aus seinem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reich verbannte. Da zog Desiderius zuerst vor Rom, um den Papst zur Rechenschaft zu fordern. Doch dies ward dem Frankenherrscher hinterbracht, und alsbald bot er alle seine Völker auf und zog mit einem ungeheuren Heere gen Italien. Als er das Thal von Susa eingenommen hatte, rastete er in dem berühmten und reichen Kloster Novalese solange, bis alle Vorräte der Mönche aufgezehrt waren. Desiderius aber entbot die Großen seines Reiches zu sich und fragte sie, was nun zu thun sei. Sie antworteten: „Dein Heer ist viel zu klein, um den Scharen Karls im offnen Felde widerstehen zu können. Laß aber alle Thäler, die aus dem Frankenreich nach Italien herüberführen, durch eine Mauer von Berg zu Berg verschließen und ihm so den Weg versperren.“ Also geschah es, und noch heutigen Tags sind die Grundfesten des Bollwerks zu sehn. Nun rückten die Franken, die keinen Übergang finden konnten, Tag für Tag in Scharen gegen die Mauer an, konnten aber den Langobarden in ihren Verschanzungen nichts anhaben. Den größten Schaden that ihnen des Desiderius Sohn Adelgis, ein Jüngling von riesigem Wuchs und unglaublicher Körperkraft. Er zog nur mit einer Keule bewaffnet in den Kampf und erschlug damit die Feinde. Wenn er nun merkte, daß die Franken ruhig und ahnungslos vor der Mauer lagen, so machte er plötzlich einen Ausfall, stürzte über die Feinde her und hieb mit seinen Mannen auf sie ein, daß viele Hunderte ihr Leben ließen.

Da kam eines Tages ein langobardischer Spielmann in das fränkische Lager. Der sang ein Lied, in dem folgende Worte vorkamen:

„Wer nun den Weg dem König weist,
Wo ihm kein Schild versperrt die Bahn,
Kein Speer ihm einen Mann entreißt,
Was soll der wohl für Lohn empfahn?“

Als dies dem König Karl zu Ohren kam, ließ er den Sänger sogleich zu sich rufen und gelobte, ihm alles, was er verlangen würde, nach Erringung des Sieges zu gewähren. Den Seinigen aber befahl er, sich für den nächsten Tag zum

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufbruch bereit zu halten. Am andern Morgen, als das ganze Heer versammelt war, sagte Karl den Brüdern im Kloster Novalese Lebewohl und zog davon. Der Spielmann mußte vorausgehen. Dieser verließ alsbald die Heerstraße und alle bekannten Wege und führte den König über einen Gebirgspfad, der seitdem der Frankensteig genannt wird. Wie sie nun in die Ebene hinabgestiegen waren, sammelten sie sich rasch und stellten sich zur Schlacht auf. Die Langobarden aber, da sie sich überlistet sahen, flohen bestürzt aus ihren Befestigungen und zogen sich gen Pavia zurück. Wie alle Flüsse sich ins Meer ergießen, so ergossen sich nun die Völker Karls in das Land Italien. Dennoch stellte Desiderius noch einmal sein kleines Heer den Feinden auf offnem Feld entgegen, obwohl die Franken an Zahl dreißigfach überlegen waren. Drei Tage stritten die Langobarden heldenmütig. Zuletzt konnten sie nicht länger stand halten. Desiderius selber floh mit dem Rest seiner Getreuen bis zu der Gegend, die damals das schöne Wäldchen genannt ward, jetzt aber das Totenfeld heißt. Hier schlief er die Nacht hindurch mitten unter seinen Kriegern wie ein geringer Mann. Am andern Morgen zog Karl heran, es kam nochmals zur Schlacht, und viele sanken dahin. Endlich aber mußten die Langobarden weichen und flohen mit ihrem Könige gen Pavia.

Als sich nun die Franken über das Land verbreiteten, alle Burgen brachen und alle Dörfer in Brand steckten, da trat jener Spielmann vor Karl und mahnte ihn an sein Versprechen. „Fordre, was du willst!“ sagte der König. Darauf versetzte der Mann: „So will ich auf einen dieser Berge steigen und aus aller Kraft in mein Horn blasen, und soweit man den Schall ringsum hören wird, sollst du das Land mir zum Lohne geben, samt allen Männern und Weibern, die darin sind.“ Da sprach der König: „Es geschehe so!“ Der Spielmann dankte ihm und stieg auf einen Berg und blies. Darauf stieg er schnell wieder herab, ging durch Dörfer und Felder und fragte jeden, den er fand: „Hast du ein Horn blasen hören?“ Und wer dann antwortete: „Ja, ich hab's gehört,“ dem gab er einen Backenstreich und sprach:

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Du bist mein eigen.“ So erwarb er sich großes Gut an hörigen Leuten, vielen Dörfern und fruchtbaren Feldern. Und der König bestätigte dies alles ihm und seinen Nachkommen. Seitdem heißen die Bewohner jener Gegend in welscher Sprache Transcornati d. h. die Zusammengeblasenen.

Unterdes bereitete sich Desiderius zu Pavia auf eine Belagerung vor. An seinem Hofe lebte damals ein edler Franke Namens Otker, der vor Jahren vor Karls Zorn aus dem Frankenreich entflohen war. Als nun die Kunde erscholl, Karl nähere sich mit seiner ganzen Streitmacht der Stadt, stieg Desiderius mit Otker auf einen hohen Turm, von dessen Zinnen man weit über die Ebene schauen konnte. Der Gepäcktroß rückte zuerst heran. „Ist Karl unter diesem Heere?“ fragte der König. „Noch nicht,“ antwortete Otker. Nun kam das Heer der Völker, die sich Karl unterworfen hatte. „Hierunter befindet sich doch Karl gewiß?“ sprach Desiderius; aber der Franke versetzte: „Noch nicht!“ Da rief der König: „Was sollen wir thun, wenn noch mehrere mit ihm kommen?“ „Ich weiß es nicht,“ antwortete Otker finster. Indem zeigte sich eine neue Schar, das waren die Bischöfe, Äbte und Geistlichen mit ihren Knechten. „Darunter ist doch Karl?“ fragte Desiderius. Doch Otker schüttelte das Haupt. Hierauf tauchte eine andre Schar auf, das war des Frankenherrschers Hofgesinde. „Da ist Karl,“ rief Desiderius. Aber Otker sprach: „Noch nicht, noch immer nicht.“ Da rief der König außer sich: „O so laß uns niedersteigen und uns in der Erde Schoß verbergen vor dem Angesicht dieses schrecklichen Feindes!“ Aber Otker starrte wie sinnberaubt hinaus in die Ferne und sagte bebend: „Wenn es aufgeht wie eine eiserne Saat auf dem Gefilde, und wenn es dich dünken wird, als wälzten Po und Ticino dunkle, eisenschwarze Meereswogen gegen diese Mauern, dann wisse, daß Karl naht.“ Und siehe, da stieg es im Westen auf wie eine finstere Wetterwolke, und als sie näher kam, da sah man es von funkelnden Waffen blitzen; und nun ritt er daher, der eiserne Karl, bedeckt mit eisernem Helm und Schild, umkleidet mit eisernen Schienen und eisernem Panzer, in der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hand den hochragenden eisernen Speer. Auch das Roß, das er ritt, schien eisern an Mut und an Farbe. Und alle, die ihn umgaben, waren auf gleiche Weise ausgerüstet wie er. Eisen erfüllte die Felder und Straßen; die Sonnenstrahlen brachen sich in dem Glanze des Eisens. Das alles sah Otker mit einem einzigen Blick, wandte sich zu Desiderius und schrie: „Sieh da! dort hast du den Karl, nach dem du so viel gefragt hast!" Und mit diesen Worten stürzte er ohnmächtig zu Boden. Unten in der Stadt jammerte das Volk: „O, das Eisen! Wehe, das Eisen!" Der König aber stieg vom Turme herab und suchte Tröstung im Gebet.

In einer Nacht erstürmten die Franken die Stadt. Durch das Wiehern der Pferde und das Klirren der Waffen erwachten erst die Bewohner und liefen verwirrt aus ihren Häusern hinaus. Viele wurden im Dunkeln zertreten oder erschlagen. Als die Franken in den königlichen Palast drangen, warf sich Adelgis ihnen entgegen und erschlug viele. Aber sein Vater wehrte ihm und sprach: „Es ist Gottes Wille, daß der Langobarden Reich vergehe." Da entfloh Adelgis in der allgemeinen Verwirrung aus der Stadt, während Karl in die Königsburg einzog und den Desiderius gefangen nahm. Die ganze Bürgerschaft mußte herbeikommen und dem Sieger den Eid der Treue schwören. Der fromme König blieb auch im Unglück gottergebenen Sinnes und ertrug sein schweres Los mit Gelassenheit, bis Gott ihn durch einen sanften Tod aus diesem Jammerthale zu sich rief.

Sein Sohn Adelgis hatte diesen Dulderſinn nicht geerbt, sondern suchte auf alle Weise Karl zu schaden. Als dieser bereits in Frieden Italien beherrschte und einmal in der Stadt Pavia Hof hielt, beschloß der verwegene Jüngling selbst dahin zu gehen, um zu sehen, ob noch Hoffnung sei, daß er das Reich wiedergewinne. Auf einem Schifflein fuhr er den Fluß hinauf, wie ein Mann aus niederm Stande. So kam er in die Burg. Nur der Truchseß, ein alter treuer Diener seines Vaters, erkannte ihn wieder. Zu diesem sprach Adelgis: „Wenn heute König Karl zu Mittag speist, so weise mir einen Sitz am untersten Ende eines Tisches an und schaffe,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß alle Knochen, die man von der Tafel wegträgt, vor mich hingelegt werden." Als nun die Mahlzeit gehalten wurde, that der Alte so und legte die Knochen vor Adelgis hin. Dieser zerbrach sie alle und aß gleich einem hungrigen Löwen das Mark daraus. Die Splitter warf er unter den Tisch, bis sie einen ansehnlichen Haufen bildeten. Darauf erhob er sich eher als die andern und ging hinweg. Wie nun die Tafel aufgehoben war, erblickte Karl die Menge Knochensplitter unter dem Tisch und sprach: „Wer zerbrach, um des Himmels willen, so viele Knochen?" Da antworteten alle, sie wüßten es nicht. Einer aber sprach: „Es saß hier ein starker Jüngling, der zerknickte alle Hirsch-, Bären- und Ochsenknochen, als wären es Strohhalme." Augenblicklich ließ der König den Truchseß rufen und fragte ihn: „Wer war der Mann, der hier saß?" Jener erwiderte: „Herr, ich weiß es nicht." Da blickte ihn Karl mit funkelnden Augen an und rief: „Bei meines Hauptes Krone, du weißt es!" Der Truchseß schwieg. Da merkte der König, daß es niemand anders als Adelgis gewesen war. „Weiß niemand," fragte er, „wo hinaus er gegangen ist?" Da sprach einer: „Er kam zu Schiffe und wird vermutlich ebenso wieder weggehen." „Willst du," sprach ein andrer, „daß ich ihm nacheile und ihn töte?" „Auf welche Weise wolltest du das thun?" fragte Karl. „Gieb mir," antwortete jener, „deine goldenen Armringe, und ich will ihn damit berücken." Karl gab sie ihm, und der Mann eilte am Ufer des Flusses hinab, bis er das Schifflein schwimmen sah. Da rief er ihm von ferne zu: „Halt an, Adelgis! Was fährst du so eilig? Der König schickt dir seine goldenen Armringe zum Geschenk. Schäme dich, so heimlich davon zu schleichen wie ein Dieb. Nun komm mit deinem Schiff wenigstens her ans Ufer und nimm des Königs Gabe!" Da lenkte Adelgis dem Lande zu. Wie er aber näher kam und jener ihm das Geschenk auf der Spitze seines Speeres darreichte, ahnte er Verrat, warf den Panzer über, nahm seinen Speer zur Hand und rief: „Reichst du mir die Gabe mit dem Speer, so will ich sie auch mit dem Speer empfangen. Übrigens will ich deinem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herrn nicht nachstehen und ihm sein Geschenk erwidern. Er soll dafür meine Armringe erhalten." Damit reichte er sie jenem hinüber. Getäuscht kehrte der Mann heim und brachte dem Könige des Adelgis Armringe. Als aber Karl sie anlegen wollte, fielen sie ihm bis auf die Schultern. Da rief er verwundert aus: „Was für Arme muß dieser Adelgis haben, wenn er solche Spangen trägt! Wahrlich, es ist kein Wunder, daß er stark ist wie ein Riese." Seitdem ward Karl einer geheimen Furcht vor Adelgis nicht ledig. Diesem aber gelang es nicht, den väterlichen Thron wiederzugewinnen.

Die langobardische Geschichte ist zu Ende. Die Langobarden vergaßen allmählich ihre deutsche Sprache und nahmen die römische an, die sich zur italienischen umgestaltete. Nur im Norden Italiens erhielt sich das Deutsche in manchen Gegenden noch lange. Einige deutsche Gemeinden in den Thälern Südtirols behaupten noch heute mit Stolz, Nachkommen des alten Heldenvolks zu sein. Auch ging das deutsche Wesen in Oberitalien nicht ganz spurlos unter. Der hohe Wuchs, die blauen Augen, die weiße Hautfarbe, das blonde Haar, die dort vielfach zu finden sind, und der unbändige Freiheitstrotz der „Lombarden", wie diese Leute sich noch bis in die neue Zeit nannten, beweisen ihre deutsche Abkunft deutlich.

Gar mancherlei ist aus unsrer ältesten Geschichte, wie wir sie nun dem Leser wahrheitsgemäß berichtet haben, zu lernen. Welch herrliche Beispiele von Heldenmut und Biederkeit, von Tapferkeit und Güte geben uns die edlen Vorfahren! Aber eines mögen ihre großen Thaten und ihre schweren Leiden uns vor allem lehren: nie abzulassen vom Geist der Mäßigung und Einigkeit, der die wahre Vaterlandsliebe ist.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Gotthold Klee:

Bilder aus der älteren deutschen Geschichte.

1. Reihe: **Geschichtsbilder aus der deutschen Urzeit.** 2,25 M., geb. 3 M.
2. Reihe: **Geschichtsbilder aus der Völkerwanderung.** 3 M., geb. 4 M.
3. Reihe: **Geschichtsbilder aus den Reichen der Langobarden u. Merowingischen Franken.** 3 M., geb. 4 M.

Eine klare lebendige Darstellung, die von sachlichen Unrichtigkeiten sich freihält. Das Buch sollte nach Möglichkeit Schülern der mittleren und höheren Klassen in die Hände gegeben werden, für die es ganz vortrefflich geeignet ist. (Blätter f. litt. Unterh.)

Als Schülerlektüre hat das vortreffliche Werk einen hohen pädagogischen Wert. (Mittelschule in Wien.)

Sehr lebendig und anziehend geschrieben. (Post.)

Das Buch ist eine ehrliche und gründliche Arbeit, schöpft aus den Quellen selbst und ist dabei schlicht, lebendig und verständlich geschrieben. Es verdient deshalb namentlich auch der gereifteren Jugend empfohlen zu werden. (Westermanns Monatshefte.)

Mit gleicher Gewandtheit, wie früher die „Urzeit", hat Klee hier die hervorragenden Gestalten und Ereignisse der Völkerwanderung dargestellt. Überall ist der Verfasser auf eine lebensvolle Darstellung bedacht, sodaß die Gestalten zum Greifen deutlich vor unser geistiges Auge treten. Das ist der große Vorzug der vorliegenden Geschichtsbilder, und gerade um dieses Umstandes willen sind sie für die reifere Jugend aufs wärmste zu empfehlen; das abstrakte Wissen wird durch solche farbenreiche und lebendige Darstellung, durch die vor allem auch die Phantasie genährt und gefördert wird, aufs schönste ergänzt. Lob verdient auch, daß Klee sich nicht damit begnügt, unmittelbar auf die Quellen zurückzugehen und aus diesen zu schöpfen, daß er auch die Schriften hervorragender Geschichtsschreiber, wo sie Lebensvolles bieten, mit heranzieht.

(Zeitschrift für den deutschen Unterricht.)

Generated on 2019-10-21 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Gotthold Klee:

Die deutschen Heldensagen für jung und alt wiedererzählt. Mit 8 Bildern. 3. Aufl. 3,60 M., geb. 4,50 M.

Sieben Bücher deutscher Volkssagen. Eine Auswahl für jung und alt. 2 Bände mit 8 Holzschnitten. Kart. 7 M.

Zwanzig deutsche Volksbücher für jung und alt wiedererzählt. Neue Folge der G. Schwabschen „Volksbücher". Mit 6 Holzschnitten. 3 M., geb. 4 M.

Hausmärchen aus Altgriechenland. Deutschen Kindern wiedererzählt. Geb. 3,60 M.

Von **G. Klee** wurden neu durchgesehen die bekannten Jugendschriften von **Gustav Schwab**:

Die deutschen Volksbücher für jung und alt wiedererzählt. 13. Auflage, mit 180 Illustr. von Pletsch, Camphausen, Dietrich, Große, Manes, v. Oer und Sachse. 5 M., geb. in Leinwand 7 M. — Wohlfeile Ausgabe. 14. Auflage, mit 8 Holzschnitten. 2 M., geb. 3 M.

Die schönsten Sagen des klassischen Altertums, nach seinen Dichtern und Erzählern. 14. Auflage. 3 Bände mit 214 Abbildungen. 8 M., elegant geb. 12 M. — Mittlere Ausgabe in 1 Bande mit 22 Abbildungen. Eleg. geb. 8 M. — Wohlfeile Ausgabe mit 8 Abbildungen. 2,40 M., in Lwd. geb. 3,60 M.

Generated on 2019-10-21 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN

Generated on 2019-10-21 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

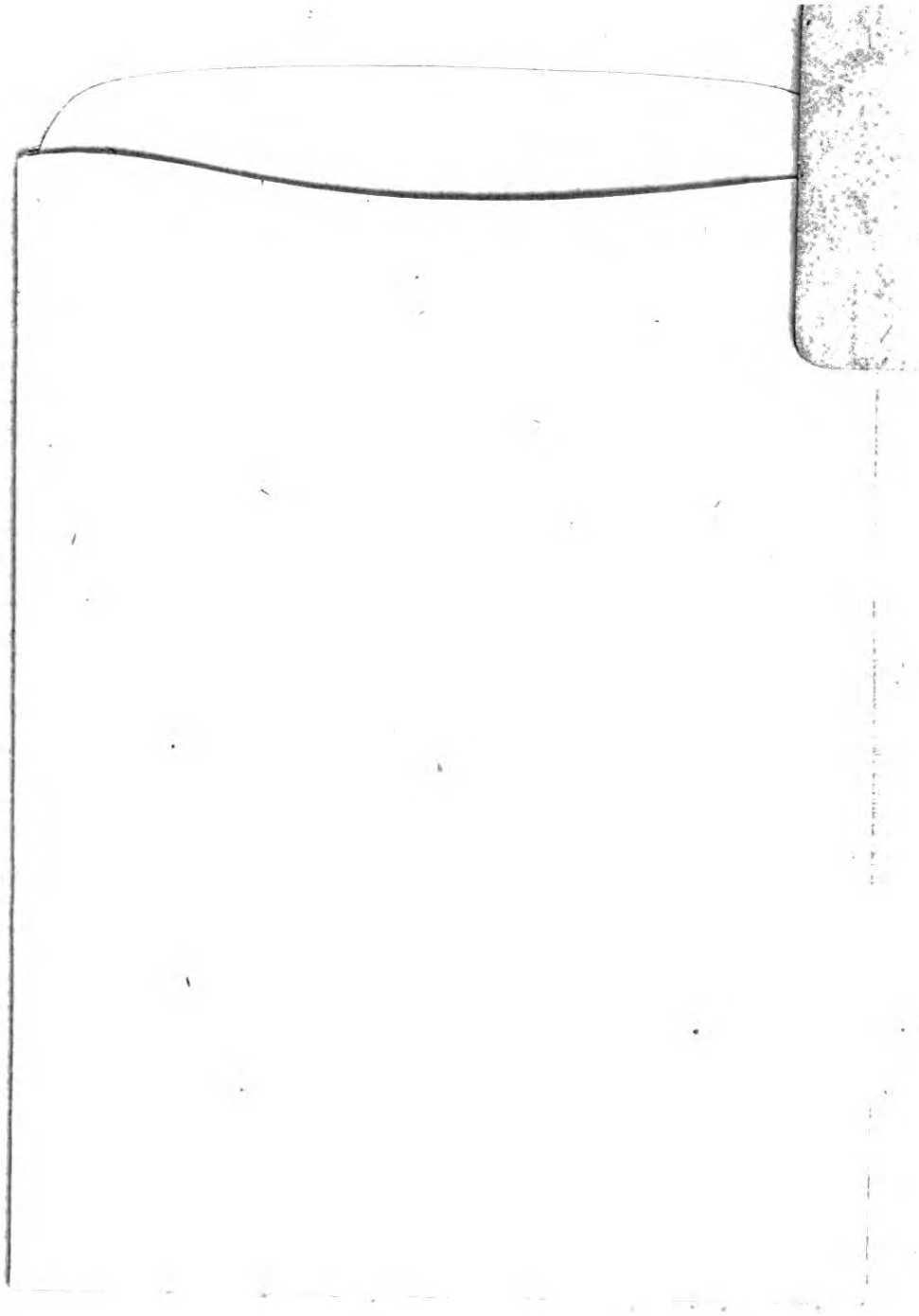
Original from
UNIVERSITY OF WISCONSIN

This ... ...nt

Generated on 2019-10-21 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF WISCONSIN



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF WISCONSIN
Generated on 2019-10-21 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

89095948030

b89095948030a

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF WISCONSIN

Generated on 2019-10-21 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89095948030
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google